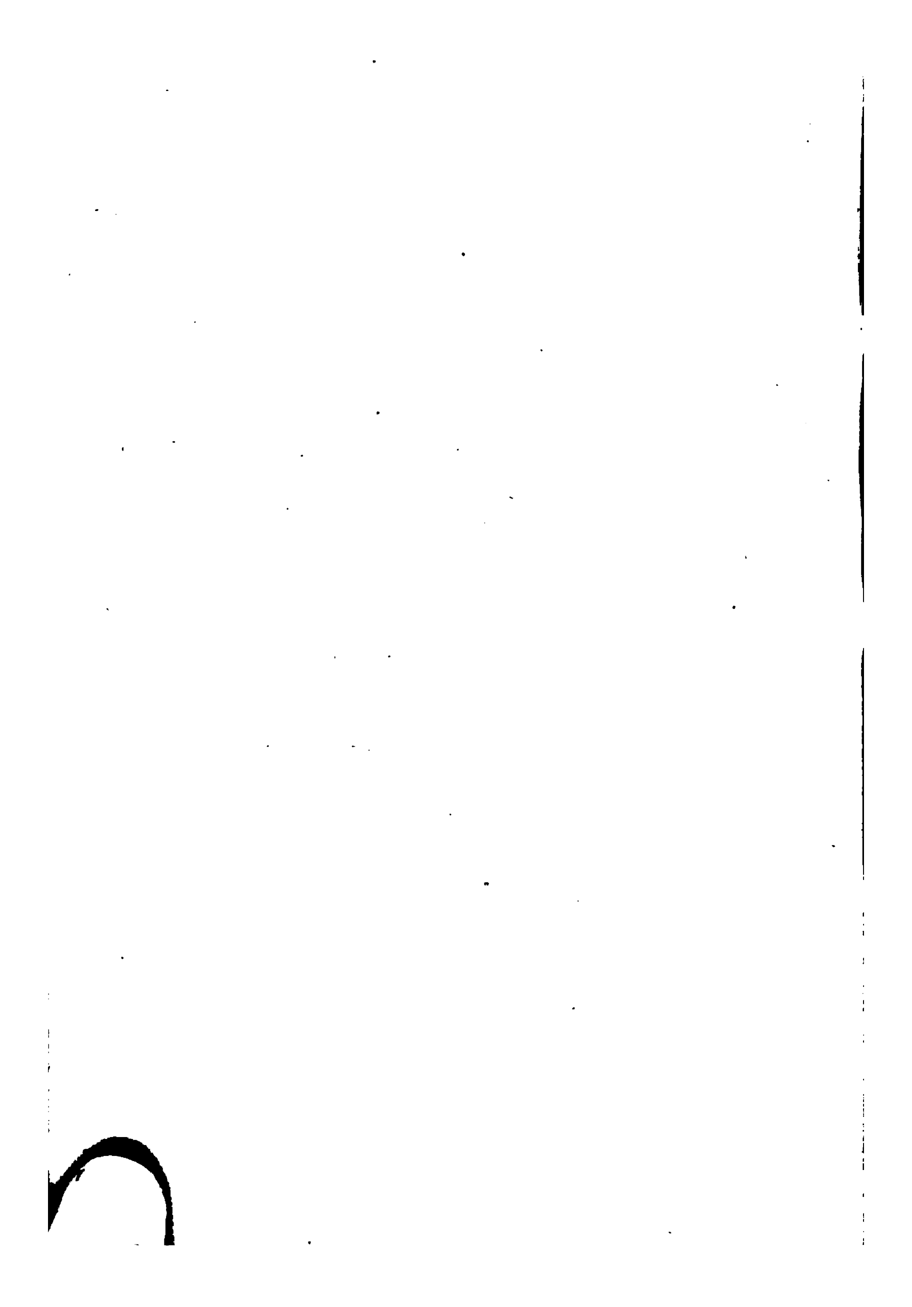
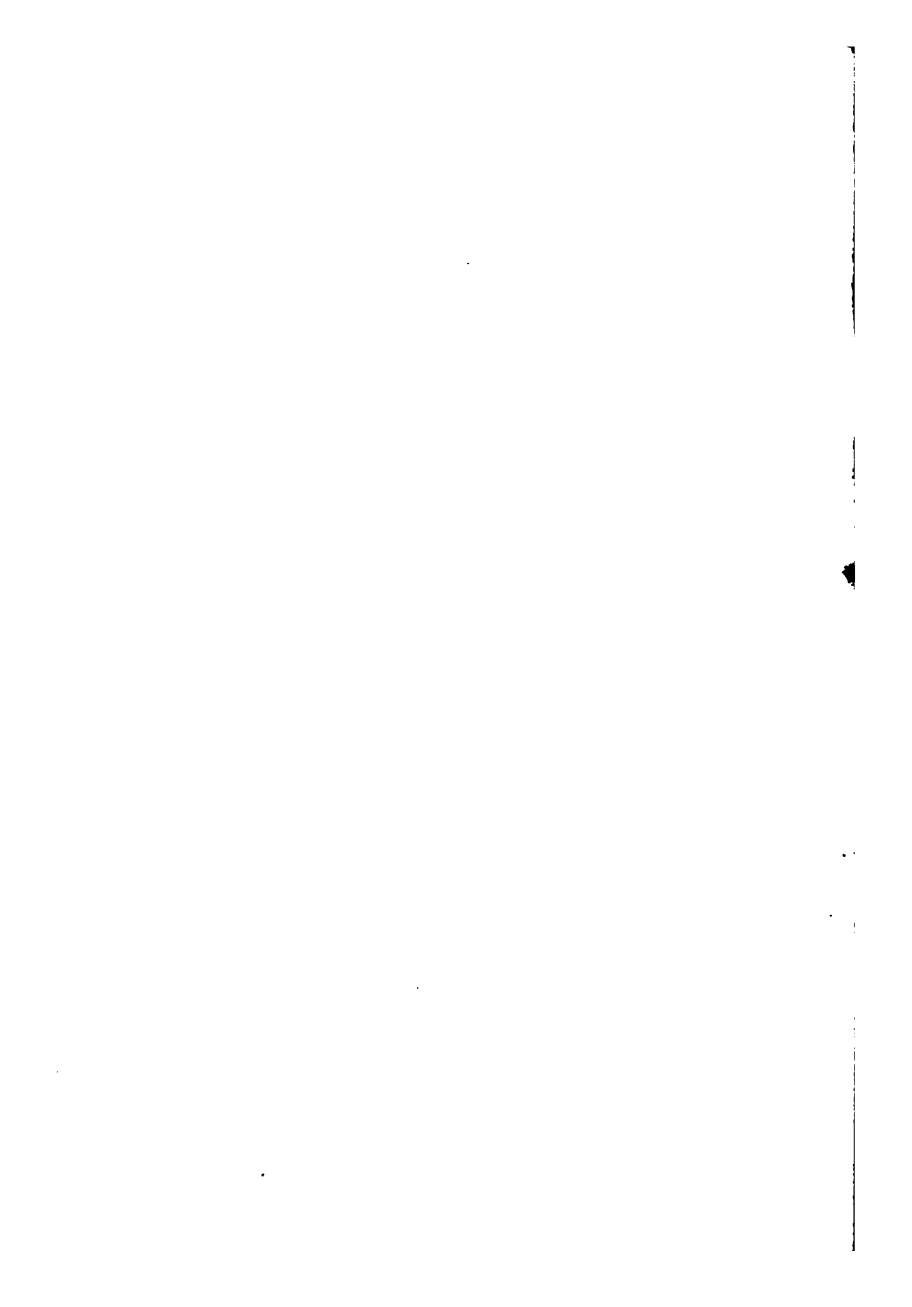


Joseph Viktor von Scheffel.

Reise-Bilder.





Joseph Viktor von Scheffel.

Reise-Bilder.

Mit einem Vorwort

von

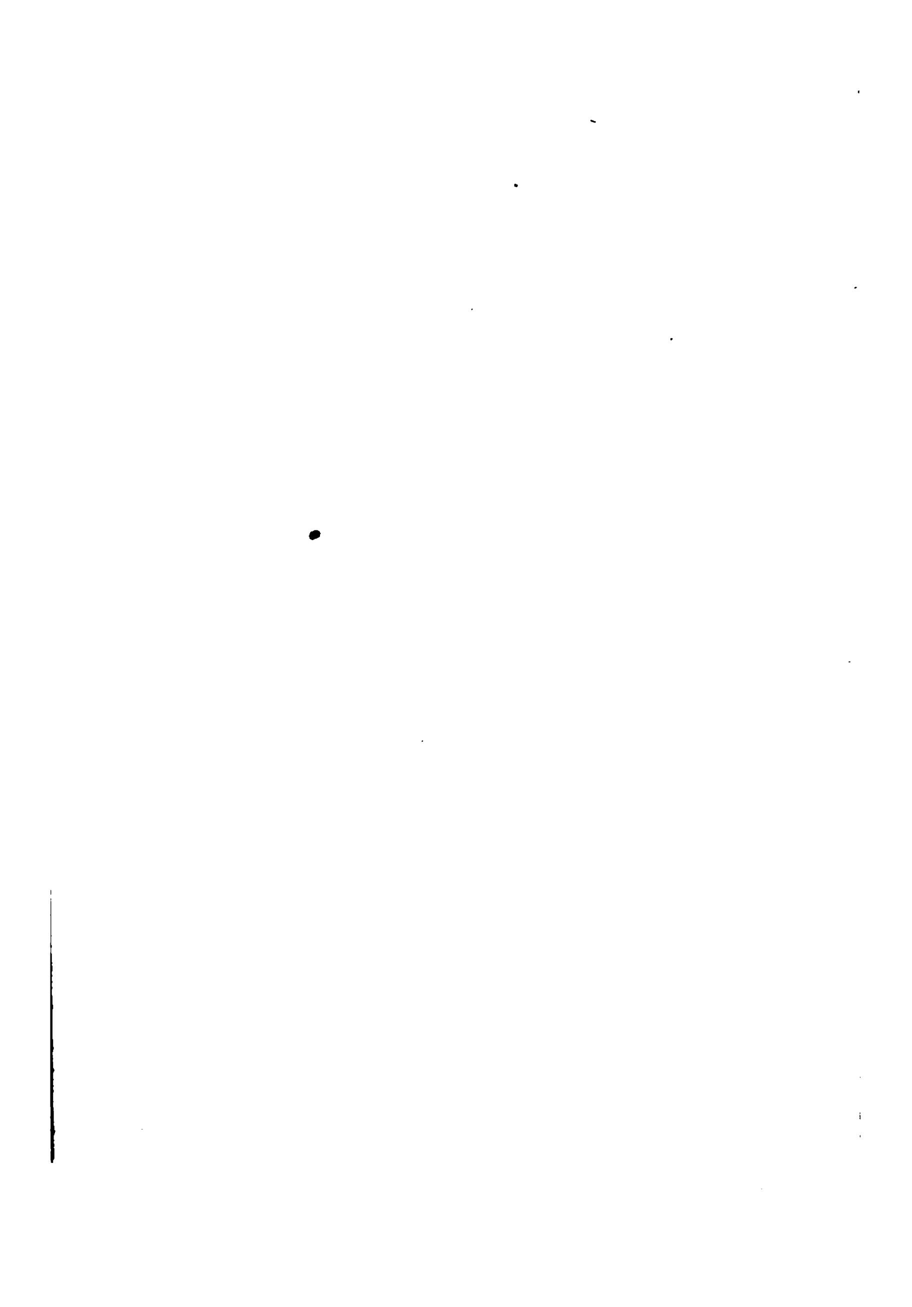
Johannes Proelß.



Stuttgart.
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1887.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Inhalt.



Vorwort.

„Lieder eines fahrenden Schülers“ nannte Scheffel die ersten Gedichte, welche er noch als Student in Druck erscheinen ließ; ein fahrender Spielmann war der Held seiner ersten größeren Dichtung; seinen Ekkehard ließ er in hehrer Alpeneinsamkeit Frieden der Seele und den Aufschwung zur That des Poeten finden; und die deutschen Minnesänger, die im zwölften und dreizehnten Jahrhundert von Burg zu Burg und von der Dorflinde zum Fürstenhof die Spenden ihrer Liederkunst trugen, strebten nach neuem Leben in jenem großen, nie vollendeten Roman vom Wartburgkrieg, für welchen der Inhalt des Buchs „Frau Aventiure“ als lyrischer Ausschmuck bestimmt war. Ein fahrender Schüler vom Schlage der heiteren Goliardensänger, deren verwegen-

kecker Geist ihm aus dem Bande der Carmina burana entgegentrat, in seiner Jugend und dann, solange überhaupt sein Leben der Poesie gewidmet blieb, ein fahrender Sänger mit denselben Neigungen und Trieben wie sein Ofterdinger ist aber Scheffel selber nicht nur im Geiste, sondern in voller Wirklichkeit gewesen. Der altgermanische Wandertrieb wirkte mächtig in ihm, und während das in seiner Jugendzeit zur Entfaltung gelangende Eisenbahnwesen dem Verkehr der Menschen auf Reisen eine Fülle von poetischem Reiz entzog, erhob er mit immer größerer Ausschließlichkeit zum Gegenstand seines Dichtens die Poesie des echten abenteuerfrohen Wanderns zu Fuß über Berg und Thal, ohne viel Gepäck und ohne ängstlich eingehaltenes Ziel — „in die weite Welt“, wie's im Volksmund heißt.

„Mag lauern und trauern
Wer will hinter Mauern —
Ich fahr' in die Welt!“

Von diesem an Abenteuern, an frohen und düstern Erlebnissen reichen Wanderleben haben seine poetischen Werke nur indirekt Kunde gegeben. Wohl ist allbekannt, daß er, ohne persönlich durch die Tannenforste des

Schwarzwalds bis gen Säckingen gewandert, auf den frischströmenden Wellen des Oberrheins im Nachen zum Fridolinsacker gefahren und träumerischen Sinns über die Alpen ins Heimatland der Kunst, nach Welschland, und seiner Hauptstadt, die ewige Roma, gepilgert zu sein, den „Trompeter von Säkkingen“ ebenso wenig geschaffen haben würde, wie den „Ekkehard“ ohne die innige Vertrautheit seines Gemüts mit der herrlichen Bodensee-Landschaft zwischen dem Hohentwiel im Hegau und dem Hohensäntis in Appenzell. Zählt doch die malerische Anschaulichkeit der Landschaftsschilderung und die lebendige Beziehung zwischen den Schicksalen der Menschen und den besonderen Stätten ihres Wirkens und Waltens zu den charakteristischen Eigentümlichkeiten, welche diese Werke des Dichters so bedeutend und so beliebt gemacht haben. Aber welche Abenteuer Scheffel selber bestand, als er in diesen Landschaftsrevieren so vertraut ward, um durch die bloße Schilderung seine Leser in ihnen völlig heimisch werden zu lassen, davon geben diese Dichtungen keine direkte Kunde, und in wie hohem Grade die vielen, bestimmte Landschaftsbilder wiederspiegelnden Wanderlieder, welche die Sammlungen „Gaudeamus“ und „Frau Aventiure“ enthalten, dem

eigenen Erlebnis ihre Entstehung verdankten, ist in einer Zeit, in der die Anempfindung auf dem Gebiete der Lyrik dominiert, lange nicht genug gewürdigt worden. Ist ja überhaupt der seltsame, geradezu tragisch zu nennende Lebensgang des Dichters bisher derart in fast mystisches Dunkel gehüllt geblieben, daß der innige Zusammenhang zwischen Leben und Dichten, der in demselben bestand, von den meisten Beurteilern seiner Werke und namentlich auch von ihren Nachahmern völlig verkannt worden ist.

Wie sehr jene frühe Epoche in Scheffels Lebenslauf, welche die größeren Dichtungen desselben gezeitigt, der Kenntnis der Mit- und Nachwelt entrückt blieb, während diese seitdem weittönenden Ruhm und unerhörte Verbreitung gewannen, davon ist ein überraschender Beweis die Thatsache, daß eine ganze Reihe von Reisebildern in Prosa, die der Dichter um dieselbe Zeit und auch später noch in Zeitschriften zerstreut erscheinen ließ, bis vor kurzem gänzlicher Vergessenheit verfallen blieb. Er selbst hat über anderen Aufgaben und Erlebnissen es versäumt, dieselben je zum Buche zusammenzufassen; daß sie dies mit demselben Rechte verdienen wie z. B. die Reisebilder Heinrich

Heines, wird aber wohl jeder zugeben, der nun, nachdem die biographische Forschung dies nachzuholen ermöglicht hat, beim Lesen der folgenden Blätter mit Entzücken wahrnimmt, wie unmittelbar und lebensvoll die hohen Vorzüge von Scheffels Dichtergeist in diesen Reiseschilderungen sich äußern, und welch weiten Einblick sie uns in das Gemüt des Dichters gewähren, der als erklärter Lieblingsdichter der Jugend seiner Zeit am 9. April vorigen Jahres gestorben. Sie geben — wenigstens teilweise — eingehende Antwort auf jene Frage. Und wer sich tiefer in diese teils anmutig-heiteren, teils düster-ernsten Kapitel, in die frischen Schilderungen lustig durchlebter Wandertage und die geistvollen Rückblicke in das Wirken und Walten der Vorzeit in historischer Landschaft versenken mag, der wird entdecken, daß diesen Aufsätzen in ihrer Vereinigung die Bedeutung eines freilich fragmentarischen, aber dennoch äußerst wertvollen Torsos von einer Autobiographie des Dichters innewohnt. Er wird nicht nur in den Studienblättern „Aus dem Hauensteiner Schwarzwald" reichliche Spuren des Weges entdecken, welcher Scheffel zur Gestaltung seiner Trompeterdichtung führte; er wird auch mit Teilnahme in den drei Reisebriefen aus den

rhätischen Alpen die frischen Nachklänge der Erlebnisse des Dichters während der politischen Bewegung der Jahre 1848 und 1849 erkennen, in den Briefen „Aus den Tridentiner Alpen“ nähere Auskunft über die nach Vollendung des Ekkehard in Angriff genommenen Romanentwürfe empfangen und mit Wehmut in den Skizzen aus dem mittägigen Frankreich die Äußerungen einer düstern Melancholie wahrnehmen, die über des Dichters einst so heiteres Gemüt ihre schwarzen Schleier senkte und es der Freude am Schaffen entfremdete. Die Schilderungen „Aus dem Elsaß“ vom Jahre 1872 führen den Leser dann in die Stimmung patriotischer Befriedigtheit ein über die großen Siege, welche dem geliebten Vaterland die ersehnte Einheit und den „verlorenen Sohn“, das Elsaß, der Mutter wieder zurückbrachte.

Aber auch ganz abgesehen von diesem biographischen Bezug — um ihrer selbst, um ihrer litterarischen und poetischen Reize willen, ihres Reichtums an Stimmung und geistigem Gehalt, sind sie als eine wertvolle Ergänzung der im engeren Sinne poetischen Werke des Dichters zu betrachten. Wer die „Lieder aus dem Weiteren“ im Gaudeamus zu schätzen weiß, wird hier

noch mehr als „harmloser Wanderlust verflüchtigt Glück“ wiedergespiegelt, er wird daneben eine Fülle geistreicher Betrachtungen und wertvoller Aufschlüsse finden; denn wenn Scheffel in die Berge zog, begleitete ihn nicht nur sein beim Anblick schöner Landschaft stets froh auf-jubelndes Herz, sondern auch das Wissen eines kenntnis-reichen Historikers und Ethnologen, der Geist eines über die Probleme der Menschheit nachsinnenden Humanisten, der Beobachtungssinn eines Naturforschers, dem der Hammer des Geologen im Rucksack nicht fehlte, vor allem aber zwei klare Augen, die hinter der Brille hervor mit der Schönheitsliebe des Poeten und der Schönheitskunde des Malers in die Wunderwelt der Schöpfung schauten. Die große Gemeinde der Alpen-besteiger wird mit Genugthuung entdecken, daß der Dichter des klingenden Wanderliedes „Wohlauf, die Luft geht frisch und rein, wer lange sitzt muß rosten“ zu den Pionieren zählt, welche die unbekannteren Gegen-den der Alpenwelt und deren Schönheiten dem all-gemeineren Interesse erschlossen und in der anschaulichen Schilderung derselben bahnbrechende Meister wurden. Wer aber Scheffel vor allem als Humoristen liebt und verehrt, auch ihm wird dieser Band keine Enttäuschung

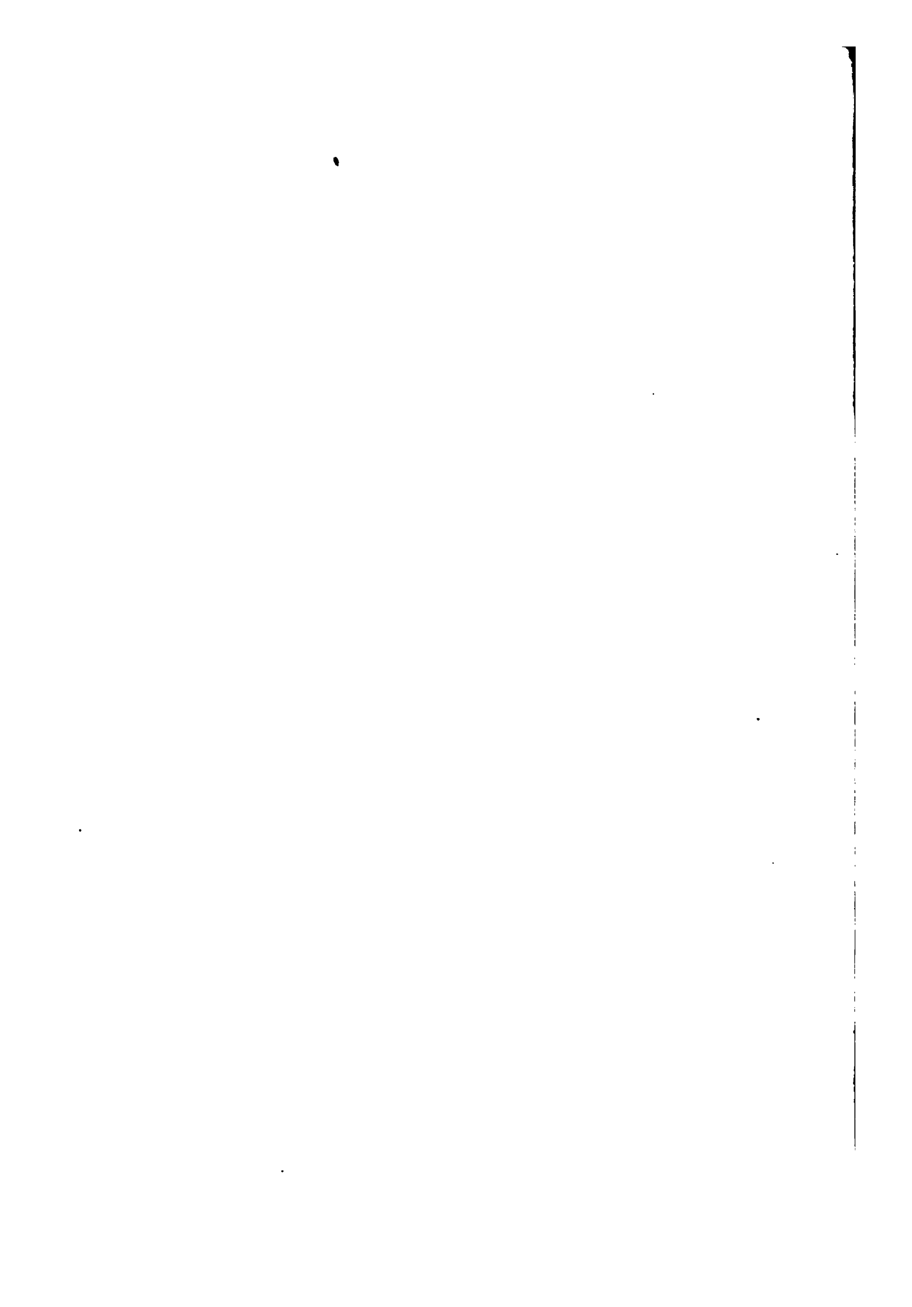
bereiten. Leuchtet und schimmert doch der bunte, heitere Goldglanz des echten „Gaudeamus“-Humors immer wieder auf in diesen Reisebildern, und die Mutter des Dichters hatte gar recht, als sie in Bezug auf die anonym erschienenen „Rhätischen Briefe“ an einen Freund schrieb: „Josephs Feder werden Sie an seinem Humor erkennen.“

Es ist nach seinem Tode manch unbedeutende Gelegenheitsdichtung veröffentlicht worden, die wenig geeignet war, den Ruhm des Dichters zu nähren; was aber unser Band aus seinem Nachlaß ans Licht bringt, verleugnet weder die Bedeutung, noch die urwüchsige liebenswürdige Eigenart des Dichters, der uns den Ekkehard und den Sang vom Säckinger Trompeter geschenkt hat.

Johannes Proelß.

Aus den rhätischen Alpen.

(1851.)



Die Abendglocken waren verklungen, und das leise Glührot, das von den fern aufsteigenden Spitzen der Rhätikonkette ins Tavetscher Thal grüßend herübergeleuchtet hatte, war in das Nebelgrau der Dämmerung übergegangen, als wir von den Höhen von Chiamut und Rüäras herab im alten Dissentis einzogen. Wer über die gefährlichen Pässe der Oberalp herübergeklommen ist ins Bündner Land, der denkt des Abends, nicht minder als an rauhe Schönheit zurückgelegter Gebirgspfade, auch an sichere Herberge zur Pflege der müden Knochen. Diese findet er aber zu Dissentis am Fuß der weitaufsteigenden Klostermauern in hinreichender Fülle.

Bei würzigem Veltelliner Wein, in dessen Unvermeidlichkeit in diesem Gebirgsstrich sich der Wanderer gerne fügt, und bei zartem Gemsenbraten, der ersten Beute der am 1. September eröffneten Jagd,

verschwinden die kniezerbrechenden Erinnerungen, und bei der Wärme des primitiv geformten Ofens läßt sich, wie am heimischen Winterabend, von alten Geschichten plaudern.

Dissentis selbst und der bis jetzt durchwanderte Teil des Oberlandes geben hinreichenden Stoff hiezu.

Leider haben die Kämpfe der französischen Revolutionszeiten hier die urkundlichen Quellen alter Klostergeschichte vernichtet.

Als 1799 der Bündner Landsturm gegen die Franzosen auszog und die unberufenen Gäste aus dem ganzen Vorder-Rheinthal bis gegen Chur hinab gejagt hatte, wurden zu Dissentis gefangene Soldaten von den Landstürmern niedergemacht. Noch zeigt man die enge Gasse.

Des zur Sühne zog Lecourbe wieder herauf und ließ Dorf und Kloster in Asche legen. Dabei ist auch alles, was die Bibliothek an alten Handschriften besaß, zu Grunde gegangen.

Aus den unvernichtbaren Urkunden der Geschichte — Orts- und Leute-Namen — läßt sich aber noch mancherlei entziffern.

Daß in diesen hintern Gründen des Rheinthals

bis in die Anfänge christlicher Zeit Wildnis und Wüstenei gewesen, in die nur der keltische Urbewohner jagend oder viehhütend vordrang, zeigt der Name des Klosters — Disertina — Einöde, sowie die Namen der thalab gelegenen Dörfer Sumvix und Surrhen (summus vicus und summum Rheni), deren Häuser einst die letzten Vorposten der Thalbewohner waren, bis der unvergleichlich sichere Blick der ersten Diener der Kirche diese Wildnis auswählte, um von hier aus dem Kreuze und christlicher Kultur auch die Quellen des Vorder-Rheins und die wilden Seitenthäler am Fuß des Cornera und der Medelser Hörner dienstbar zu machen.

Manche Ansiedelung hier ging von den Mönchen zu Dissentis aus, und die Kolonen waren des Klosters untergebene Leute. So heißt heutigentages noch der Landammann dieser Dörfer im Oberländer Romansch: Mistral (Ministerialis). Der Urbewohner aber, der schon vor der christlichen Einwanderung Bergen und Thälern hier den Namen gab, war sicherlich keltischen Stammes. Wer an dem Aufbau altkeltischer Geschichten, dessen Aktien neuerdings seit Mone, Keferstein, Brosi ꝛc. merklich in die Höhe gestiegen sind, mitarbeitet, der möge diese Namen einer nähern Prüfung unterziehen.

Die zackigen Kuppen des Sixmadaun und Badüs, das Horn, in dem der Gletscher von Medels liegt, der Bernatsch, das von grünem Grasboden benamsete Thal Tavetsch, die Orte Sedrun und Rüäras 2c. haben weder germanische noch romanische Taufpaten gehabt.

Auch der heutige Graubündner Oberländer ist noch großenteils mit keltischen Familiennamen behaftet. Der Kelte nannte seine Geschlechter nach dem Haus, das sie bewohnten, daher die vielen mit Ca (Haus) anfangenden Eigennamen; so heißen die, welche zum Haus des Vornehmsten, des Herrn, gehören, Caflisch (flisch belgokeltisch = Herr); die, deren Hütte im Moorboden (risch) stand, die Carisch (daher auch der emsige Forscher Professor Carisch zu Chur schon vermöge seiner Abstammung zu den Graubündner Sprachstudien berufen ist, deren Resultate er in seinen romanischen Wörterbüchern und Grammatik niedergelegt hat) — ähnlichen Wortbildungen haben die Cadusch, Camenisch, Carim ihre Namen zu danken, und in spätern Zeiten, als schon romanische Vornamen ins Thal gekommen waren, wurden die, so im Haus des Jakobus oder Albertus ihren Unterschlupf hatten, in altkeltischer Analogie die Cajacob und Cadelbert geheißen.

Denjenigen, die in keltische Studien so innig verliebt sind, daß sie antike und moderne Welt vor den Verdiensten des keltischen Urvolks um „Lebens- und Staatsweisheit“ in vollständigen Hintergrund setzen, überlassen wir den Nachweis, daß auch die einfache Dorfschafts- und Gemeindeverfassung, die sich in den verschiedenen Graubündner Föderationen zu einem so eigentümlich gelungenen politischen Ganzen zusammenbildete, in dem keltischen Blute der Ahnen der heutigen Cajacob und Caflisch ihren Ursprung hat, da ja das Streben nach „gesetzlicher Freiheit und Volksherrlichkeit, geordnetem Gemeindewesen und Eigentumsrecht“ — wie uns Brosi in seinen Kelten und Alt-Helvetiern, Solothurn 1851, sattsam belehrt — der Grundzug keltischen Wesens sein soll.

Unten im Wirtszimmer saß der junge Führer von Rüäras, ein schmucker, schwarzgelockter Bursche, der Kelten und alte Mönchsgeschichten ruhig dem Totenschlaf überließ und ganz andere Dinge ausheckte, wenigstens sang er mit einem Gefährten ein feines Liedchen im Tavetscher Romanisch von einer „zarten, schönen und rosenfarbigen“ Maid (una zarta, bialla cotschna), bei der ein kecker Bursche zu „Kilt“ gehen will, aber

mit derselben schnöden Antwort abgewiesen wird, wie der deutsche Buhle in jenem Volkslied:

„Geh du nur immer hin, wo du gewesen hast,
Und binde deinen Gaul an einen dürren Ast.“

— und Wechselsang tönte neckisch in die gelehrte Unterhaltung herüber, als wolle er allen sprachlichen und geschichtlichen Studien zum Rückzug blasen.

Nach festem Schlummer, wie er einem, der über die Oberalp gestiegen, ziemt, und ohne Traum von Bestien der Wildnis oder den Geistern der keltischen Thalbewohner, wurde des andern Tags eine Umschau in Kloster und Kirche gehalten.

Im Kloster, wo zur Zeit nur zehn Benediktinerpatres versammelt sind, waren überall noch die Spuren des Brandes ersichtlich, der vor wenig Jahren dasselbe wiederum heimgesucht hatte. In Zellen und Refektorium war emsiges Arbeiten von Schreinern und Zimmerleuten; auch waren Sachkundige beschäftigt, die Zellen mit den eigentümlich alt-traditionellen Öfen zu versehen, die wohl, außer im Graubündner Oberland, nirgends vorkommen.

Auf kurzen Steinfüßen werden gewaltige granitähnliche Platten zu einem länglichen Würfel zusammen-

gefügt und mit einer mächtigen Oberplatte gedeckt, so daß der Ofen einem antiken Sarkophag gleicht, und wenn etwa an den Seitenwänden noch einige Reliefs von fabelhaften Tiergestalten angebracht wären, wie sie über Thor und Fenstern an den Engadiner Häusern so grotesk sich finden, so läge dem Antiquarius die Versuchung nahe, altrhätische oder etruskische Reminiscenzen aufzufrischen und den Übergang vom Sarg des Lucumonen in den Oberländer Ofen der Gegenwart nachzuweisen.

Die nicht alte Klosterkirche, vom letzten Brand zwar nicht versehrt, hat an Architektur oder Denkmälern nichts Bedeutendes.

Grauer Wolkenschleier hing von allen Bergkuppen ins Thal herab, als wir, dem jugendlich brausenden Vorder-Rhein entlang, den Weg gen Ilanz und Reichenau hin antraten, und die guten Freunde vom Abend zuvor, der vielgezackte Sixmadaun und der hochaufstrebende Crispalt im Rücken, sowie die ferne Rhätikonkette geruhten unsichtbar zu sein.

Der Weg bis Trons ist von wilder Schönheit im einzelnen. Chaotisch übereinandergehäufte Felsstücke erinnern daran, daß auch die Höhen der Gebirge alt

werden, verwittern und thalabwärts stürzen; über malerischen Steintrümmern, die oft bis in den Rhein herein gehen, wächst die Tanne und das feinstgeformte Nadelholz, die Lärche; einfache Brückenstege führen über die Bergwässer, die aus allen Ritzen und Spalten herab dem jungen Rhein neuen Zuwachs bringen; eine Reihe von Studien für den Landschaftsmaler, die er an den gewöhnlichen Malerplätzen in Tirol und dem baierischen Hochland so gewaltig nicht vorfindet. Am Fuß des Medelser Gebirgsstockes, auf rechtem Rheinufer, braust aus der Schlucht Conflons hervor ein stärkeres Gebirgswasser, mit Unrecht als „Mittel-Rhein" den beiden andern Rheinanfängen gleichgestellt. An dessen Pfaden zog einst fränkische Heeresmacht unter Pipin ins Leventinerthal und nach Welschland hinüber.

An vielen Punkten des Weges ist die Vegetation von massigem Steingeröll und Gefelse überschüttet; gegen solche Erd- und Lawinenstürze schafft sich der Thalbewohner durch Brustwehren und Mauerwerke nur spärlichen Schutz und wird selbst oftmals ein Opfer des Bergfalls.

Über Compadiels, wo im spitzbogigen alten Kirchlein mannigfache Votivtafeln zum Dank für glückliche

Errettung aus Todesgefahr und Lawinen aufgehängt sind, und über Sumvix erreichen wir das Dorf Trons.

Links an der Straße vor dem Dorf steht eine Kapelle und neben ihr ein ehrwürdiger Zeuge alter Tage, ein verwitterter Ahorn. Mark und inneres Holz sind längst verschwunden, aber in ungeheurem Umfang wurzeln noch die äußern Rindenwände des hohlen Baumriesen in der Erde — Zigeuner haben vormals hier innen hinreichenden Platz zum Nachtlager gefunden, jetzt hat neuere Pietät ihn mit schützendem Gitter umzogen. Krone und Äste sind abgestorben, aber aus einer Seite ist ein knorriger Sproß herausgewachsen und umlaubt mit frischem Gezweige den greisen Stamm.

Daß wir hier am Grütli der Graubündner stehen, ist an der nahen St. Anna-Kapelle in Wort und Bild zu lesen.

Deutsches Lehenswesen hatte seit karolingischen Zeiten auch in den wilden Thälern des rhätischen Oberlandes Wurzel gefaßt. Als kaiserliche Grafen und Lehensträger des Bischofs von Chur herrschten neben dem Abt von Dissentis deutsche Herren von ihren Burgen aus über das romanische Land.

Sämtliche Trümmer der gebrochenen Burgen tragen

deutsche Namen: Saxenstein, Rinkenberg, Pultlingen 2c. Im Thal des Vorder-Rheins aber und auf den Höhen der Gebirge saß in kleinen Dörfern oder abgelegenen Sennhütten das rhätisch-romanische Landvolk. Schwerer Druck der Herrschaft drang zu den wenigsten durch.

Seit gotischen oder fränkischen Tagen waren hier ein einfaches Gemeinwesen und Verbindungen einzelner Gemeinden emporgewachsen. Jedes Dorf schuf sich seine Satzung selbst, die der Dorfmeister vollzog; einzelne Ortschaften, durch den kirchlichen Verband zur Pfarrgemeinde geeinigt, setzten sich einen Ammann, der mit Geschwornen die kleinen Händel schlichtete; zum Austrag größerer Streitigkeiten, Aburteilung der Verbrechen und Beförderung allgemeinen Friedens einigten sich mehrere Gemeinden zu einem Hochgericht — eine Föderation, die kein Resultat künstlich abstrakten Systems, sondern unmittelbar aus dem Wesen und den Bedürfnissen solchen Gebirgslebens herausgewachsen war.

Zur Zeit, als jenseits der Bündner Alpen in Schwyz, Uri und Unterwalden die Landvögte grausam herrschten, lieferten auch die Herren in Rhätien Musterstücke von Plackung des Landmanns. Ob etwa germanische Melancholie gegenüber den Wildnissen der

Bergschluchten und einem in anderer Zunge redenden Landvolk, genährt vom fremd duftenden wälschen Wein, den deutschen Herren Spleen und abnorme Gelüste verursachte — das hat leider noch kein Romantiker zur Ehrenrettung derselben dargethan.

Der Kastellan der Bärenburg bei Andeer, der des Mittags seinen Bauern in die Suppe spuckte, der Landvogt von Guardavall im Engadein, der die Tochter Adams von Camogask entehren wollte, Donat von Saß und andere Biedermänner aus den Bündner Alpen finden hoffentlich ebenso gut noch ihren Dichter, welcher ihr „ungeeignetes Benehmen“ in einem ungeheuren Seelenschmerz derselben mit gleichem Pathos tragisch begründet, wie weiland Herr Golo für seine Aufführung gegen Genovefa, die fromme Herzogin in Brabant, an Hebbel seinen Apologeten gefunden hat.

Der rhätische Landmann aber, der zwar im Schreck des Bergsturzes und im Wintersturm auf den Alpenhöhen seinen wahren Herrn und Meister verehren lernte, aber auch in seinem mühsam der Bergwildnis abgerungenen Leben sich zu rauhem und trotzigem Selbstgefühl zusammenfaßte, hatte weder Resignation noch Romantik genug, um an den Roheiten seiner Kastellane

Geschmack zu finden. Wie Tell in der hohlen Gasse bei Küßnacht, also erschlugen auch im Engadin und Schamser Thal die Bauern ihre Zwingherren, Guardavall, Fardün und Realt wurden gebrochen, und der Vogt der Bärenburg mußte die Suppe selbst aufzehren, die er dem Jan Caldar gewürzt hatte.

Hier im Oberland aber verfuhr der Landmann loyaler. Als Streit zwischen den Herren ihn gefährdete, als der Bischof von Chur gegen die Stadt sich um österreichische Hilfe bewarb, da stiegen die Männer von den Gebirgen des Vorder-Rheins hernieder zum Wald von Trons, und unter dem alten Ahorn wurde der Bund zu Aufrechthaltung gemeiner Freiheit beredet. Ihren Herren aber entschickten sie — schlicht und gemäßigt — Abgeordnete, die sie, wie die Chronik sagt, „freundlich erinnern sollten, Ungerechtigkeit, Gewalt und schändliche Ausgelassenheit aus den Grenzen ihrer Herrschaft zu verbannen, mit dem Bedeuten, dafern sie nicht gutwillig Richter zu Handhabung und Beschützung der Gerechtigkeit setzen wollten, so werde das gemeine Volk die zügellose Bosheit nicht länger ertragen, welches doch sonst bereit wäre, ihnen in ihren ehrbaren und billigen Dingen zu gehorchen.“ Leider war eine Grau-

bündner Zeitung nicht vorhanden, welche zu energischem Einschreiten gegen sothane Anmaßung raten konnte — die Herren willigten zum Bund ein; ob in wirklich girondistischen Anflug oder mit einem Seitenblick auf den Hintergrund der Sturmpetition, das verschweigen die Chronisten.

Also kamen im März 1424 der Abt von Dissentis, die Grafen von Werdenberg und Sax, die Freiherren Brun von Rhäzüns zum Ahorn von Trons angeritten und schwuren den Dorfmeistern und Ammännern der Hochgerichte Schutz, Schirm, Entsagung des Faustrechts, Abwehr der Gewalt und getreue Eidsgenossenschaft, „so lange Grund und Grat stehen,“ in die Hände Herrn Peters von Pultlingen, Abts von Dissentis, und was sie schwuren, haben sie redlich gehalten.

Das war der obere oder graue Bund — la lia grischa — umfassend das Rheinthal bis Reichenau, mit den Seitenthälern von Medels, Lugnetz und Savien, bis hinab wo aus den Gletschern des Rheinwalds der Hinter-Rhein entströmt und das Misoxer Thal sich gen Welschland hinstreckt. Und der gedieh in starker Mannhaftigkeit und hatte guten Klang ringsum — ein Vorbild für die spätern Unionen des Gotteshausbundes

und des Bundes der zehn Gerichte im Prättigau und Davos.

Des zum Gedächtnis trägt die Kapelle neben dem Ahorn, an beiden Seiten des Eingangs, zwei Freskobilder: die Stiftung des Bundes und die letzte Wiederholung des Schwures im Jahre 1778, wo freilich die Epigonen in Perücken und dem geschniegelten Rokoko-Anzug einen leibhaftigen Kommentar zum alten Reimspruch geben, der in körniger Weise die Entstehung des Bundes preist und am Ende sagt:

Von diesem Freiheitsbund
Sind wir in wahrem G'nuß;
— Wie's sonst noch mit uns steht,
Mach' jeder selbst den Schluß.

Daß die von einem Meister Kühlenthal renovierten Bilder einem Sachkenner weniger an moderne Historienmalerei als an die Art, wie man, den Fliegenden Blättern zufolge, in Breslau Wandmalerei treiben soll, erinnern, darf hier nicht gerügt werden, da auch die Kunst einige tausend Fuß über der Meeresfläche dem Schicksal der italischen Einwanderer in den Alpen unterliegt: durch die Gegend selbst verwildert werden. („Quos loca ipsa efferarunt.“ Liv.)

Der Bund von Trons ist, wie die andern Bünde, seither zu Ende gegangen, aber noch steht „wie Grund und Grat der Alpen" der alte Ahorn, vom Landvolk ringsum in abergläubischer Verehrung gehalten, und wenn die Oberländer Schützen thalab nach Chur oder ins eidgenössische Lager von Thun ziehen, unterläßt keiner, sich einen grünen Zweig davon aufs Käppi zu stecken.

Wenn der alte Strunk seinen neuen Sproß als Symbol für das neue bündnerische und helvetische Staatswesen frisch hat aufgrünen lassen, so wird er, der seit den Tagen der Freiherren von Rhäzüns und Sax sich im stillen manche Erfahrung gesammelt haben mag, wohl wissen, warum er's gethan hat, und es soll nichts dagegen eingewendet werden, wiewohl es im allgemeinen für durchaus unpassend erklärt werden müßte, wenn sich auch die Bäume Demonstrationen erlaubten.

Inzwischen hatte der Himmel seine Schleußen geöffnet und schüttete so intensiv, daß beim homerischen Ziegenbraten im Wirtshaus der Entschluß reif wurde, den Weg zu Wagen fortzusetzen, wiewohl erst in Flanz eine sogenannte Poststraße beginnt. Daß auch Fuhrwesen und Rosselenker in diesen keltischen Thalgründen

sich eines primitiven Zustandes erfreuen, sollte uns bald klar werden.

Ein zwischen Wagen und Karren die glückliche Mitte haltendes offenes Fahrzeug war bald herbeigeschafft — in Form und Konstruktion wohl wenig von jener Esseda unterschieden, auf der in der Schlacht von Sentinum, nach Livius, dereinstmals die keltischen Gallier „unter Schnauben der Rosse und Getöse der Räder" zum Schreck der Römer mitten ins Reitergefecht hereingefahren kamen.

An einfacher Deichsel wurde ein Klepper angeschirrt; die Stelle des Leitseils vertrat ein aus roher Ochsenhaut zugeschnittener Lederriemen. Dieser aber ruhte in den Händen des würdigsten aller Wagenlenker — Joseph Antony hieß der Biedere.

Eine schützende wollene Zipfelkappe umschloß sein Haupt, darüber saß der eigentümliche, spitz gegipfelte Filzhut; kurze Lederhosen bis ans Knie, grobe, blaue Strümpfe, Schuhe mit Holzsohlen bildeten Elemente seiner Kleidung, die sich etwa noch auf germanischen Ursprung zurückführen ließen. Entschieden archaistisch geformt war aber Joseph Antonys Frack: spitz ausgeschnitten und mit langen, ausgebuchteten Flügeln

versehen, die eine Wendung nach vorn nahmen. Es ward uns vollständig klar, daß in diesem Frack noch ein Stück Urgeschichte verborgen lag: es war dies sicherlich jenes „eigentümlich verlängerte Kamisol der keltischen Handkärrner,“ die Carikella, die schon dem römischen Imperator dereinst, ob seiner Vorliebe dafür, den Spottnamen Cáracalla eintrug.

Das Institut der Peitsche war bis hieher nicht vorgedrungen; Joseph Antony war mit einem Regenschirm bewaffnet, den er auf Hieb und Stich gleich gewandt gegen sein Rößlein gebrauchte. So war Joseph Antony der ehrwürdige Typus des keltischen Hausknechts und Fuhrmanns; sicher und entschieden betrat er den Vordersitz des Wagens. „Alto! alto! hé bougre!“ rief er seinem Klepper lieblich schimpfend zu, und im beruhigenden Gefühl, daß auch König Rhätus mit seinen Etruskern weiland nicht stolzer über den Maloja ins Engadin eingefahren, begannen wir die Fahrt. Kein Zwischenfall konnte den Alten außer Fassung bringen, höchstens machte er in den Lauten des Oberländer Romansch, der „Schalauer“ Sprache, wie sie in anderen romanischen Thälern spottweis genannt wird, seinen Gefühlen Luft. „Schliatt' aura, Schliatt' aura“

(schlecht Wetter), sprach er kopfschüttelnd, wenn Regengüsse der Dachtraufe des Hutes entströmten, und wenn der Gaul still zu stehen drohte, brummte er etwas von einem „liderlich cavaigl“ — „liderlich Kerli“, woraus wir mit Befriedigung entnahmen, daß die Fülle der Schimpfwörter im Romansch auch der deutschen Sprache wesentliche Bereicherungen verdankt. Soll ich weiter erzählen von der holprigen Fahrt über Stock und Stein und von jener eigentümlichen Stimmung, die sich bei völliger Durchnässung und halbzerbrochenen Knieen so harmonisch ausbildet? Infandum regina jubes. An Tavanasa, an der auf der Höhe des Berges stehenden, mitten im Romanischen deutsch redenden Gemeinde Waltersberg, an der Mündung des schauerlichen Panixerpasses, auf dem einst Suwarow seine Russen das Bergsteigen lehrte, vorüber führte der Pfad in die „erste Stadt am Rhein“, nach Ilanz, allwo der Wirt zum Kreuz mit dem vollen Selbstgefühl eines Posthalters auf unser Fuhrwerk herabschaute.

Warmer Valtelliner und eine riesige Lachsforelle im dortigen Gasthof versöhnten mit den Mühen der Fahrt, und mit geschichtlicher Hochachtung wurde auf das Wohl unsers Fuhrmanns ein Glas geleert. Wenn

die Welt draußen schon mit Eisenbahnen vollständig umsponnen ist, dann kommt vielleicht die Zeit, wo von Ilanz nach Trons und der Oberalp hin eine Poststraße angelegt wird, und Wanderer nach uns schauen dort den letzten Postillon mit denselben Gefühlen an, wie wir den alten Antony. Wenn aber auch die Eisenbahnen anderwärts schon zu den Altertümern gerechnet werden und in Luftballonen ein neues Reisen im Gange ist, dann dringt vielleicht auch der Schienenweg noch bis in die letzten Winkel des Rheinthals, und der Urenkel Joseph Antonys ruft der Lokomotive etwa als Heizer sein Alto! hé bougre! so intensiv zu als sein Ahn heute unserm Rößlein. Solche Perspektive in die Wechselgänge der Weltgeschichte suchten wir dem biedern Antony zu eröffnen; er aber schüttelte sein greises Haupt träumerisch und ging nach dem Stall.

Den grauen Mauern und Türmen von Ilanz schenkten wir keine Aufmerksamkeit. Einen Blick in die Einfachheit der Formen, in welchen heutigen Tages die Demokratie im Bündner Oberland gehandhabt wird, gewährte das Fremdenbuch des Gasthofs. Zwischen den dünn gesäeten Namen der Reisenden erscheint hie

und da ein Eintrag des Inhalts, daß sich aus den Hochgerichten des grauen Bundes die Abgeordneten dahier eingefunden und die auf zwei oder drei Jahre verfassungsmäßig bestimmte Wahl der Funktionäre am Bezirksgericht, der Geschworenen u. s. w. vorgenommen hätten. Sodann sind das Resultat der Wahl, die Zahl der für die Gewählten abgegebenen Stimmen und Namen der Gewählten verzeichnet und der Akt abgeschlossen; das Fremdenbuch ist somit zugleich öffentliche Urkunde und Wahlprotokoll.

Der Fahrweg zieht vom linken Ufer des Vorder-Rheins bei Ilanz seitwärts dem Gebirge zu, in gewaltigen Windungen berganſteigend. An zwei hellen kleinen Seen liegt das Dorf Lax mit altertümlichen Herrenhäusern. Daß der Adel, der sich hierlands erhielt, in späteren Zeiten der schwäbischen Ritterschaft zugeteilt war, zeigt eine Wappenschrift am Hause weiland Herrn Johann de Corays' von und zum Seblen von 1617, der sich als „Kavalier des heiligen römischen Reichs und der Ritterschaft des Viertels am Neckar, Schwarzwald und der Ortenaw“ kundgiebt.

Bei Flims hat sich ein vom Tschingelshorn herabkommender Bach sein Bett durch eine wilde Bergschlucht

gewählt und braust, tief unter der Straße, dem in engem Thal fließenden Vorder-Rhein entgegen.

Noch eine Wendung — an den alten Mühlen von Trims vorüber — und auf steilem Felsgrat steigen die Trümmer der Veste Hohentrims auf, einst als Anhalt und Schutz für lombardische Heereszüge vom Franken Pipin erbaut.

Das Dorf schmiegt sich terrassenförmig an den Berg, und tief unten öffnet sich das Thal, durch welches der Hinter-Rhein vom Splügen her kommt, um sich bei Reichenau dem vordern zu einen. Eine prachtvollere Umschau als von hier hat Graubünden nicht.

Rückwärts ragen die hohen Hörner glarnerischer und Oberländer Alpen über das vordere Rheinthal, das sich hier mächtig ausweitet; in der Tiefe vor uns glänzen die hellen Dächer von Reichenau, nordöstlich schaut Chur aus dem Seitenthal der Plessur herüber, überragt vom fernen Scesa plana, üppige Felder und Waldungen ziehen sich in dem von beiden Rheinarmen gebildeten Delta an die weißgrauen Nagelfluhhöhen hinüber, von denen herab sich die Mauern des alten Schlosses Rhäzüns (Rhætia ima) im Hinter-Rhein spiegeln, und über Rhäzüns hinüber streift der Blick

in das burgenreiche Thal Domleschg, das sich gen Thusis hin zusammenzieht bis an die durch zusammengepreßte Felswände weiter zum Splügen führenden Schluchten der Via mala. Die wilden Berghöhen ringsum, die reiche Vegetation an den Ufern der beiden Rheine, wo jetzt neben düstern Arvenstämmen Kastanie und Nußbaum gedeihen, Dörfer und Schlösser in der Ferne und als Vordergrund das gewaltige Hohentrims — alles wirkt hier zu einem Landschaftsbild zusammen, des farbenkundigsten Meisters ein würdiger Stoff.

Steil ab über Tamins fällt die Straße nach Reichenau herunter. Im schönen Garten des Schlosses der Herren von Planta Reichenau läßt sich die Einigung von Vorder- und Hinter-Rhein, die beide hier von alten Holzbrücken überbaut sind, nochmals überschauen.

Die Geschichten von Ludwig Philipps erstem Exil dahier, der als Mr. Chabaud 1793 Mathematik lehrte, den auf breiter Heerstraße am calandabedrohten Dorf Felsberg vorüber nach Chur führenden Weg, Chur selbst samt seinem kürzlich entdeckten Mosaikboden überlassen wir andern Schilderungen, nehmen von Joseph Antony von Trons wehmütig Abschied und brechen weiter auf — engadinwärts.

Von Chur südostwärts steigt die Straße gen Malix hin und führt durch kühle Fichten- und Lärchenwälder bald in das Gebiet des Zehngerichte-Bundes. Hiezu gehört, am Fuß des Rhätikon und an der Grenze des vorarlbergischen Montafun, das Prättigau im Thale der Landquart bis zu deren Mündung in den Rhein, wo in der Herrschaft Maienfeld und Malans der goldgelbe rhätische Rheinwein kompletter (— et quo te carmine dicam, rhaetica vitis?) von der Sonne ausgekocht wird; ferner das Schalfiker Thal an der Plessur und das in die Klüfte des Scaletta und der nach dem Engadin herabfallenden Berghöhen sich einbuchtende Davos.

Die zum Teil auch germanischen Landeinwohner hatten auf gleichen Grundlagen wie die Oberländer sich eine Dorfschafts-, Gemeinds- und Gerichtsverfassung geschaffen, die sich weiter zum Zehngerichtebund föderirte, einst Herrn Friedrich von Toggenburg unterthan, nach dessen Tod in den Wirren des Erbstreites sich schlau von der Herrschaft losmachend (1436). Auf dem Rücken der Berge, die rechts über Malix aufsteigen und sich nach dem Domleschg herabsenken, stößt das Land der Zehngerichte mit dem des grauen und Gotteshaus-

Bundes zusammen — grüne Alpen und Triften, von Ziegen und Rindvieh beweidet, strecken sich bis zur Höhe der beschneiten Felsgipfel hinauf.

Bei Churwalden, wo neben der alten Kirche ein burgartiges Gebäu mit Zinnen und Erker als trefflicher Vordergrund die Landschaft abschließt, streift der Blick zum letztenmal über das Schalfiker Thal hinüber zu den Massen des Rhätikon und der über andern Schneefeldern und Kuppen sich aufgipfelnden höchsten Spitze, dem Scesa Plana.

Wer in romantischer Pietät Lust hat, mag in der Kirche am Grabmal Freiherrn Donati von Vatz', zubenannt der Grausame, ein Paternoster beten. Ihm war im vierzehnten Jahrhundert ein groß Stück von Graubünden unterthan, und noch jetzt leben einzelne Züge von ihm: wie er gefangenen montfortischen Kriegsknechten, die vor nahem Hungertod um Erbarmen riefen, erklärte, „solcher Singvögel Gesang klinge ihm äußerst angenehm", und wie er in physiologischen Studien drei trunkenen Unterthanen den Leib aufschneiden ließ, um die Wirkungen des übermäßig genossenen Weines zu ergründen — mit Grauen in der Sage des Volkes, die den anderweiten Umstand, daß er sonst „gelehrt in

geistlichen und weltlichen Rechten war", völlig unberücksichtigt läßt.

Auf bergiger Hochebene liegt das saubere Alpendörfchen Parpan, dem baierischen Partenkirchen nicht unähnlich.

Über die Heide, in deren torfigem Sumpfboden grünweiße Seen die Spitzen des Gebirges abspiegeln, ist die Höhe des Gebirgskammes, 5000 Fuß, bald erreicht; zugleich auch wieder ausschließlich romanisches Sprachgebiet, dem Dialekt des Oberlandes unähnlich und mehr dem Ladin des Engadins verwandt.

Kurz ehe man nach Lenz hinabsteigt, erschließt sich eine weite Umschau ins Oberhalbsteiner Thal hinab. Links ragen die schneeigen Häupter der Tiefenkastener Alpe empor und die Kette des Piz Err, der sich bis an den Julier-Paß und nach dem Quell von St. Moriz im Engadin hin erstreckt; rechts der hohe Suntail, Grenzscheide zwischen Oberhalbsteiner und dem von der Via Mala durchschnittenen Schamser Thal; warme volle Abendbeleuchtung lag auf den Spitzen der Gebirge und schnitt die schneeweißen Umrisse klar aus der Himmelsbläue heraus; von der Mitte der Berge an, in die Tiefe des Oberhalbsteiner Thales herab, zog sich ein herbstlicher, durchsichtig dunkler Duft.

Unten im Oberhalbsteiner Thal, das so ziemlich der Mittelpunkt aller rhätischen Thäler ist, steigt zwischen grünen Wiesen und Höhen der Kirchturm von Vazerol auf. Hieher zogen im Jahr 1471 die Boten der Gemeinden und Hochgerichte aller drei Bünde, hier wurden der Verein derer von der Lia Cadé (Gotteshausbund), der Lia Grischa (graue Bund) und der Lia dellas desch-dretturas (Zehngerichtebund) beredet und im Vazerolschen Bundesbrief die drei Föderationen eng und fest zusammengefügt und solche Einigung mit Handschlag und Schwur für alle Zeiten bestätigt.

Hiemit war das Föderativsystem, das in Graubünden wie nirgends seine organische Entwicklung gefunden hat, zu seiner letzten Spitze aufgebaut, und die späteren Kriege und die Schlacht in der Malser Heide, wo 20,000 Graubündner das feste Lager der Tiroler stürmten und die Landsknechte Kaiser Maximilians dauernd von ihren Grenzen abtrieben, zeigten, welche Kraft sothaner Union in ihren Anfangszeiten innewohnte.

Wir marschierten auf dem von Lenz seitab führenden Pfade, dem Davoser Landwasser entlang, am Fels, der die Trümmer von Belfort trägt, vorüber, in der Abendstille nach Dorf Alveneu. Der Ortsname „Alba

nova" erinnert, daß wir schon in den Regionen angelangt sind, wo etruskische Einwanderer, einst aus Furcht vor dem Gallier oder Hannibals Scharen in die Alpenwildnis geflohen, sich eine zweite Heimat gründeten.

Zu solchen Erinnerungen gehören auch, außer dem, was Engadin, das klassische Etrusker=Thal, bietet, im nicht fernen Scharans das alte Rhätusbild, das die Linde umarmt, und die Namen mancher Familien, z. B. die an der Scheide des Julier und Septimer in Stalla hausenden Catilinas.

Unten im Thal der Albula glänzten die Lichter des Bades Alveneu, dessen Räume für heute Labung und Herberge gewährten.

Alveneu gehört, sowie Fideris im Prättigau und der Sauerbrunn von St. Moriz im Engadin, zu den bedeutendsten Bädern Graubündens; aus reichhaltiger Schwefelquelle, in der weißliche Schwefel=Ansätze wie Polypen ihre Arme zitternd ausstrecken, wird das Wasser zum Baden und Trinken geschöpft. Draußen „im Reich" scheint dies Bad, das freilich auf seiner Bergeinsamkeit auch manchem Schweizerreisenden unentdeckt bleibt, noch nicht bekannt zu sein; die Liste der Bad=

gäste weist nur Engadiner und Kranke aus den benachbarten Thälern auf. Mangel chemischer Kenntnisse verhindert uns, durch Analyse der Quelle den Leidenden einen Fingerzeig nach Alveneu zu geben, und das, was in der „Beschreibung der berühmten Bäder in der Schweiz" unter den günstigen Zeichen der Alveneuer Gesundbrunnen-Kur angeführt ist, nämlich außer „allgemeinem Wohlbehagen" und andern Symptomen auch „starker Badausschlag", „Öffnung verborgener Schäden, Wiedererscheinen vertriebener Husten, Schmerz einzelner Teile", klingt für den Laien etwas stark uneinladend.

Den Komfort anderer Bäder sucht man in Alveneu vergebens; es erglänzt kein Konversationssaal im tausendfach strahlenden Licht der Gaskandelaber, es klingt keine Roulette und kein „le jeu est fait, rien ne va plus!" — kleine Zellen geben dem Badegast notdürftigen Raum, und die einfache Tafel, wozu übrigens die Albula gediegene Forellen liefert, schafft hinlänglichen Lebensunterhalt. Ersatz für andern Defekt gewährt aber die würzige Alpenluft und dem, der die Augen dafür offen hat, der Blick in die nahe Gebirgswelt, wo das Rothorn und der Erosastock, Züga und Silberberg, Tinzenhorn und Surawa aufsteigen.

Dem Wildbach Albula entlang, am romanischen Filisur vorüber, waren wir bald an den Bergwerken von Bella Luna. Schacht und Schmelzhäuser aber stehen verlassen; das Glückauf der Bergknappen ist verstummt, und nur wenige Erzstufen vor den Fenstern eines Hüttenverwalters mahnen an den dereinstigen Silberbau. Jetzt, nachdem der schlesische Graf Renard vergeblich und mit großen Opfern das Werk wiederzubeleben versucht hatte, wird nur noch spärliches Eisen gewonnen.

Enger und wilder rücken die Felswände auf beiden Seiten der Albula zusammen, die gewaltige Felsschlucht, der Bergünerstein — an die St. Gotthardsstraße bei der Teufelsbrücke erinnernd — beginnt. Ein kecker Weg, seit Jahren durch den Felsen gebrochen, führt durch diese Klamm, senkrecht fallen die Felswände ab und 600 Fuß tiefer braust die Albula.

In dieser Öde war ein passender Ort, abermals Herrn Donati von Vatz' zu gedenken, der mit Hülfe der Waldstätte hier dereinst die Streitmacht des Stifts von Chur und derer von Montfort aufs Haupt schlug und die Überwundenen in Schlucht und Tiefe der Albula versprengte, so daß, wie der treffliche Chronist Guler

von Wynegg erzählt, noch zu seiner Zeit Streitkolben, Morgensterne, Sturmhauben und Spieße allda ausgegraben wurden.

Jenseits des Bergüner Steins wird's lichter. Ein grüner Hügel steigt inmitten des Thales auf mit zwei Steinsäulen, die aber, wie vielleicht auch die zwei Säulen am Julier, weder römische Meilenzeiger noch dem Sonnengott Jul geweihte keltische Steindenkmale sind, sondern einfach das Attribut des Hochgerichts von Bergün, der Galgen. Und wie schön erglänzen hüben und drüben die Schneespitzen im Sonnenschein! Zu dieser Landschaft als Staffage gehört notwendig ein Zug des peinlichen Hals- und Malefizgerichts, der unter Glockenläuten vom Bergüner Turm einen armen Sünder, etwa ein Zigeunerlein, so den roten Hahn aufgesteckt, oder einen versprengten biedern Landsknecht aus dem Schwabenkrieg, der nach alter Gewohnheit marodiert und die Sprache der Thäler mit den schönen Worten „mordriar“ und „plündriar“ bereichert hatte, zum letzten Gang hinausführt. 's muß manchem, der unterwegs zum blauen Himmel hinaufdachte: „Wie bist du doch so schön, du weite, weite Welt!“ das Sterben am Bergüner Galgen gar bitterlich gewesen sein.

Solcherlei leichtfertige Gedanken hörten im düstern Wirtshaus zu Bergün gänzlich auf. In der getäfelten Stube saßen zwei alte Frauen, die Großmutter des Hauses und ihre Schwester, schwarz angethan, die wir beim Eintritt aus ihrer Andacht aufstörten. Auf dem Schrank oben standen, wie in den meisten Engadiner Häusern, die schwer eingebundenen Folianten der Bibelübersetzung in die Sprache des Thales, sowie die ganze kirchliche Litteratur von Gebetbüchern, geistlichen Gesängen und Psalmen, wie sie von glaubenseifrigen Pastoren des Unter-Engadin im 16. und 17. Jahrhundert geschafft worden war. Die zwei alten Sibyllen hatten sich ein deutsches Erbauungsbuch, Sammlung altprotestantischer Kirchenlieder von weiland Pfarrherrn Schmidli zu Wezikon herabgenommen und, des nahen Todes gedenkend, ein zum Absterben vorbereitendes Lied gelesen, das da anfängt:

Kommt, Kinder, laßt uns gehen,
Der Abend kommt herbei;
Es ist gefährlich stehen
In dieser Wüstenei.
Kommt, stärket euren Mut,
Zur Ewigkeit zu wandern,
Von einer Kraft zur andern,
So ist das Ende gut.

Dies seien, wie die Großmutter selbst sagte, seit Jahren ihre Lieblingsgedanken; was sie jetzt noch lebe, sei nur Vorbereitung zum Tode!

Das ganze Gebahren der zwei Frauen hatte etwas unmittelbar Imponierendes: einfach, starr, streng saßen sie unter ihren romanischen Bibeln und Erbauungsbüchern; hier war noch ein Stück althugenottisches Wesen, und unwillkürlich gemahnten die beiden Alten mit ihren scharf ausgeschnittenen Gesichtszügen und ihren schwarzen Gewändern an jene Zeiten, wo die Bekenner Calvins, trotz Druck und Verfolgung, in den Höhlen der Cevennen nächtlich den Predigern der neuen Lehre lauschten und dem Martyrium freudig entgegensahen.

In diesen Thälern lebt unverfälschter, echter Protestantismus. Seit 1525, wo im rauhen Thal Sankt Antonien im Prättigau zuerst die Messe abgeschafft worden, waren die Schüler Calvins im Ober- und Unter-Engadin und selbst im Gotteshausbund unermüdlich in Verbreitung der neuen Lehre thätig gewesen, und nach harten Disputationen, die oft ein Ende nahmen wie weiland die Räubersynode, entschied sich das Landvolk ringsum für den Glauben der Reformatoren und

hielt ihn dann mit der eigenen Zähigkeit des Gebirgs-
bewohners in Kampf und Not späterer Tage fest.

Die Verschwörung des Abtes Schlegel von St.
Luzien und des Bischofs von Chur mit den Mediceern
zur Ausrottung der evangelischen Lehre kostete ersterem
das Leben durch Scharfrichters Hand; aber auch die
Wiederholung Parisischer Bluthochzeit, die ums Jahr
1620 von Mailand aus im Valtellin, Puschiav und
bis ins Engadin heraus organisiert wurde, brachte die
reformierten Bündner nicht zum alten Glauben zurück;
und so sind sie jetzt der einzige Teil romanischer Stämme,
der vom Beginn der Reformation an ihr hartnäckig
zugethan blieb.

Wer an einem Sonntag durch eines dieser Thäler
wandert, der erstaunt, wie starr puritanisch die Sonn-
tagsfeier beobachtet wird. Da sind keine Gruppen auf
den Straßen, kein Fuhrwerk darf des Weges fahren,
außer es brächte fern gelegene Thalbewohner zur Kirche,
und der Fremde hat Mühe, an solchem Tag Roß und
Wagen zu erhalten, und wenn die Glocke zur schmuck-
losen Kirche ruft, versammelt sich die ganze Gemeinde,
die Frauen meist im schwarzen Sonntagsgewand. Wir
selbst erinnern uns gern noch des einfach friedlichen

Eindruckes, den der Sonntagsgottesdienst einst im Kirchlein zu Samaden im Engadin auf uns machte.

Getrennt saßen Männer und Frauen; erst wurde eine jener feierlich strengen Weisen des altprotestantischen Kirchenlieds gesungen, während der die Männer noch das Haupt bedeckt hielten, dann erschien der Geistliche im schwarzen Talar auf der Kanzel, und nach den üblichen Gebeten predigte er über den Psalmvers „Saigniur Diu, ti ess nos rifuggi saimpre e saimpre“ (Herr Gott, du bist unsere Zuflucht immer und allezeit), und beim klangvollen, langsamen Predigtton war der Inhalt seiner Worte auch dem ins Romanisch nicht tief Eingeweihten verständlich — ein einfaches Lob des Herrn Himmels und der Erde, der das Menschenkind durch alle Fährlichkeiten des Lebens und aus dem „torrent della temporalité,“ dem „wilden Sturzbach der Zeitlichkeit,“ zum guten Ausgang leitet. Ein Choral schloß die Feier ab, und mit der Gemeinde verließ auch der fremde Besucher erbaut das Gotteshaus.

Hier ist das protestantische Wesen nicht Formalismus, sondern in Fleisch und Blut eingewachsen; Geschichtsforscher mögen diese Erscheinung bei romanischen Sprossen tiefer ergründen, als seither geschehen, wo

sie von Unberufenen auf „das kalte und unwirtbare Klima der Gegend zurückgeführt wurde."

In langen Winterabenden, wo aus den schweren, mit versilbertem Schloß versehenen Bänden Psalmen und geistlicher Zuspruch in der Landessprache gelesen werden, da wird auch noch von den alten Zeiten erzählt, wo die Ahnen mit ihrem Blut die neue Lehre festeten, und in mehr als einer alten Bibel findet sich als Anhang ein vergilbtes geschriebenes Blatt, „die Liste der im Julius und August 1620 im Valtellin ermordeten Protestanten" — ein kahles Namensverzeichnis von mehreren Hunderten, aber sprechender als alle Glossen.

Die hugenottische Großmutter in Bergün gestattete freundlich die Durchmusterung ihrer Bibliothek, die so ziemlich die ganze Litteratur der romanischen Sprache umfaßte; denn außer den Bibelübersetzungen und Gebetbüchern, einigen Kalendern und heutigentags natürlich der unvermeidlichen Zeitung ist wenig gedruckt.

Hier in Bergün wird schon Engadiner Sprache gesprochen; außer der Bibel in der „lingua rumanscha d'Engadina bassa," war aber auch eine im Oberländer Idiom, im „languaig rumonsch de la ligia Grischa,"

gedruckt zu Chur 1718, vorhanden — zu Nutz und Erbauung der Oberländer Dienstboten des Hauses.

Wie groß der Unterschied zwischen beiden Idiomen ist, dafür mag als Probe die Übersetzung des Anfangs vom ersten Buch Moses dienen. In der Oberländer Sprache beginnt die Genesis folgermaßen:

Vers 1) Enten l'antschetta ha Deus scaffien ilg Tschiel a la Terra,

Vers 2) Mo la terra fora senza furma a vida, ad ei fora scür sin la bassezia. Ad ilg spirt da Deus schaschera sin l'aura.

Vers 3) Lura schet Deus: „Ei daventig lgisch!“ (Es werde Licht!) ad ei fò lgisch.

Im Engadiner Ladin aber heißt es also:

Vers 1) In il principi creet Deis il Tschel è la terra.

Vers 2) Mo la terra eira üna chiaussa sainza fuorma e vocda. E scurezas eiran sur la fatscha dal abiss, e il spirt da Deis s' muveiva sur la fatscha dallas aquas.

Vers 3) E Deis diss: „Saia la lgüm!“ e la lgüm fuo u. s. w.

Daß das Unter-Engadiner entschiedener und mit

andern romanischen Sprachzweigen verwandter klingt als das mit germanischen Ansätzen ziemlich stark legierte Oberländer Idiom, das z. B. statt des ächten creare für erschaffen „scaffir“ sagt, wird hieraus ziemlich klar, wiewohl in Bünden selbst noch heftiger Streit über den Primat der einzelnen Dialekte geführt wird und diesseits und jenseits der Berge jedes Thal das schönste, wohlklingendste und gemütlichste Romansch besitzen will.

Nach freundlichem Abschied von den greisen Wirtinnen stiegen wir durch wilde Schluchten und einsame Eichenwälder, über reißende Wildbäche, meist der Albula entlang, hinauf zu deren Quelle. Zwei Stunden über Bergün, 6282 Fuß über dem Meere, liegt ein kleiner durchsichtiger Bergsee, dem die Albula entfließt, und neben diesem, von einer kahlen, hellen Felswand benannt, das kleine Wirtshaus zum Weißenstein.

In dieser Öde des Gebirges, wo kaum noch auf spärlichem Grasgrund zwischen den Felsen ein versprengter Hirtenknabe die menschliche Gesellschaft repräsentiert, lernt das germanische Gemüt die Wohlthat eines Wirtshauses tief schätzen.

Mit ähnlichen Empfindungen wie Kolumbus, als er den Fuß zuerst auf die Küste von San Salvador

setzte, überschritten wir die Schwelle der Herberge. In dieser haust ein schlichter Graubündner Oberländer aus Trims, der durchaus nicht von den Reizen seines Aufenthalts erbaut war. Er erzählte, wie er in den Anfängen seiner Ansiedlung mit seinem Trimser Romanisch sich den benachbarten Engadinern kaum verständlich machen konnte; wie es bei ihm oben des Jahres neun Monate Winter und drei Monate kalt sei; wie seine Hütte oft wochenlang vom Winterschnee umtürmt werde und die Gemsen bis zum See herabgestiegen kämen, um ein paar Grashalme abzuscharren, so daß er sie vor seinen Fenstern schieße.

Wir nahmen Anteil an seinen schlichten Klagen und versicherten ihm, daß, wofern etwa draußen im flachen Land ein Buchhändler auf den Gedanken kommen sollte, Zimmermanns Buch über die Einsamkeit in vermehrter und verbesserter Auflage herauszugeben, er durch seine Studien hier oben unzweifelhaft berechtigt sei, als Redakteur empfohlen zu werden. Die Perle des Sees am Weißenstein sind die gewaltigen Forellen, von denen der Wirt zwei kaum zu bewältigende Exemplare vorsetzte. In dem unmittelbar vom Gletscherwasser genährten See gedeihen sie zu einer Würze und

Schmackhaftigkeit, die unerreicht bleibt und uns eine wirklich dem Grund des Herzens entspringende Hochachtung abnötigte.

Rechts vom See ragen drei gleichgeformte, pyramidal aufsteigende, gewaltig zerklüftete Hörner auf, die Spitzen des Albula-Berges; an deren Fuß und zwischen den gegenüber ansteigenden kahlen Felswänden durchwindet sich der Albula-Paß bis zur Höhe von 7238 Fuß überm Meer, wo eine unförmliche Steinhütte Schutz vor Lawinen und Steinsturz gewährt. Die letzte Spur von Vegetation hat hier aufgehört, der Moorboden ist von einem Chaos von Felsgeröll, gewaltigen Granit- und Kalksteintrümmern wie übersäet, mit Recht ist die Schlucht hier Teufelsthal geheißen, und der Tourist Schultze, von dem in manchen Fremdenbüchern an der Gotthardsstraße der geistreiche Spruch eingetragen steht: „Es muß alles verruinirt sein," könnte dies mit gutem Fug hier in eine Felsplatte eingraben.

Unheimlich graue Schneewolken hielten den Himmel umschleiert, Massen frischgefallenen Schnees lagen seitwärts der Straße, die ganze Gegend erschien als entschieden scheußlich, und wenn Hexen oder Lemuren aus einem Felsspalt aufgestiegen wären, so hätte man sie

als die für solche Wildnis geeignetsten Persönlichkeiten begrüßen müssen. Die verwitterten Bergstöcke ringsum hatten alle Farbe verloren, die fernen schneebedeckten Spitzen, die aus dem Engadin heraufwinkten, und die des Piz Err rückwärts erschienen nicht mehr im duftigen Violett der Abendbeleuchtung — in schwarzem Dunkel hoben sich ihre Felsen von den Schneefeldern ab, und zwischen Schwarz und Weiß war Grau die einzige Vermittlung; mit der Vegetation ist auch die bunte Welt der Farben erstorben, und der solcher Eindrücke nicht gewohnte Wanderer schaut mit dem unheimlichen Gefühl in diese kahle Öde hinaus, wie wenn totale Sonnenfinsternis ihren fahlaschgrauen Schein über die Gegend breitete.

In solcher Lieblichkeit, der wir als entschiedenen Protest von Zeit zu Zeit einen kräftigen Schluck aus der Feldflasche entgegensetzten, streckt sich der Albula noch ein geraumes Stück thalabwärts, bis wieder spärliche Lärchenbäume die Höhen umsäumen. Dann aber geht's in raschem Bergabsteigen dem gelobten Land Engadin zu, und mit Befriedigung sahen wir die weiße Linie des Inn, der vom Silser See her landab strömt, das Thal durchziehen und die freundlich weißen Steinhäuser von Madalein und Ponte aufsteigen.

Im stattlichen Wirtshaus zu Ponte neben der Innbrücke wurde das Lager aufgeschlagen; ein fremder Gast aus Neuchâtel wußte unserem Lob des Albula-Passes ein gleiches des Julier und Septimer, die er überstiegen hatte, anzureihen. Aus den romanischen Lauten aber, in denen sich die in der Wirtsstube zechenden Oberengadiner unterhielten, klang wie ein Gruß aus der Heimat das träumerische Lied:

Wenn ich am Fenster steh
Und in die Nacht hin seh,
So muß ich immer, immer weinen,

mit welchem die Wirtin ihr Kind in der Wiege in Schlummer sang. Sei gegrüßt, altes Etruskerthal, rätselvolles Engadin!

Wer im Ober-Engadin recht heimisch werden will, dem raten wir, sein Hauptquartier in der Krone zu Samaden aufzuschlagen. Stattlich ragt dies alte, ehemals von Salissche Herrenhaus mit seinen sauber geweißten Steinmauern und tiefen eisenverkremsten Fenstern am Eingang des großen Dorfes hervor, und im wohlerhaltenen altertümlichen Gastzimmer weht noch ein spezifisch engadinischer Geist den Fremden an. Seit den Tagen des Herrn Johann von Salis, der vor

just 200 Jahren sich allhier einrichtete, ist nichts verändert. Die schweren eisernen Beschläge an der Thür, das unförmliche, aber in vielfachen Verschränkungen kunstreich vom lombardischen Meister gefügte Thürschloß; die von schwarzbraunem Nußbaumholz getäfelten Wände, die mit kunstreichem Schnitzwerk verzierte Decke des Gemachs, an der unter doppelter Helmzier die Salis-sche Weide und ein gekreuzter Pfeil als Wappen des Hausherrn und seines Ehegemahls noch wohl erhalten sind; der schwere säulen- und arabeskenreiche Wandschrank, in welchem die alten Bibelfolianten und engadinischen Psalmen und Gebetbücher als herkömmliche Hausbibliothek nicht fehlen dürfen: alles gemahnt hier, daß in die stillen Alpenthäler wechselnder Drang leichtfertiger Mode nicht eingedrungen ist, und daß was die Vorväter solid geschaffen, auch den Enkeln noch genügt; und über dem gebräunten wappengezierten Ehebett flüstert's wie von alter engadinischer Liebe aus den Tagen, da der „Großvater die Großmutter nahm.“ In diesem ehrwürdigen Gelaß sollte sich einmal ein sinniges germanisches Gemüt einnisten, sich mit Gemsbraten und Murmeltier redlich ernähren, aus altem Pokal den Veltliner schlürfen und aus den vergilbten

Codices Herrn Gulers von Winegg, des würdigen Graubündner Feldhauptmanns und Chronikschreibers, und Herrn Ulrich Campbells, des gelehrten Pastors von Süß, die verklungenen Geschichten rhätischer Alpen seit König Noah, der ja, nachdem die Sündflutgewässer verlaufen waren, im Engadin noch etliche Zeit residiert haben soll, herausklittern.

Heute aber war blauer Herbsthimmel über das Thal ausgespannt, und eine kräftigend frostige Septemberluft lockte ins Freie, dem König der Engadiner Alpen, dem kolossalen Bernina entgegen, der samt stattlichem Hofstaat und Gefolge an der Grenzscheide von Engadin und Valtellin sein Hoflager aufgeschlagen hat.

Bei der etruskischen Reiterkolonie Celerina, wo einstmals die Celeres auf engadinischer Hochebene für Roß und Mann Raum genug fanden, italienische Reiterstücklein weiter zu kultivieren, geht der Pfad seitab nach Ponte resina.

Gewaltige Bergmassen hüten rechts und links den Eingang in dies Seitenthal, durch welches ein Saumpfad — der in den nächsten Jahren schon zur großen Heerstraße und gewichtigen Verkehrslinie umgeschaffen sein wird — am Bernina vorüber gen Tirano und

Sondrio, lombardischen Rebgeländen, Maulbeer- und Feigenbäumen entgegenführt.

Bei dem alten Gemäuer einer in den einfachen Formen romanischen Rundbogenstils erbauten, an die Bergwand angelehnten Kirche lohnt sich's, noch einmal ins Engadinerthal zurückzuschauen. Da heben sich die hellen, saubern Häuser von Celerina und der schlanke Turm der dortigen Kirche gar fein vom dunkeln Tannenhintergrund der Vorberge ab, hinter welchen der Sauerbrunn von St. Moriz beim grünen Bergsee hervorsprudelt, und hoch auf türmt sich über der Landschaft der Piz Ursina, in dessen Felsschluchten blendend weiße Schneefelder an die Himmelsbläue anstreifen; gen Norden aber steigen aus dem grünen Wiesengeländ der Hochebene die Dörfer Samaden, Bevers, Ponte, Madulein und am jenseitigen Innufer Camogask auf, ein freundlicher Gegensatz zu den kahlen, graugelben Felsrücken, die vom Albula und Skaletta herab sich thalwärts senken.

Das Thal des Inn verlassend, kommen wir dem Alpendörflein Ponte resina näher. Schon aus der Ferne hatten zwischen den Tannen- und Lärchenwäldern, die das rechts von der Berninastraße einbiegende Thal

von Rosegg umschließen, einzelne blendend weiße Kuppen und Spitzen geisterhaft herausgeblickt; vor Ponte resina aber treten die Säume der Wälder zurück, und vor uns liegt in unverhüllter Majestät das Schnee- und Eisfeld des Roseggiogletschers, dessen letzte Ablagerungen bis tief ins Thal herunter ihre grauen Arme herabstrecken, während im grellen Silberglanz die sonnbeschienenen Höhen das Auge blenden. Dieses gewaltige Eismeer, dessen erstarrte Ströme sich im Rücken der Bergstämme, die das Roseggthal vom eigentlichen Berninastock trennen, mit den Massen des fast unmittelbar von der Straße bis zur 13,872 Fuß hohen Spitze ansteigenden Berninagletschers vereinen und einen 16 Stunden weiten Raum mit ihrer Wildnis erfüllen, war das Ziel der heutigen Fahrt.

Vor deren Beginn aber wird billig im Adler zu Ponte resina Rast gemacht, um Mundvorrat und Führer mitzunehmen.

Aus dem dortigen Fremdenbuch ist zu erschauen, wie selten den Wundern dieser Thäler und Höhen vom Reisenden die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt wird. Hie und da zeigt sich ein versprengter Tourist — oder der unermüdliche Zugvogel durch Gebirg und Ebene,

der Heidelberger Student; der Engländer erscheint sehr spärlich; auch daß ein germanischer Käfer- und Pflanzensammler hieher vorgedrungen, um das „leiziton areticum“ zwischen Eis und Gefelse wegzubotanisieren, melden die Blätter.

Zwischen hinein aber klingt's mit wildem Trompetenton und Trommelschlag evviva l'Italia libera! morte al traditor Carlo Alberto! morte ai barbari Tedeschi! und seitenlange Deklamationen in Prosa und Versen melden, daß im August 1848 ein Heereszug von Crociati und lombardischen Bersaglieri, weniger angezogen vom Duft der Gletscherwelt, als abgezogen durch die Kunde von Mailands Wiedereroberung, für gut fand, dem Vaterland und den Barbaren den Rücken zu kehren und im stillen Thal von Ponte resina die letzten Salven — ins Fremdenbuch abzufeuern. Selbigesmal kamen von den Höhen des Splügen und des Stilfser Jochs herab, auf der Berninastraße und dem unwegsamen Gebirgspfad, der über den Buffalora nach Zernetz führt, über 8000 Italiener ins Engadin herabgestiegen, und zwar — wie böse Zungen vermelden — noch bevor ihnen ein österreichischer Soldat auf den Fersen war.

Dem mag nun also sein oder nicht; einem schlichten Sinn will's aber nicht einleuchten, warum nach glücklich vollbrachtem Rückzug noch so viel Heldenmut und Berserkerwut im Fremdenbuch entwickelt, und warum hinter der Schußlinie noch ein dulce et decorum patria mori! so laut in die Alpenruhe hinausposaunt wird. Es ist übrigens noch in viel andern Schweizer Fremdenbüchern unendlich viel Tinte verschrieben, um die Scharten von Custozza und Somma Campagna wieder auszuwetzen — uneingedenk, daß unter sothanen Umständen Reden nur Silber, Schweigen Gold ist.

Als Führer zum Gletscher stellte sich Jan Colani von Ponte resina ein, der Sohn des großen Nimrods Jan Marchiett Colani, der 1837 das Zeitliche segnete, nachdem er von seinem 20. bis 65. Jahr, benebst mehreren Bären, Steinböcken und Hirschen, mehr als zweitausend Gemsen das Lebenslicht ausgeblasen hatte. Jan Marchiett, dem alten, hat die deutsche Litteratur das Schlimmste angethan, was einem Graubündner seit Sebastian Münsters Cosmographey passieren kann — er kam noch bei Lebzeiten gedruckt in deutsche Blätter. War so im Jahr 1830 ein deutscher Reisender in die

Engadiner Berge gefahren, der ihm lange zusetzte, bis er ihn mit auf die Gemsjagd nahm, allwo er aber mit vornehmem Jägerhumor den fremden Sonntagsjäger also postierte, daß er nicht zum Schuß kam, während Jan Marchiett, der alte, ihm die Gemsen vor der Nase wegbirschte. Zum Dank hiefür hat ihn dann jener unberufene Gemsentöter im Morgenblatt verewigt* und wahrscheinlich im Glauben, daß in diesen Bergschluchten die Gesetze historischer Treue zu Gunsten des Mythus unbeschadet verletzt werden dürfen, dem alten Jan Marchiett ein so romantisches Relief gegeben, daß er nach den Begriffen des gewöhnlichen Lebens, die im Engadin noch sensibler sind als anderwärts, als eine zwar sehr interessante, aber auch sehr zuchthausreife Persönlichkeit abkonterfeit war. Da wurde erzählt, wie er bereits einen Tiroler erschossen und dessen Jagdwaffen als Trophäe aufgehängt habe; wie er in Bigamie lebe, ihm jedoch der Versuch, beide Frauen bei sich unter einem Dach zu haben, weniger als dem frommen Grafen von Gleichen geglückt sei; wie er, ein

* Siehe Morgenblatt für 1830, Nr. 168: „Die Gemsenjagd in den Schweizeralpen."

zweiter Freischütz, sich dem Teufel verschrieben und überhaupt noch erkleckliche Schandthaten begangen haben solle.

Nach Jahr und Tag drang die Kunde von jenem Artikel ins Thal von Ponte resina und erregte gewaltigen Rumor. Bekannt ist, wie eines Tages bei der Redaktion in Stuttgart ein Brieflein mit dem unbekannten Poststempel Samaden eintraf, worin Vater Colani gegen jeden romantischen Nimbus entschieden protestierte und die Touristenschilderung, wofern sie nicht bewiesen würde, für „leichtfertige Verlästerung“ erklärte. Auch am Fuß des Bernina wirkte das unselige Schriftstück nachzitternd fort und erzeugte noch einen Verleumdungsprozeß zwischen Colani und dem andern Wirt auf dem Bernina, der selbige Gerüchte dem litterarischen deutschen Gemsjäger aus Brotneid aufgebunden haben soll; nach mannigfachem Zeugenverhör wurde der Beklagte vom Dorfgericht Samaden schuldig gesprochen und hatte mehr als dreihundert Franken Kosten zu bezahlen.

Colani, der alte, wurde aber nimmer und nimmermehr ganz beruhigt, und es steht zu vermuten, daß sein letzter Gedanke beim Sterben ein stiller Fluch auf die Erfindung der Buchdruckerkunst und der Stuttgarter

[illegible] insbesondere war, weshalb wir sämtlichen Kor-
respondenten in betreff einheimischer Jäger und Jagd-
[illegible] größere Beachtung dringend [illegible].

Unser Führer — der, wie seine Schwester, von Jugend auf den Vater auf die Jagdzüge begleitet hatte — war eifrig bemüht, Wahrheit und Dichtung vom Ruf des Verstorbenen auszuscheiden, sprach sehr bescheidentlich von seinem Schwiegervater und ließ allerlei Andeutungen fallen, daß er demselben, falls er wiederum in Pontresina Gemsen jagen wolle, einen ganz eigentümlichen Empfang bereiten werde. Im übrigen erwies er sich als einen trefflichen, mit allen Fährlichkeiten der Bergfahrt vertrauten Führer, der auch mit scharfem Weidmannsblick in das Treiben und Schaffen der Gebirgsnatur hineinschaut und an den Gletschern, deren Vorrücken, Schwinden und mannigfachen Umgestaltungen viele selbständige Beobachtungen gemacht hat, die etwa von einem Sachverständigen zu Nutz und Frommen der Gletscherwissenschaft noch verwertet werden können.

Da das Thal von Pontresina selbst schon mehr als 5000 Fuß über der Meeresfläche liegt, so war das Steigen bis zum Gletscher kein beschwerliches. Wir

wanderten rüstig durch das einsame Roseggthal demselben entgegen. Nur wenige Sennhütten stehen da und dort an dem Bach, der aus dem Gletscher sein eigentümlich bleiweißfarbiges Wasser erhält. Bergamaskische Hirten, abenteuerlich welsche Gestalten mit gelben Gesichtern, das lange schwarze Haar zu großen, vorne herabfallenden Locken zusammengedreht, in malerisch zerlumpter Kleidung, führen hieher, wie ins ganze Engadin, ihre Schafherden während der Sommerszeit, um sie dann wohlgefüttert von der Alp nach der Lombardei heimzubringen. Einem derselben, der vermutlich aus Zerstreutheit ohne Bezahlung des Weidgeldes mit der Herde hatte heimwärts ziehen wollen, war dieselbe soeben vom Dorfmeister zu Samaden mit Beschlag belegt worden, weshalb er, lebhaft gestikulierend, auf seinem Maulthier im Galopp thalabwärts sprengte, um hiegegen Protest einzulegen.

Colani, der junge, erzählte manches Anmutige — von alten Sagen, wonach das Thal einst von „wilden Menschen“ bewohnt gewesen, deren Ansiedelung aber durch Bergsturz und plötzliches Vordringen des Gletschers gänzlich zerstört worden, zum Gedächtnis sei in altkatholischen Zeiten, lang bevor die „riforma“ nach

Ponte resina kam, dort jährlich eine Seelenmesse für die Verschütteten, la messa di Rossèdi, gehalten werden; ferner vom Namen des Gletschers, den er von dem Tau, also der „Tauige, Duftige“ ableitete; auch wußte er die Namen aller umliegenden Höhen und Klippen sorgfältig zu nennen. Schon die Sage von den wilden Menschen, die einst hier gehaust haben, lenkte unsern historischen Verdacht auf keltische Urbewohnerschaft vor etruskischer und späterer Einwanderung. Dieser aber wurde merklich bestätigt durch den Namen des riesenhaften Hornes, das allmählich aus den Eisfeldern des Roseggiogletschers, im Rücken des Bernina, schneeig aufglänzte, seither von dem davor liegenden Piz Cierva verdeckt. Der Führer benannte diese Höhe „Mittelhorn“, sein echter Name aber sei „Agaglocks“, und als wir ihn befragten, ob dies im Engadiner Romansch irgend eine Bedeutung habe, erwiderte er nein, romansch würde der Berg „piz da mezz“ heißen, das sei aber nicht gebräuchlich, man heiße ihn eben Agaglocks, ohne zu wissen warum.

Da aber, wie aus Mones keltischem Wörterbuch zu ersehen, clock, clocks ein weitverbreitetes keltisches Stammwort ist und *Fels* bedeutet, aga, ago aber

stark, gewaltig heißt, so durften wir sofort den ehrwürdigen Agaglocks als Zeugen lang verklungener keltischer Tage begrüßen, als Namensgenossen unserer Oberländer hohen Freunde keltischer Zunge, des Badüs und Sixmadaun im Thale Tavetsch. Wer überhaupt in solchen Seitenthälern emsig streift und bei Hirten und Jägern sich Ortsnamen einsammelt, der wird ein absonderlich Register zusammenbringen, das zwar nicht in Karten und Reisehandbüchern verzeichnet ist, aber dem Freund keltischer Sprache großen Ohrenschmaus bereitet.

Hinter der letzten Sennhütte, bei der wir nach mehr als zweistündigem Marsch angelangt waren, hören die Tannenwälder und alle größere Vegetation auf; und im kahlen Rahmen der Felswände des Piz Cierva zur Linken und des Mortel zur Rechten erscheint die weite, unermeßliche Eiswelt des Rosegg.

Beschwerlicher Fußpfad führt nun über Steintrümmer, in deren Ritzen die Mountanella (das Murmeltier) mit schrillem, eintönigem Pfiff sich die Langeweile musizierend vertreibt; an der sonnigen Berghalde aber sprießen aus dem Moorgrund noch würzige Alpenblumen, buntfarbige Gentianen, wuchernde Alpenrosen,

das eine aus Filz hergewobene Edelweiß und die graue, kamillenähnliche Achillea moschata, die der Engadiner Iva nennt und zu herzwärmendem Liqueur künstlich verarbeitet, in reicher Fülle auf, und der elegante Schmetterling Apollo flattert noch vergnügt in den Lüften.

Bald standen wir am Fuß des Gletschers; die bis ins Thal vorgeschobenen, kuppelartig sich wölbenden Eismassen sind mit Felsgeschiebe und Geröll an der Oberfläche bedeckt, die Spalten waren offen und nicht durch Schnee tückisch maskiert, so daß man diesmal „wie auf einer Heerstraße“ hinansteigen konnte.

Ein dreiviertelstündiger Marsch, ohne Eishacken und ohne das sonst obligate, um den Leib geschlungene Seil, bloß mit Hilfe des Alpenstockes ausgeführt, brachte uns ziemlich in den Mittelpunkt dieser Gletscherwelt. Nicht jedem, der am 3. September zu Berge gefahren, ist wohl mit weniger Mühe ein wildschönerer Anblick zu teil geworden.

Unmittelbar vor uns stiegen wie Felseninseln aus diesem Eismeer die ganz schneebedeckten Häupter des [illegible]chen Agaglocks und die feinausgezackten Spitzen des Rongg- und Mortel-Hornes auf; zwischen dem

Agaglocks und den erst jetzt zur Linken sichtbar gewordenen Höhen des Bernina, der nach neuesten Messungen dem Montblanc um wenig mehr als tausend Fuß nachsteht, brach der zu Eis gewordene Strom des Ciervagletschers (vadrett da Cierva) herunter. Hier ist das Eis keine kompakte Masse, sondern ein zerrissenes Meer von einzelnen Blöcken und Trümmern, ähnlich dem Anblick, den unser heimischer Rhein bietet, wenn unter dem Andrang des Eisgangs im Frühling die Eisdecke geborsten ist und die schwimmenden Blöcke sich übereinander getürmt haben. In den feinsten bläulichen und grünlichen Tönen schimmert dies Chaos von Eis ineinander; von der rechten Seite des Gebirgskammes kommen die Eiskolonnen des Mortèlgletschers (vadrett da Mortèl) in gleicher Pracht herangerückt und einigen sich mit dem Ciervagletscher zu einem erstarrten See, der die ganze Schlucht ausfüllt und bis zu den über den Rücken des Bernina noch vorpostenartig vorgeschobenen Ausläufern des Berninagletschers sich hinstreckt.

Tief unter uns dehnt sich noch der gewölbte Rücken des immer vordringenden Gletschers graufarbig und von viel klaftertiefen Spalten durchklüftet bis an die

Wiesen des Thals, und zwei große Schuttwälle, die Moränen, die das keine fremden Stoffe auf die Dauer in seinen Tiefen behaltende Eis ausgeschieden hat, ziehen sich, in dunkler Grenzlinie vom Gletscher abstechend, ebenfalls hinab; in weiter Ferne aber grüßen durch Tannendunkel die Häuser von Ponte resina, kaum noch sichtbar, in diese Unwirtsamkeit herüber.

Der wackere Führer wälzte sorgsam einige Steinblöcke als Sitz und Tischplatte auf die zur Rast bestimmte Eisdecke, allwo sie in Bälde solid anzufrieren begannen, legte hernach die mitgebrachten Flaschen Rotweins in eine in wundersamen Eisgrün glänzende Spalte, um einen unzweifelhaften Valtelliner à la glace zu bereiten, und sorgte für die einfache Mahlzeit.

Die Sonne schien warm und alpenvergnügt auf die Eisluft herab, die sie mit ihren Strahlen nicht zu schmelzen, nur zu vergolden vermag, und sogar fremdartige Touristen wurden noch zu einem Ausflug in diese Höhen verleitet; ein Bienlein und eine Hummel kamen schüchtern zu uns heraufgeflogen. Colani, der Führer, der in diesem Bergrevier wie zu Hause ist, erklärte selbst den Tag für ausgezeichnet, während er dagegen schilderte, wie eine Gletscherfahrt bei Nebel

und Schneesturm eine ganz eigentümliche „Art von Wirkung“ auf den Menschen ausübe, so daß er mit Gewalt gegen das Gelüste ankämpfen müsse, sich auf das Eis niederzulegen und zu stillem Todesschlaf zusammenzugefrieren.

Mit seinem Fernrohr, das der Gemsenjäger stets bei sich trägt, zeigte er am fernen Schneeabhang des Piz Mortèl die Fährten von einem Rudel Gemsen, das soeben darüber hingestreift war, und erzählte zur Würze des Mahls aus eigener Praxis ein paar halsbrechende Stücklein von Gemsjagd, deren tollkühnes Wagnis neuen Beweis ergab, daß das Engadiner Volk die feinen Künste der etruskischen Ahnen in diesen Bergen längst verlernt und sich grobem martialischem Handwerk zugewendet hat.

Ein guter Deutscher aber darf, auch wenn er achttausend Fuß über dem Meere seinen Wein trinkt, den Charakter tiefer Innerlichkeit dabei nicht verleugnen; hat ja selbst der Verfasser der Wanderblätter aus dem Orient auf König Schufus Pyramide oben Hieroglyphen und Göttersagen vergessen, dagegen mit innerer Weihe seine Flasche Marsala geleert und ein helles Lied in die Wüste hinausgesungen. Wir sahen uns deshalb veranlaßt, mit den ehrwürdigen Berghäuptern ringsum

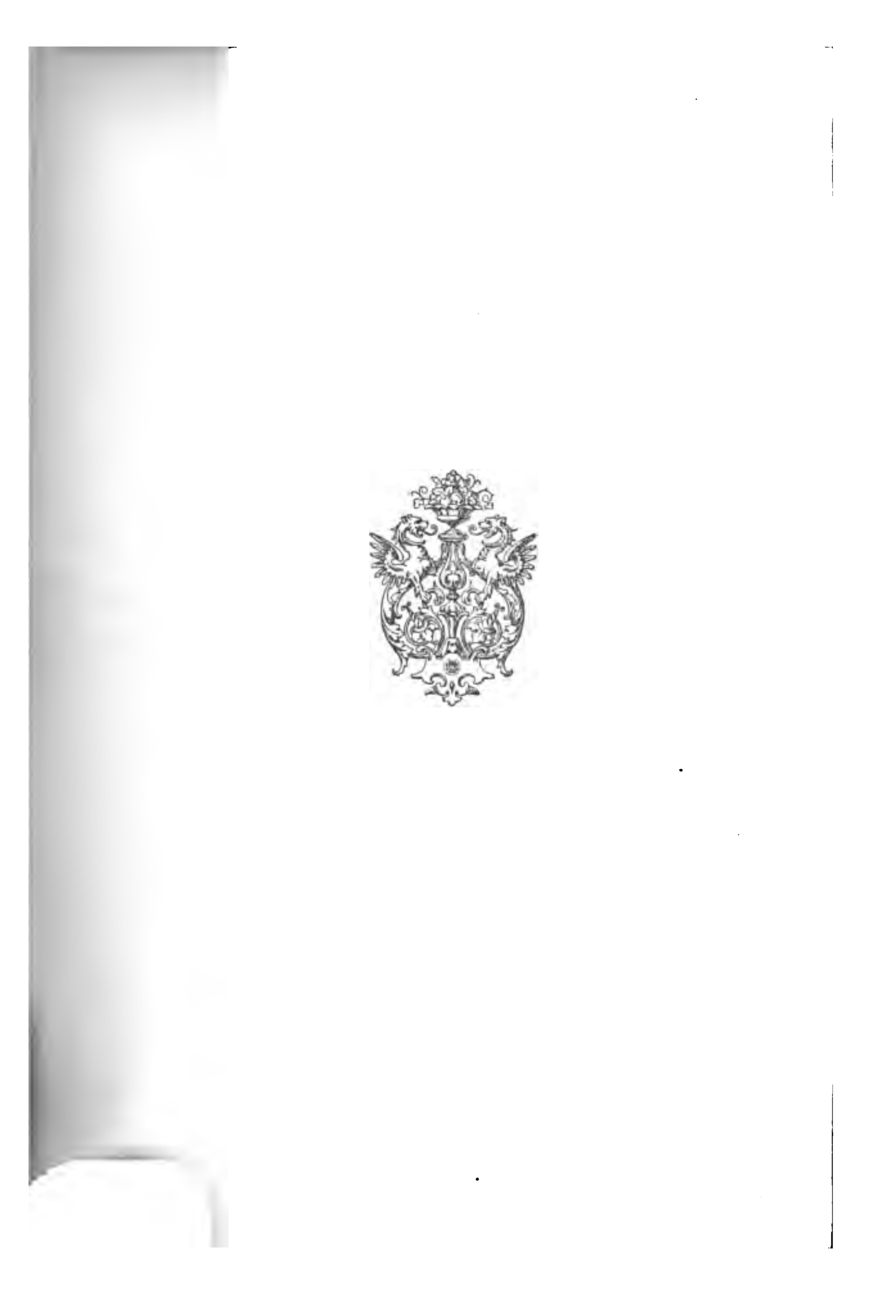
Blätter insbesondere war, weshalb wir sämtlichen Korrespondenten in betreff engadinischer Jäger und Jagdstücke größere Genauigkeit dringend anempfehlen.

Unser Führer — der, wie seine Schwester, von Jugend auf den Vater auf die Jagdzüge begleitet hatte — war eifrig bemüht, Wahrheit und Dichtung vom Ruf des Verstorbenen auszuscheiden, sprach sehr despektierlich von jenem Schriftsteller und ließ allerlei Andeutungen fallen, daß er demselbigen, falls er wiederum in Ponte resina Gemsen jagen wolle, einen ganz eigentümlichen Empfang bereiten werde. Im übrigen erwies er sich als einen trefflichen, mit allen Fährlichkeiten der Bergfahrt vertrauten Führer, der auch mit scharfem Weidmannsblick in das Treiben und Schaffen der Gebirgsnatur hineinschaut und an den Gletschern, deren Vorrücken, Schwinden und mannigfachen Umgestaltungen viele selbständige Beobachtungen gemacht hat, die etwa von einem Sachverständigen zu Nutz und Frommen der Gletscherwissenschaft noch verwertet werden können.

Da das Thal von Ponte resina selbst schon mehr als 5000 Fuß über der Meeresfläche liegt, so war das Steigen bis zum Gletscher kein beschwerliches. Wir

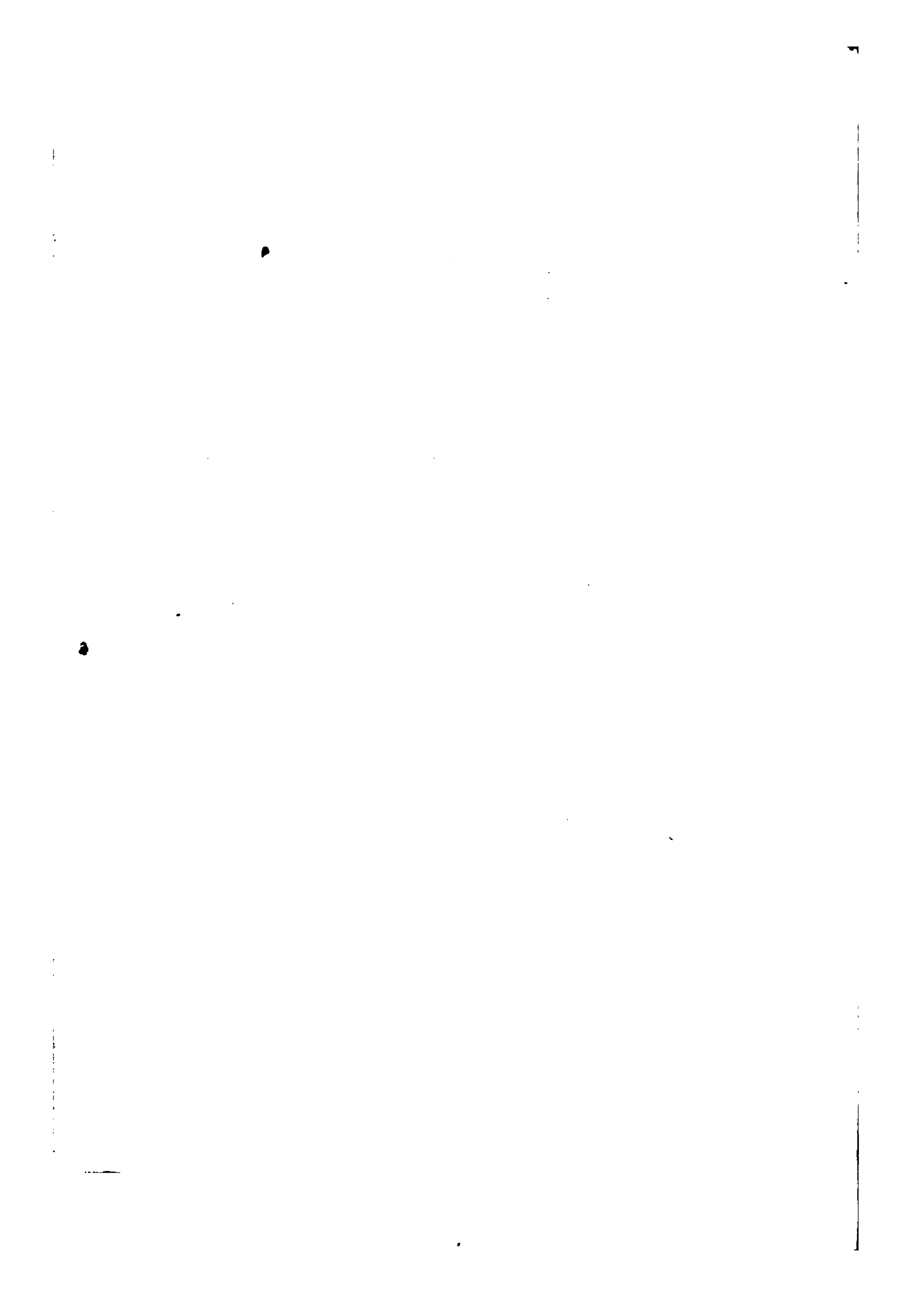
wanderten rüstig durch das einsame Roseggthal demselben entgegen. Nur wenige Sennhütten stehen da und dort an dem Bach, der aus dem Gletscher sein eigentümlich bleiweißfarbiges Wasser erhält. Bergamaskische Hirten, abenteuerlich welsche Gestalten mit gelben Gesichtern, das lange schwarze Haar zu großen, vorne herabfallenden Locken zusammengedreht, in malerisch zerlumpter Kleidung, führen hieher, wie ins ganze Engadin, ihre Schafherden während der Sommerszeit, um sie dann wohlgefüttert von der Alp nach der Lombardei heimzubringen. Einem derselben, der vermutlich aus Zerstreutheit ohne Bezahlung des Weidgeldes mit der Herde hatte heimwärts ziehen wollen, war dieselbe soeben vom Dorfmeister zu Samaden mit Beschlag belegt worden, weshalb er, lebhaft gestikulierend, auf seinem Maulthier im Galopp thalabwärts sprengte, um hiegegen Protest einzulegen.

Colani, der junge, erzählte manches Anmutige — von alten Sagen, wonach das Thal einst von „wilden Menschen" bewohnt gewesen, deren Ansiedelung aber durch Bergsturz und plötzliches Vordringen des Gletschers gänzlich zerstört worden, zum Gedächtnis sei in altkatholischen Zeiten, lang bevor die „riforma" nach



Aus dem Hauensteiner Schwarzwald.

(1853.)



Es ist wohl ein schön Stück deutschen Landes dort zwischen Mainz und Köln, und mancher zehrt noch in alten Tagen an der Erinnerung, wie er dereinstmals auf grünem Rhein an Burgen, Kirchen und alten Städtlein vergnüglich vorbeigefahren, etwan auch zu Rüdesheim oder Asmannshausen sich an köstlichem Trunke geletzt, und wie er hoch auf dem Lurleifelsen die schönste Jungfrau erschaut oder erträumt hat — „ihr goldnes Geschmeide blitzet, sie kämmt ihr goldenes Haar" — und wie er gern so bittersüß dort ertrunken wäre wie des Pfalzgrafen Sohn. — Aber damit ist auch der meisten Wissenschaft vom Vater Rhein abgeschlossen; wenn's hoch kommt, schaut man noch gelegentlich bei einer Schweizerfahrt seinem tollen Jugendsturz über die Schaffhauser Felsen zu, und dann hat's ein Ende. 's ist nicht von jedem zu verlangen, daß er dem Gewaltigen nachziehe bis an seine Wiege,

wo er am eisgrünen Rheinwaldgletscher, oder am Crispalt und Badüs

— „im verschwiegene Schoos der Felse heimli gäbohre,
An de Wulke g'säugt mit Duft und himmlischem Rege,
Schloft, e Bütscheli-Chind in sim verborgene Stübli
Heimli, wohlverwahrt."

Und doch ist noch viel wahrhaft Schönes nicht nur an seinen Anfängen in der rhätischen Gebirgswelt, sondern auch in dem Strich Landes, den er von Konstanz bis Basel durchläuft, zu entdecken, und wenn's bei Bingen an Bischof Hattos Turm gehörig zwischen den Felsen braust, so tobt, abgesehen von Schaffhausen, im Strudel bei Laufenburg und im Rheinfelder Hacken der Oberrhein noch ein erkleckliches stärker, und wenn ein weinkundiger Wandersmann in den kühlen Trinkstuben am Grenzacher Horn bei Basel oder in Hallau bei Schaffhausen sich einen aus jener Gegend des Kellers vorsetzen läßt, wo „die schwarz Katz sitzt," so wird er vollständig darüber klar werden, daß der oberrheinische Stoff auch nicht überzwerch im Faß liegt, und ob er noch Zeit findet, des Rüdesheimer Weißen oder Asmannshauser Roten heimwehsehnsüchtig zu gedenken, ist zum mindesten ein zweifelhaft Problem.

Außerdem aber sitzt noch allerlei mannhaft und merkwürdig Volk an beiden Ufern des Oberrheins und auf den Bergen, die als Ausläufer des Schwarzwaldes sich bis ans Ufer vorschieben; und namentlich dort oben, wo durch ein paar tausend Fuß Höhe der Mensch vorerst vor dem Hinaufflecken der modernen Kultur gesichert ist und in frischer Bergluft selber frisch bleibt, ragen noch eigentümliche Gruppen in zäher Abgeschlossenheit und Besonderheit, als noch nicht untergegangene Geschichte deutschen Volkstums in die Gegenwart herüber.

So wir aus der alten Stadt Basel, wo die reichen Kaufherren wohnen und wo, wie böse Nachbarn meinen, es den Leuten nicht wohl ist, wenn's nicht recht langweilig hergeht, aufbrechen und dem Rhein, der dort ums Eck fließt, entgegenziehen, auf der großen Heerstraße, auf der weiland der Römer nach der nahe gelegenen Augusta Rauracorum geritten, so sind wir bald im Bereich der vier „Waldstädte" und können füglich in der ersten derselben auf deutschem Gebiet, in Säckingen, der Stadt des irischen Apostels Fridolinus, deren Mauern und Türme sich anmutig im Rhein abspiegeln, Einkehr nehmen. Und so wir dorten an einem schönen Sonn- oder Feiertag, etwa am Fest des

nähere Beziehungen anzuknüpfen, und tranken dem Bernina und Agaglocks, sowie dem Piz Mortèl, in Anerkennung ihrer hohen Verdienste jeweils einen guten Schluck Valtelliner vor, und tief unten in den Gletscherspalten krachte und dröhnte es, als wenn die Eiswelt wohl damit zufrieden wäre, daß zwei deutsche Wanderer vom Rhein in engadinischer Pietät ihrer gedachten. Es mag wohl eine Zeitlang dauern, bis ihnen da oben wieder eins vorgetrunken wird und bis die Rauchwölklein einer gediegenen Havana den alten Schneeriesen wiederum lieblich entgegenduften.

Bläuliche Schatten schmiegten sich, als die Sonne allmählich verschwand, um die vorher rötlich-weißen Schneewände, gespenstiger und fahler färbte sich der Gletscher, bis aus allen Spalten und Felsritzen die leichten Nebel der Abenddämmerung aufstiegen und den Agaglocks mit seinem ganzen Eiszauber verhüllten.

Wer seine Gletscherstudien noch weiter ausdehnen will, der findet eine halbe Stunde oberhalb Pontresina ein anderes Thal, in welchem der vom Scheitel des Bernina bis fast an die Straße vorgedrungene Berninagletscher noch gewaltigere Eismassen entwickelt als der im Thale Rosegg.

Die Ersteigung aber ist mit großer Mühseligkeit verbunden und gewährt nirgends so umfassenden und prachtvollen Anblick wie die des letztern. Wir lassen ihn daher unbestiegen und kehren — um ein schönes rhätisches Alpenbild reicher geworden — nach Samaden zurück.





Aus dem Hauensteiner Schwarzwald.

(1853.)

dieser Biedermänner einen Blick thun, so gut ihn einer thun kann, der zwar das mikroskopisch feine Auge H. W. Riehls nicht mitbringt, wohl aber selber manch gute Stunde im Hauensteiner Wald dem Rauschen der Tannen und dem Balzen des Auerhahns und auf der Hauensteiner Ofenbank dem „Diskurs“ des „Ätti“ und seinen Mären aus alten Zeiten gelauscht hat.

Von dem Hauptstock des Feldbergs strecken sich zwei Gebirgsarme bis hart an die Ufer des Rheinstroms vor und bilden mit diesem ein spitzes Dreieck. Der östliche endet bei Waldshut und ist abgegrenzt von der Schwarzach, die aus dem dunkeln Schluchsee ihre Wasser der klettgauischen Wutach und dem Rhein zuträgt; der östliche endet bei Säckingen, ihm zur Seite fließt der wilde Gebirgsfluß Wehra, der in einem, von hohen, zerklüfteten Felsen umschlossenen, schaurig engen Thal von dem Wallfahrtskirchlein zu Todtmoos an sich mühsam und in jähem Fall seine Bahn dem Rhein entgegen wühlt, auch die an seinem Ufer hinführende Straße erst kürzlich in einer wilden Stunde gänzlich vernichtet hat. Von der Höhe des Feldbergs bis an den Rhein rechnet man acht, von der Schwarzach zur Wehra sechs Wegstunden. Dieser Flächeninhalt von etwa acht Ge-

viertmeilen umfaßt die Hauensteiner Landschaft, in mehr als 150 Dorfschaften von etwa 30,000 Menschen bewohnt. Nur wenige Orte, z. B. das finstere Städtchen Hauenstein, der alte Einungssitz Dogern, stehen als vorgeschobene Posten unten am Rhein, alle andern liegen auf der Höhe des Gebirgs, dessen mittlerer Teil ein ziemlich mildes Hochland bildet, durch das viel brausende Bergwasser ihren Lauf nehmen. Aus den Bernauer und Menzenschwander Einöden her fließt an den Mauern des Klosters St. Blasien vorüber die Alb, durchschneidet mit ihren Thalschluchten das Hochland und schäumt, an dem dunklen Tiefensteiner Fels vorüber, dem Eisenwerk Albbruck zu, wo sie in den Rhein fällt. Von dieser erhielt das Land einst den Namen Albgau. Von dem 3000 Fuß hohen Rücken des „öden Lands" kommt die forellenreiche Murg herabgeströmt, dort wo aus finsterem Tannenwald die Trümmer der Burg von Wielndingen trotzig nach den fernen Schweizeralpen hinüberlugen und in tiefem Abgrund der Waldbach kaum noch erschaut wird. Je mehr aber die Hochebene gegen den Feldberg sich hindehnt, desto höher, rauher und unergiebiger wird der Boden, öde Heiden und Steinfelder wechseln mit den dunkeln Nadelholz-

wäldern, Sturm und Wind sausen über die Bergrücken hin, und im blütenreichen Monat Mai, wie schon wieder im Oktober, schneit's dort oben nach Herzenslust. Nur mühsam wird noch etwas Hafer und Gerste gepflanzt, die Kartoffel will nicht mehr gedeihen, die Wiesen sind nicht so ergiebig, daß ein reicher Viehstand Ersatz für andern Mangel geben könnte, ein angestrengtes Arbeiten liegt ohnedies nicht in der Intention jener Bergbewohner, und so sind's der Mehrzahl nach arme Leute, die dort hausen, während unter den von der Natur mehr begünstigten Gemeinden auf den vordern Abhängen der Berge manche durch vernünftigen Acker- und Wiesenbau und durch Beschäftigung mit Handindustrie, namentlich mit Weberei, Seidespinnen und Seidekämpeln, sowie verschiedener Posamentierarbeit für die großen Seidebandfabriken, die unternehmende Schweizer hier innerhalb der Grenzen des Zollvereins betreiben, sich zu einem mittleren Wohlstand aufgeschwungen haben.

Steigen wir einmal hinauf, um dem Hauensteiner oben in seiner Hütte einen Besuch abzustatten. Am schönsten ist's, an einem duftigen Herbsttag die Berge hinanzuklimmen; da wallt und wogt ein dampfender Nebel über dem Rhein auf und ab und verhüllt Dächer

und Turmspitzen der alten Waldstädte, geisterhafte Wolkengestalten werden vom Wind zu den schweigsamen Tannen des Bergwaldes heraufgetrieben, wie die wilde Jagd zieht's vorüber, und mit Hebel möchte man fragen:

„Isch denn d'Sunne g'storbe, aß sie nit cho' will?"

Wenn aber die Höhe erstiegen ist, sind wir über dem Nebel, die Sonne bricht durch und treibt ihn vollends auseinander, und dann schweift der Blick weit über den Rhein und die stumpfen Vorberge des Aargaus bis hinüber zur fernen Jungfrau und dem ganzen verschlungenen Berggewimmel des Berner Oberlandes.

Auf der Hochebene aber schauen vergnüglich zwischen den Tannen die Strohdächer der Wälderhäuser hervor; hier wohnen unsere Freunde — discreti ac diversi, ut fons, ut campus, ut nemus placuit — (Tac. Germ. c. XVI.); fast bis auf den Boden herunter reicht das große historische Strohdach, das trotz aller Feuerschauverordnungen noch immer nicht dem unbequemeren Ziegeldach gewichen ist; und unter derselben Dachfirst befinden sich die Wohnungen der Menschen, der Stall und die Scheuer, hier zu Land der „Tenn" geheißen, zu welchem auf der Rückseite des

Hauses auf untermauertem breitem Fahrweg, dem sogenannten „Einfahr," die Frucht- und Heuwägen unmittelbar hineingeführt werden können. Vor der Wohnstube ist ein freier Raum, über den sich das Dach noch herüber wölbt, zu Aufbewahrung von allerhand Hausgerät — der Wälder heißt ihn den „Schild" — und neben diesem, vor den Stallungen, wo der Brunnen sorgsam im Schutz von Dach und Wand angebracht ist, damit er im Winter nicht zusammenfriere, ist die sogenannte „Laube."

Die niedere Wohnstube, durch deren Fenster nur das notdürftigste Licht hereinkommt, ist einfach und schmucklos; ein paar möglichst buntfarbige Heiligenbilder hängen an der Wand, und über der Thür ist etwa ein Schränklein angebracht, wo die „Papier, Brieff und Handschriftlyn," die Quelle so manchen unnötigen Prozesses, sorgsam verwahrt sind. Ein ehrwürdig Institut aber darf nirgends fehlen, das ist der kolossale Kachelofen mit seinen steingedeckten, übereinander geschichteten Ofenbänken. Dieser Ofen hat eine kulturgeschichtliche Bedeutung. Die Ofenbank heißt nicht umsonst die „Kunst" oder „Chauscht;" auf ihr liegt der Wälder der edeln und freien Kunst des Nichtsthuns und Schnaps-

trinkens ob, auf ihr brütet er seine feinsten Pfiffe und Schliche aus, auf ihr träumt er seine schönsten Träume. Mag der Elfe in stiller Mondnacht auf schwankem Blatt des Farnkrauts sich schaukeln oder aus dem Kelch der Glockenblume den Tautropfen schlürfen, mag der Romantiker in der Waldeinsamkeit fernen Waldhornklängen lauschen: das alles ist kein Standpunkt gegenüber der Hauensteiner „Kunst.“

Adolf Stahr in seinen Pariser Briefen behauptet zwar: „der Ofen ist Prosa und nur der Kamin ist Poesie;“ — aber ein Winteraufenthalt zu Herrischried im Wald würde ihn vielleicht belehren, daß noch mancherlei irdische Dinge seinen Kategorien nicht vollkommen adäquat sind, daß unter anderm auch hier in behaglicher Ofenwärme reale Poesie sprießt. Hier summen, wie die Mücken, viel gute Gedanken um den Wälder Träumer, hier liegt, — als unbewußter Pfleger historischer Sitte (ceterum intecti totos dies juxta focum atque ignem agunt, Tacitus Germ. c. XVIII.) — der „Hans Jörg“ „de lange Weg überem Ofen“ und stützt sein Haupt mit dem Ellenbogen; hier schwebt die Erinnerung an sein „bunderschiessiges Maidli,“ ans Vreneli mit den kastanienbraunen Zöpfen, um ihn, und er macht

den Schlachtplan, wie er das nächste Mal schlauer zu ihr zu „Kilt“ gehen will, daß es niemand im Dorf merkt, und wie er auch einen handfesten Prügel mitnehmen will, um dem Nebenbuhler, wenn er ihm wieder am Weg steht, Red und Antwort zu geben. Hier sitzt — denn die Ofenbank ist hierarchisch abgegliedert — am besten Platz der Ätti und „schnätzlet seinen Tubak,“ und wenn der Lichtspahn angezündet, dann rücken die Frauenzimmer („Wybervölker“ heißt eigentlich der Hauensteiner seine Damen)

— „'s Chüngi, und 's Anne Bäbi, und 's Marei,
Mit „de Chunkle“ ans Liecht, und spanne d'Saite und striche
Mittem Schwärtli 's Rad und zupfen enander am Ermel,“

und dann wird am Großvater gebettelt, daß er was Schönes erzähle, und wenn der Alte 's Pfifli mit Bedacht gefüllt und am Lichtspahn angebrannt hat, dann läßt er sich auch bewegen und erzählt ihnen eine jener wundersamen Geschichten vom „Karfunkel“ oder vom „Statthalter zu Schopfheim,“ die Hebel so getreu und wahr der Kunkelstube abgelauscht hat, — oder er weiß von schlimmen Tagen, „Pestilenz und Kriegsläuften“ zu berichten, und was schon längst im Winterfrost der Zeiten erfroren und begraben lag, das wird am Wälder

Ofen wieder zum neuen Leben gewärmt — Lebenserfahrungen, Sagen, Lieder — und sie merken erst, wenn der Wächter draußen Mitternacht ruft, daß es schon Zeit zum Heimgehen ist.

Das ist die „Kunst,“ — der Mittelpunkt des hauensteinischen sozialen Lebens. Möchte es dem trefflichen Meister Kirner in München, der aus jungen Tagen so manches Hauensteiner Stücklein in seinen Mappen besitzt, einmal gefallen, der großen Welt die Hauensteiner Spinnstube und das Leben um die „Kunst“ vor Augen zu führen.

Auf der Hochebene seiner Berge, die nur durch wenige und unzureichende Straßen in notdürftiger Kommunikation mit dem Rheinthal gehalten sind, und in der scharfen Gebirgsluft ist der Hauensteiner wohl konserviert geblieben; er ist von alten Schwarzwäldern derjenige, der am meisten ehrwürdigen Rost der Vergangenheit — aerugo nobilis — angesetzt hat, und die Strömungen der letzten Jahrhunderte haben ihn, der so ziemlich „außer, neben und hinter der Welt“ sein Dasein abspinnt, nicht angehaucht. Während unten im Rheinthal, wo seit Cäsars Zeiten der levissimus quisque Gallorum seine Zuflucht gefunden und allerhand

fremdartige Ansätze aus der Wanderung der Völker sitzen geblieben, bunte Vermischung der Stämme stattfand, blieb die hier oben seßhafte rein alemannische Volksgruppe in den geographisch streng abgeschlossenen Grenzen ihres Territoriums auch physisch in sich abgeschlossen. Heiraten mit Rheinthalerinnen oder Schweizerinnen finden fast nie statt. Dazu kam dann die strenge Einungsverfassung im Mittelalter, die dem Hauenstein das Aussehen eines politisch abgerundeten Ganzen gab, und schließlich machte der unglückliche Erfolg seiner Rebellionen gegen St. Blasien und Österreich den Wälder mißtrauisch, schweigsam und in sich verschlossen. Auch ist er der einzige Schwarzwälder, dem jener Trieb des Wanderns in die weite Welt, des Handelns und Geldverdienens fehlt. Der Neustadter und Furtwanger Uhrmacher, der Lenzkircher Strohhuthändler sind Gestalten, die, wie der Zillerthaler und Pusterthaler Handschuhtiroler, in der ganzen Welt bekannt sind. Dadurch kommt natürlich auch viel weltläufiger Schliff unter die Leute und jene Schwarzwälder „Engländer", die in der Post zu Bonndorf oder sonst die Times lesen und sich von ihren Handelsverbindungen in der neuen und alten Welt unterhalten, haben weder

Zeit noch Stimmung, in vergilbten Briefen und Pergamenten nach alten „Rechten und Privilegy“ zu forschen.

Der Hauensteiner dagegen sitzt auf seinen Bergen fest; die Heimat mit ihrer Rauheit und Öde, mit ihrer winterlichen Schneelast und ihrem schwermütigen Tannendunkel ist ihm lieber als die ungewisse Fremde; höchstens fährt er einmal mit einem Wagen Holz nach Basel oder geht, wenn er seinen unvermeidlichen Prozeß beim Amt verloren hat, über die Berge nach Freiburg zum Advokaten. Wenn er aber just nichts zu thun hat und einen Ausflug nach seinem Behagen machen will, so wallfahrtet er hinüber nach Maria Einsiedeln oder Maria Stein, läßt sich dort im Beichtstuhl gehörig vor dem Teufel verwarnen, der in Gestalt von geistlichen und weltlichen Neuerungen „drüben im Reich“ umgehe, nimmt dann als Lektüre für lange Winterabende ein paar Paradiesgärtlein, Himmelsschlüssel oder Bericht über verschiedene Wunder mit heim und thut somit, bewußt oder unbewußt, alles Erforderliche, um sich in seiner Isolierung zu erhalten.

So ist, wie die Hauensteiner Sprache und Kleidung um ein paar Jahrhunderte zurückreicht, auch in Sitte und Lebensgewohnheit manches beibehalten, was un=

mittelbar in das Gebiet der deutschen Rechtsaltertümer gehört und zu dessen rechtlicher Beurteilung etwa die lex Alamannorum aus weiland König Chlotarii Zeiten schon eben so sichere Anhaltspunkte giebt als die Gesetzgebung des neunzehnten Jahrhunderts. „Unter den hauensteinischen Sitten, deren Heimat freilich nur das Hochland ist, trägt noch manche ganz das Gepräge der mittelalterlichen Symbolik," schreibt ein badischer Geschichtschreiber.* Zu dieser „mittelalterlichen Symbolik" gehören namentlich die bedeutenden Leistungen des Hauensteiners im Gebiet der Rauferei. Der seit etlichen Jahren über das Land verhängte Kriegszustand und das Schreckbild der „Kasematten" hat hierin zwar namhafte Schranken gezogen; in früheren Tagen aber fühlte man sich oft an jene im alemannischen Gesetz geschilderten Zustände erinnert, wo der Titel de rixis, quae saepe fieri solent in populo, den Fall abhandelt, so ein Streit zwischen zwei Mannen auf der Straße oder im Feld angehoben und der eine den andern erschlagen hat, und so hernach die Vettern des Erschlagenen den Gegner in sein Haus verfolgen und

* J. Bader, Badenia, Band I. S. 27.

ihn hinwiederum dort ebenfalls totschlagen 2c. — Und wenn's auch nicht gleich ans Totschlagen ging, so wuchsen doch an Sonn- und Festtagen die einfachen und qualifizierten Prügel auf dem Wald wild wie die Rosen des Feldes.

„Isch was gange?" (gegangen) fragt der Alte seinen Sohn, wenn dieser spät abends von der Kirchweih heimkommt, und wenn der antwortet: „'s isch nüt gange," so schüttelt der Alte das Haupt und meint, in seiner Jugend sei's anders gewesen. Daß aber, wenn etwas „gegangen" war und einer ein paar ordentliche Blessuren davon getragen hatte, die Sühnung der That lediglich Sache der beteiligten Sippen sei, das hält der Wälder noch bis in unsere Tage fest, und es will ihm nicht einleuchten, daß auch der Staat Notiz davon nimmt. Regelmäßig traten die Familienväter der jungen Streiter zusammen und taxierten als Sachverständige die Bedeutung der Wunden und des Schadens. Die alte Probe, ob das Stück des zerschlagenen Knochens so bedeutend war, daß es, über die Heerstraße auf einen Schild geworfen, noch hellen Klang gab, wurde zwar nicht mehr vorgenommen, doch unterschieden sie technisch, ob der Schlag ein einfacher „Chlapf" oder

ein „Mordchlapf“ gewesen, und setzten das Wehrgeld des Schädigers fest. Hiemit war aber auch die Sache abgethan oder, wie der technische Ausdruck auf dem Wald heißt, „abgeschafft“ („componere“), und wenn sie wegen Störung des öffentlichen Friedens noch vors Amt citiert wurden, so brachten sie gewöhnlich das Dokument über die Abschaffung durch die Familienhäupter mit und wunderten sich höchlich, wenn sie hie und da noch „im öffentlichen Interesse“ auf einige Wochen ins Gefängnis wandern mußten.

Der enge Zusammenhang der Familie oder Sippe und ein altertümlicher Brauch der Trauer zeigt sich auch noch, wenn einer das Zeitliche gesegnet hat. Da wird die ganze nähere Verwandtschaft eingeladen, und wenn einer auf viele Stunden entfernt etwa im „Heuet“ oder in der Ernte schafft, so wär's ein „Affrunt“, wenn man es ihm nicht ansagen ließe; und außerdem daß beim Toten Wache gehalten und gebetet wird, wird auch ein solenner Leichenschmaus abgehalten, und unter den Beerdigungskosten figuriert oft ein Posten für Wein und Branntwein von einer Bedeutung, die auf eine zahlreiche Trauerversammlung oder auf eine sehr intensive Trauer nicht ohne Grund schließen läßt.

Auch in Wald- und Feldordnungen, beim Ausmessen der Grenzen, beim Setzen der Mark- und Malsteine, beim Bezeichnen der Grenztannen haben die hauensteinischen Agrimensoren viele altertümliche, geheimnisvolle Formen, die jedoch dem Uneingeweihten um keinen Preis mitgeteilt werden; und die Unverletzlichkeit und Heiligkeit jener Zeichen wird durch die Mär von jenen, die bei Lebzeiten die Marksteine verrückt haben und nach dem Tod als Irrwische oder „füürige Männer" auf den Feldern schweifen müssen, den Gemütern eingeprägt und wird vorderhand durch die „odisch magnetische" Erklärung jener Phänomene noch nicht erschüttert werden.

In alten Zeiten übten die Markgenossen allerhand kleine Polizei und Schabernack über das, was einem Mitmärker zu lieb oder leid geschehen, und so sind auch verschiedentliche sonderbare „Bräuch" auf dem Hauensteiner Wald zu erklären. So mochte es hin und wieder zutreffen, daß einem, der sich von seiner Frau schlagen ließ, die First am Dach eingehauen und ein Stück abgedeckt wurde, so daß ihm unversehens die Sonne vom blauen Himmel herab in die Stuben schien; ein Brauch, über dem man sich in Jakob Grimms

Rechtsaltertümern (S. 723) für vorkommende Fälle nähern Rats erholen kann. Und in verschiedenen Wälderakten lassen sich die Klagen junger Damen nachlesen, die vermutlich wegen allzu großer oder allzu geringer Sprödigkeit sich ein Mißtrauensvotum von der männlichen Dorfjugend zuzogen, so daß ihnen „am letzten Maitag ein „Schandmaien“ vors Haus gesteckt wurde, bestehend aus einem Rottännlein, woran ein Besen und viel alter Lumpen, zu unterst aber zwei Strohwisch gehangen.“

Ob auch der sehr schwunghafte Brauch, daß man einem, gegen den man mit Grund einen Spahn hat, oder einem Maidli, das dem Burschen die Liebe abgesagt, oder einem Schulmeister, der zu hochdeutsch spricht, zur Nachtzeit vors Haus rückt, sämtliche Fensterscheiben einschlägt („ïnekeit“) und viel anmutige Feldsteine in den Gaden wirft, zu jenen ehrwürdigen gehört, die das Gepräge „mittelalterlicher Symbolik“ an sich tragen, darüber schweigen die Geschichtsquellen. Unmittelbar an die Äußerung des Tacitus: „Aleam sobrii inter seria exercent, tanta lucrandi perdendive temeritate, ut, cum omnia defecerunt, extremo ac novissimo jactu de libertate et de cor-

pore contendant," schließt sich aber jener Vorfall an, worüber der Rößlewirt von Girsbach nähere Auskunft geben kann: daß nämlich in sothaner Wirtsstube einstmals zwei Bursche miteinander des Kartenspiels gepflogen und der eine, als alles Geld und sogar der „Heckenpfennig", der alte Mariatheresiasechsbätzner, verloren war, schließlich seinen Ohrlappen eingesetzt, worauf ihm, als er auch diesmal verspielt, der Gewinner ruhig, als ob sich's von selbst verstände, denselben abschnitt. „Ea est in re prava pervicacia, ipsi fidem vocant." Germ. c. XXIV. — Noch über Tacitus hinaus, bis an den alten Homeros selber und der Troer und Dardaner blutige Feldschlacht gemahnen aber die Fehden der streitbaren Jugend einzelner Dörfer gegeneinander, und zwischen Altenschwand und Bergalingen und hinten bei Herrischried sind schon ob untreuer Helena nicht minder schwere Kämpfe ausgefochten worden als auf dem Blachfeld am Scamander und Simois, „und graunvoll brüllte der Schlachtruf." Freilich ist die Gegenwart undankbar, und statt eines Homeros finden die Kämpfer nur einen Kriminal- oder Polizeiinquirenten vor, die Untersuchungsakten werden ihre Ilias, und unbewundert verhallen die Streiche, die

„Johann Fromherz, des grauen Hansen Langer," oder „Joseph Küezi des Alexis" hochtrotzenden Muts im Gewühle der Streiter geschlagen.

Auf Zeichen und übernatürliche Erscheinungen hält der Wälder nach Art seiner Altvordern und im guten Bewußtsein, daß der Menschenwitz nicht überall hinreicht zur Ergründung der Wahrheit, noch immer ein Erkleckliches, und wenn auch der Hausvater nicht mehr in heiligen Nächten die Mistel vom Baum schneidet und damit die Gottheit prüft, so haben wir doch selber noch von einem charakteristischen Ordale vernommen. Ein alter „Salpeterer" (wir werden deren nähere Bekanntschaft in einem späteren Briefe machen), der seither die Lehre seiner Sekte von Nichtanerkennung der badischen Landeshoheit aufgegeben und ein guter Staatsbürger geworden, erzählte, das sei so gekommen: Als seine Genossen wegen ihres passiven Widerstandes viel Verfolgung auszustehen hatten, auch der eine oder andere bereits zu näherem Nachdenken in das Freiburger Arbeitshaus versetzt war, da kamen doch einige Skrupel über sie, und in nächtlicher Versammlung auf dem Felde bei Dogern wurden zwei geweihte gleich große Kerzen angebrannt, die eine für die Regierung

des Großherzogs von Baden, die andere für die „gute“ Sache der Salpeterer, und welche Kerze länger brenne, die solle Recht haben. Selbigesmal sei aber das Salpetererlicht zuerst erloschen, und von da an habe er sich mit seinem Gewissen abgefunden und den „alten Rechten vom Grafen Hans“ den Abschied gegeben.

Daß der Hauensteiner in kirchlichen Dingen nicht auf Seite der „modernen Wissenschaft“ steht, wird nach diesen Zügen klar sein. Er hält streng und treu an seinem (katholischen) Glauben. ’s hat lang gedauert, bis seine Ahnen sich zur Annahme bequemten. Als der heilige Fridolinus aus Irland herüber kam und auf der Rheininsel Sacconium der christlichen Kultur eine Stätte bereiten wollte, da saßen die Hauensteiner noch als schnöde Heiden auf ihren Bergen, und die Legende weiß böse Dinge darüber, wie sie dem Apostel des neuen Glaubens mitgespielt. Noch steht beim Münster zu Säckingen die Linde, unter der der irische Dulder ein Obdach suchte und von deren Ästen die mit Gold gefüllte Tasche sich zu ihm herabneigte, als ihn die Heiden höhnisch aus der Herberge gejagt, vermeinend, er könne die Zeche nicht bezahlen; und mit Mißhandlungen trieben sie ihn später

als einen explorator und insidiator pecorum von hinnen.

Nachdem sie aber christlicher Lehre sich zugewendet, hielten sie seither mit all der Zähigkeit und Treue, die den Bergbewohner überhaupt auszeichnet, daran fest, und das Unrecht der Ahnen am heiligen Fridolin ist längst dadurch gesühnt, daß er jetzt als Schutzpatron und fürnehmster Heiliger auf dem Schwarzwald wie im Rheinthal verehrt wird, und daß sich's an seinem Kirchenfest im März kein Wälder nehmen läßt, nach Säckingen, wo seine Gebeine ruhen, herabzusteigen und der feierlichen Prozession, die mit den Reliquien des alten Heiligen gehalten wird, sich anzuschließen. Der Protestantismus hat sich in unmittelbarer Nähe von Hauenstein festgesetzt; Lörrach, Schopfheim, das Wiesenthal, alles, was früher zur Markgrafschaft Baden gehörte, ist meist protestantisch; der Hauensteiner aber ist dadurch nicht berührt; er ist stolz auf seinen katholischen Glauben und will dessen Kultus mit allen Äußerlichkeiten, mit Prozessionen, Bittgängen, Wallfahrten streng durchgeführt.

Vom Dogma weiß er im Grunde wenig oder nichts; sein kirchliches Leben ist ihm aber zugleich

Sitte, Kunst, Lebensgewohnheit, und das läßt er sich nicht nehmen. Daher hat er einen tiefen Haß gegen alles, was einer Neuerung auf diesem Gebiet gleich sieht; ein neuer Katechismus oder neue Schulschriften flößen ihm einen „schaudervollen Schrecken“ ein, deutsch-katholisch und rongisch sind ihm von Rechts wegen mit nichtsnutzig identisch, und als gleichzeitig mit den kirchlichen Bewegungen im Jahr 1847 die Kartoffeln anfingen krank zu werden, sagte der Hauensteiner: „Sie sind halt auch rongisch geworden.“ Die badische Landtagsopposition, die damals die politische Gleichstellung der neuen Religionsgesellschaften durchsetzen wollte, hat diese Seite am Bauer ganz ignoriert, und man war nicht wenig erstaunt, als in allen Thälern und Bergen des Schwarzwaldes es sich regte und in Petitionen und Adressen ein förmlicher „schwarzer Landsturm“ gegen sie losbrach und von männiglich freudig erklärt wurde, daß man „an der römischen Kirche und ihrem Oberhaupt in unzerbrochener Treuheit festzuhalten gedenke.“ Diese Erklärungen wurden aber hierlands nicht etwa durch Pfarrer und Schulmeister octroyiert, sondern sind ehrlich aus dem innersten Wesen des Landvolks hervorgegangen.

So hat auch jene moderne, humane und mit einem Anflug von Rationalismus versetzte Richtung, welche der unter Wessenberg herangebildete katholische Klerus vor einigen Jahrzehnten zu vertreten suchte, nie Eingang beim Hauensteiner gefunden; er schaute immer mit Verdacht darauf, wenn nur das geringste Beiwerk am Kultus geändert werden sollte, und die Renitenz, die viele Gemeinden entgegensetzten, wenn das Rosenkranzbeten oder die Wallfahrten nach Einsiedeln hinüber nicht mehr so häufig stattfinden, oder wenn das Glockenläuten zur Bannung eines heraufziehenden Gewitters abgeschafft werden sollte, hat manchem Pfarrherrn trübe Stunden verursacht. Der Wälder will in allem Kirchlichen entschieden „Farbe bekannt" haben; darum neigt er sich auch mit Vorliebe den neuerdings aufgetretenen Jesuitenmissionen zu. Die gewaltige Redekraft der Missionäre, das ungeschminkte Ausmalen der Sünde und ihrer Folgen, die breite Schilderung der höllischen Strafen in allen Abstufungen, all dies trifft den Punkt, von dem aus sein Herz zugänglich ist, und er sieht seinem einheimischen Geistlichen scharf auf die Finger, ob dieser etwa den Kopf über die neuen Gäste geschüttelt. Wer den Hauensteiner kennt, dem ist auch

die ungeheure Wirkung erklärlich, die seiner Zeit der „Kalender für Zeit und Ewigkeit“, den so mancher moderne Kulturmensch naserümpfend aus den Händen legt, in den Hütten des Landmanns hervorgebracht hat. Der Ton, der dort angeschlagen wird, geht mehr in Mark und Bein als die Süßlichkeiten der Basler Traktätlein oder nüchterne Erbauung im Tone der Stunden der Andacht. — Wem freilich die Volksmoral am Herzen liegt, dem bleibt manche eigentümliche Bemerkung vorbehalten; ist es doch vor kurzem vorgekommen, daß ein paar fromme Wälder, die ein großes Schmuggelunternehmen aus der Schweiz herüber vorhatten, vorher eine Wallfahrt nach Einsiedeln unternehmen ließen, um einen günstigen Ausgang zu erbeten. So einer jedoch gesehen hat, wie intensiv der Hauensteiner seinen Kultus feiert, so einer etwa am Allerseelensonntag einem Gräbergottesdienst anwohnt, wenn beim Läuten der Glocken alt und jung von allen Berghalden herab zum Friedhof hernieder steigt, mit brennenden Kerzen einen Umgang um die Gräber hält und dann in stiller Andacht der Dahingeschiedenen gedenkt, dem klingt's vielleicht selbst wie ein Ton aus alten Zeiten durchs Herz, und es wird ihm deutlich,

daß hier die religiöse Übung zugleich „altheilige Sitte und Poesie“ ist und daß sie angreifen oder modernisieren zugleich an der Verwilderung des Bauern arbeiten heißt.

Dem modernen Staat steht der Hauensteiner etwas seltsam gegenüber. Was anderwärts vom deutschen Bauer überhaupt gesagt ist: „seine Stellung zum Staat und zur Nation ist gleichsam ein Stand der Unschuld, er hat noch nicht vom Baum der Erkenntnis gegessen, seine historische Sitte ist sein politischer Katechismus,“ gilt ganz besonders hier. Sein Staatsbegriff datiert noch von den Zeiten seines bäuerlichen Selfgouvernements, als die Einungen mit ihren Einungsmeistern in versammelter Landsgemeinde tagten und die Redmannen mit dem österreichischen Waldvogt und dem St. Blasischen Waldprobst die Angelegenheiten des Waldes austrugen. Seither ist die alte Verfassung geschwunden, der Hauensteiner ist, ohne daß eine klare Vorstellung von den welterschütternden Ereignissen im Beginn unseres Jahrhunderts zu ihm hinaufdrang, badischer Unterthan geworden, und die Gesetze, Verordnungen und Reskripte des neuen Staats stehen immer noch wie eine fremde Welt vor ihm; er respektiert sie aber und die passive

Renitenz kam nur bei einer kleinen Sekte, den Salpeterern, die wir später kennen lernen werden, entschieden vor. Er ist überhaupt ein Mann der Autorität in allen Dingen.

In einer der Waldstädte ist ein Wirtshaus, wo die Hauensteiner seit Jahren ihre Einkehr halten, und wenn beim goldgelben Markgräfler Wein oder beim Remmetschwyler Bier die Hochländer Gäste in ihre „mittelalterliche Symbolik“ zurückzufallen drohen und ihre Erörterungen aus dem Stadium parlamentarischer Entwicklung zum friedegefährlichen Dreinschlagen mit Stuhlbein und Stock gedeihen, so tritt der Wirt, mit einem der neunschwänzigen Katze sehr ähnlichen Instrument bewaffnet, auf den Tisch und erteilt von olympischer Höhe den streitenden Männern fühlbare Winke zum Frieden. Das findet aber der Wälder so in der Ordnung, daß er, weit entfernt, die Schwelle eines Hauses, wo ihm ein solches Frühstück serviert wird, nicht mehr zu überschreiten, vielmehr sagt: „Respekt vor dem Wirt, der ist ein fester Mu, der zeigt's einem!“ — und er kehrt das nächste Mal wieder dort ein.

So erkennt er auch — si parva licet componere magnis — die Autorität der Staatsgewalt

er und ist namentlich damit einverstanden, daß strenge Ordnung gehandhabt und mit strengen Strafen im Notfall dreingefahren werde. Wenn er auch nicht ganz auf dem Boden Hegelscher Anschauung steht, wonach die Strafe „die Negation seiner eigenen Negation“ ist, so fügt er sich, wenn er wirklich etwas Unsauberes gethan hat, mit Resignation den Folgen, nicht etwa die Haft sich dadurch zu versüßen, daß er im Stiefel eine Speckseite, unterm Arm das Tabaksrölli verbirgt und den Leib mit Rollen unsäglichen Tabaks umgürtet, sich zur Straferstehung stellt; wenn's aber vorüber ist, so nimmt er nicht Abschied vom Richter, ohne sich für die „gnädige Strof“ bedankt zu haben.

Allein bei der Resignation hat's auch sein Bewenden; verstehen kann der in seinen alten Erinnerungen lebende Bauersmann den modernen Staat nicht, die Gesichtspunkte eines halb büreaukratischen, halb konstitutionellen Staatssystems sind nicht die seinigen. Das Konskriptionswesen, die Ablösung des Zehnten mit ihrer verwickelten Berechnung, die centralisierte, unter Kontrolle der Schreibstube gestellte Gemeindeordnung, die die Bewirtschaftung von Forst und Feld streng regelnden Gesetze, und namentlich der Angriff,

den die Polizeiverordnungen gegen seine alten harmlosen, aber ihm teuren Sitten und Gebräuche unternommen haben: zur Beurteilung von all dem fehlt es ihm an der nüchternen Verständigkeit, wie an der Einsicht in die Gründe solcher Institutionen; er fühlt, daß sie kein Fleisch von seinem Fleisch, kein Blut von seinem Blut an sich haben. Darum denkt er mit unbestimmten Wünschen an die gute alte Zeit zurück; es ist ihm unbehaglich, er verhält sich stumpf, indifferent, in vielen Fällen hartnäckig, eigensinnig, trotzig gegen die neuen Formen. In den Vorhallen der Amtsstuben, wo dem Wälder in langem Warten allerlei Gedanken durch den Kopf fliegen, finden sich oft Inschriften, in denen sich eine sonderbare Kritik Luft macht: bei ganz unparlamentarischen Äußerungen, z. B. „wenn doch nur ein heiliges Kreuzdonnerwetter das Amthaus in Erdboden hineinverschlüge!“ auch der Ausdruck eines naiven Mißbehagens, das da fühlt, wie ihm die Weisheit der Schreibstube seinen eigentlichen Boden unter den Füßen hinwegnimmt. „Die Welt ist so voller Eitelkeiten,“ schrieb einst ein Wälder Kritiker, der wahrscheinlich in Konflikt mit irgend einer ihm unbekannten Verordnung geraten war, „daß man zuletzt nicht mehr weiß, wie

[illegible]

Eine [illegible] des Bauernstandes durch Hin-gabe an seine Eigenart, durch Begründung einer [illegible] Art mit Genossen im Sinn der von H. W. Riehl neuerdings so [illegible] vertretenen [illegible], kann in dieser Beziehung noch manche [illegible] auf den [illegible] Sinn [illegible] setzen, während das „Einzwängen in die geraden Linien eines Staatsideals" bei diesen scharfkantigen Menschen immer ein unfruchtbares Beginnen bleiben wird.

So ist auch dem Wälder der Begriff des konsti-tutionellen Staats ein verschlossenes Buch mit sieben Siegeln. Seine zähe Erinnerung reicht noch in die Zeiten hinauf, wo der Kaiser im Weltlichen, der Papst im Geistlichen die Angelegenheiten der Welt lenkten, und er weiß, daß gerade damals seine bäuerliche Ein-ungsverfassung entstanden ist; der Mechanismus des konstitutionellen Systems, wo nicht seine Interessen, sein Stand als solcher repräsentiert sind, ist ihm fremd, und zudem weiß er, daß es die Hauptursache der vielen neuen Gesetze ist, die ihm so sehr zu schaffen machen, ohne daß er sie ganz verstehen kann.

In den dreißiger Jahren, als es im badischen Land für eine gewaltige Ketzerei galt, an den Prinzipien der konstitutionellen Staatsweisheit zu zweifeln, sah sich ein alter Hauensteiner veranlaßt, zu Nutz und Frommen seiner Söhne ein politisches Testament aufzusetzen. Benedikt Tröndle hieß der Wälder Politiker, dessen Namen wir um so weniger verschweigen dürfen, als ihm heutzutag, „nach dem Ende des parlamentarischen Lebens auf dem Festland", die Anerkennung gewichtiger Parteien an der Spree wie anderwärts nicht fehlen wird. Dasselbe endigt aber also: „Und ist hienach mein Schluß: Gott, der römischen Kirche und der Monarchy treu zu bleiben, noch lieber mein Haupt durch die Schärfe des Schwerts lassen, als mit freiem Willen untreu werden. Mit der landesständischen Verfassung will ich nichts zu schaffen haben, denn die Erfahrung hat mich zur Belehrung gebracht: wie mehr Hirten, wie schlechter gehütet, und wie mehr Unheil unter Hirten und Heerde entsteht. Lochmatt am 24. Novembris 1834. Benedict Tröndle."

Bei solchen Ansichten über Kirche und Staat ist erklärlich, daß der Hauensteiner zu den revolutionären Bewegungen in Baden sich durchaus negativ verhielt.

Er hatte sich vor hundert Jahren im Kampfe um seine „alten Recht und Privilegy“ die Finger empfindlich verbrannt, um so weniger rührte er sich für Geschichten, die nur eine Weiterbildung von dem sein sollten, mit dessen Anfängen er bereits nichts mehr zu schaffen haben wollte. Dazu hatte sich der Wälder aus den früheren Weltereignissen, soweit er ihnen von den Höhen seiner Berge zuschaute, die Erfahrung abstrahiert, die so manchem Wirtshaus- und Winkelpolitiker ganz abhanden gekommen war, daß schließlich „die großen Potentaten doch all die kleinen Händel fertig machen.“ Und als im Mai 1849 so viele, ohne zu wissen warum, der Revolution und der provisorischen Regierung zujauchzten, da sagte man in Benedikt Tröndles Heimat und anderwärts: „Die Maikäfer fliegen nur bis zum Juni.“

Deshalb wurde auch den revolutionären Gewalten nur gehorsamt, soweit der unmittelbare Zwang dazu nötigte, und oben auf dem Walde wurde manche ungeheuer thatsächliche Kritik des neuen Gouvernements geübt. „Im Namen der heiligen Mutter Gottes, nehm' jeder seinen Mann!“ sprach der Bürgermeister eines Wälderdorfes, als ihn ein neugebackener Zivilkommissär und ein neugebackener Kriegskommissär, denen natürlich

weder Schärpe noch Schleifsäbel fehlten, mit bewaffneter Macht abführen wollten, weil er das erste Aufgebot des Dorfes nicht abmarschieren ließ, und Kriegs- wie Zivilkommissär samt Eskorte, samt Schärpe und Schleifsäbel wurden von unbewaffneten Hauensteiner Fäusten die Rathaustreppen in solchem Flug hinabgefördert, daß sie unterwegs wohl kaum Zeit hatten, über das Verhältnis bäuerlicher Reaktion zur Revolution die geeigneten Glossen zu machen.

Auf der Hochebene, die sich auf dem Rücken der dunkeln Berge zwischen Säckingen und Laufenburg wellenförmig ansteigend gen Norden hinzieht, jenseits der freundlichen Wälderdörfer Rickenbach und Hottingen erhebt sich eine Hügelreihe, die eine förmliche Grenzscheide bildet. Auf dem mittleren Hügel, um den der von keiner Bergwand eingeschränkte Wind der Hochebene saust, stehen ein paar knorrige alte Buchen und ein Kruzifix; den „toten Bühl“ nennt das Volk bezeichnend den Ort, und was zur andern Seite des toten Bühls liegt, das nötigt selbst dem eingebornen Wälder eine Art Mitleid ab. ’s ist der rauhste Strich, jener hintere Wald, noch von Schnee umlastet, wenn diesseits schon die primula veris ihr Haupt fragend erhebt;

die Ansiedlungen der Menschen sind noch elender und noch mehr aufs Minimum reduziert wie diesseits, und eine stille Kritik hat sich in den Bezeichnungen der jenseitigen Gegenden Luft gemacht; „elendes Löchle“ heißt ein Wiesengrund, und ein Bergrücken seitwärts, wo noch bei ein paar versprengten Felsstücken und Tannenbäumlein eine einsame Kapelle steht, heißt das „öde Land“ oder „letzte Land“, worauf denn schließlich alles aufhört.

Der tote Bühl hat deshalb auch in den Vorstellungen der Eingeborenen etwas Schreckhaftes; böse Geister gehen dort in mitternächtigen Stunden um, und noch nicht alte Kriminalakten wissen zu berichten, daß einstmals bei einer schwunghaften Diebsbande die Zusammenkünfte zur Aufnahme neuer Mitglieder nachts bei den Buchen des toten Bühls stattfanden und der Neophyt beim Kruzifix dort seinen Anteil an der ewigen Seligkeit verschwören mußte, ehe er in das ehrenwerte Kollegium recipiert wurde.

Jenseits des toten Bühls geht man dem St. Blasischen zu, nach Niedergebisbach und nach dem Hauptdorf des Waldes, nach Herrischried, wo der Mensch nur durch tiefere Empfindungen des Herzens mit dem Defekt der Natur versöhnt werden kann.

„'s kommt mer nüt uf d'Gegnig (Gegend) an
z'Herrischried im Wald"

singt Hebel. Zu den Glanzpunkten am toten Bühl gehört auch das Dörflein Hochschür, übel berüchtigt im Munde der Nachbarn; denn so einem in der Umgegend nachts in den Keller gebrochen und Kartoffeln geholt, oder so ihm das frischgeschlachtete Schweinlein aus dem Kamin ausgeführt wird, so heißt's: es wird den Weg alles Fleisches nach Hochschür gegangen sein. Es hat deshalb schon mancher freundnachbarlich den Wunsch ausgesprochen, man sollte das ganze Nest in die Luft sprengen und eine Warnungstafel hinsetzen mit der Aufschrift: „Hier stand Hochschür!" denn der Bauer hat für alles, was ihm unbequem ist, so wenig sentimentales Mitleid als der Kaiser Rotbart dereinst für Mailand oder Cremona.

Seitwärts von Hochschür steht ein einsames Wirtshaus. Der Wind hat schon allerlei Defekte in Dach und Fensterscheiben geblasen, was jedoch an letzteren durch sachgemäße Papierverklebung wieder geflickt ist. Den Schild zieren die drei Könige aus Morgenland und ein abgestorbener Lindenbaum steht trübselig und wie mit gebrochenem Herzen nebenan. Diesem zu

Ehren heißt auch das Wirtshaus, im Geist der jenseits des toten Bühls üblichen Benamsungen, der „dürre Ast“.

In rauhen Apriltagen war mir's beschieden, mich mit einem Gefährten in diese Region des Waldes zu verirren. Nachdem wir vom toten Bühl vergnüglich in die jenseitigen Gefilde geschaut und eine Vergleichung mit der gesegneten Gegend zwischen Wittenberg und Treuenbrietzen, wo hin und wieder ein Tannenbaum, dann hin und wieder eine Windmühle und dann hin und wieder gar nichts in harmonischem Zusammenwirken am Horizont aufsteigt, nicht zu unterdrücken vermocht, überschritten wir die Schwelle des „dürren Asts“. Der Wirt selber war abwesend, er war auf den Viehmarkt zu Thiengen gegangen, vermutlich um im Rößleintausch oder Kuhhandel mit den Hebräern den Grundsatz des römischen Rechts: in emtionibus et venditionibus jure naturali se invicem decipere licet, unbewußt, doch streng zu befolgen.

Dagegen machte sein Vetter die Honneurs, schüttelte jedem von uns nach Landesbrauch mit gewaltigem Druck die Hand und sprach: „Gottwilche!“ (Willkomm). Selbiger Vetter war ein Wälder in mittleren Jahren,

von dessen proportioniertem Durst die rötlich strahlende Nase hinlänglich Zeugnis gab, wie denn auch ein leeres Schnapsgläslein am Platz, wo er gesessen, auf seine Bestrebungen in der Gegenwart hinwies. Wegen seines Gesichts hieß man ihn den „füürigen Alexander“.

Auf die Forderung eines Mittagsmahls und eines guten Trunks Wein geriet der „füürige Alexander“ einigermaßen in Verlegenheit und gestand, daß sie eigentlich auf die Einkehr von „Herren“ nicht gefaßt seien; auch seien schlechte Zeiten, die Kartoffeln schon aufgezehrt, Gemüse wachse nicht hier oben; wenn's nicht zu spät wär', so würde er indes gern nach Herrischried, der Hauptstadt, hinübergehen und beim Herrn Pfarrer ein „bizzele Suurkrut für die Herren vertlehnen“. Als ihm jedoch erklärt wurde, daß man sich ganz in die landübliche Küche füge, begann Alexander den Tisch zu decken. Hier entspann sich eine große Frage. Die Kleinodien des „dürren Asts“ bestanden aus einem einzigen silbernen Besteck, das nach Façon und Alter füglich einmal von einem „frummen Landsknecht“ hier oben als Kriegsbeute vertrunken worden sein konnte. Dieses wurde hervorgeholt; da aber Alexander nicht recht entziffern konnte, wer von

man auf die Füß muß stehen; der gute Euseb Völkli macht sich, wenn es möglich, zum Ländli hinaus."

Eine Heranziehung des Bauersmanns durch Hingabe an seine Originalität, durch Ergründung seiner eigentümlichen Art und Gewohnheit, im Sinn der von H. W. Riehl neuerdings so überzeugend vertretenen Bauernpolitik, kann in dieser Beziehung noch manche Runzeln auf der Hauensteiner Stirn glätten helfen, während das „Einzwängen in die geraden Linien eines Staatsideals" bei diesen scharfkantigen Menschen immer ein unfruchtbares Beginnen bleiben wird.

So ist auch dem Wälder der Begriff des konstitutionellen Staats ein verschlossenes Buch mit sieben Siegeln. Seine zähe Erinnerung reicht noch in die Zeiten hinauf, wo der Kaiser im Weltlichen, der Papst im Geistlichen die Angelegenheiten der Welt lenkten, und er weiß, daß gerade damals seine bäuerliche Einungsverfassung entstanden ist; der Mechanismus des konstitutionellen Systems, wo nicht seine Interessen, sein Stand als solcher repräsentiert sind, ist ihm fremd, und zudem weiß er, daß es die Hauptursache der vielen neuen Gesetze ist, die ihm so sehr zu schaffen machen, ohne daß er sie ganz verstehen kann.

In den dreißiger Jahren, als es im badischen Land für eine gewaltige Ketzerei galt, an den Prinzipien der konstitutionellen Staatsweisheit zu zweifeln, sah sich ein alter Hauensteiner veranlaßt, zu Nutz und Frommen seiner Söhne ein politisches Testament aufzusetzen. Benedikt Tröndle hieß der Wälder Politiker, dessen Namen wir um so weniger verschweigen dürfen, als ihm heutzutag, „nach dem Ende des parlamentarischen Lebens auf dem Festland“, die Anerkennung gewichtiger Parteien an der Spree wie anderwärts nicht fehlen wird. Dasselbe endigt aber also: „Und ist hienach mein Schluß: Gott, der römischen Kirche und der Monarchy treu zu bleiben, noch lieber mein Haupt durch die Schärfe des Schwerts lassen, als mit freiem Willen untreu werden. Mit der landesständischen Verfassung will ich nichts zu schaffen haben, denn die Erfahrung hat mich zur Belehrung gebracht: wie mehr Hirten, wie schlechter gehütet, und wie mehr Unheil unter Hirten und Heerde entsteht. Lochmatt am 24. Novembris 1834. Benedict Tröndle.“

Bei solchen Ansichten über Kirche und Staat ist erklärlich, daß der Hauensteiner zu den revolutionären Bewegungen in Baden sich durchaus negativ verhielt.

er jetzt mit nach Amerika nehme und drüben zu heiraten gedenke.

Die Notwendigkeit des Auswanderns erkannte er mit Resignation an und sprach sich dankbar über den Staat aus, der ihm die Möglichkeit dazu gab; wie denn überhaupt beim bäuerlichen Proletarier jener schäbige verbissene Haß, den der moderne Mann des vierten Standes gegen alles, was nicht ist wie er, ex officio hegen zu müssen glaubt, selten zu finden ist. Der „füürige Alexander“ war sich im Gegenteil über den Grund seiner Verkommenheit klarer als alle, welche in gleichen Umständen ihn in der falschen Organisation der Gesellschaft suchen; und sogar als wir ihm eröffneten, wie er in den Vereinigten Staaten, um Arbeit zu finden, den Genuß geistiger Getränke abschwören müsse, und wie die Aufnahme in den Mäßigkeitsverein eine Hauptbedingung seines Fortkommens drüben sei, meinte er, er werde sich halt auch das gefallen lassen müssen, zumal da er in der alten Welt noch für einige Jahre seines Lebens „vorausgetrunken“ habe.

Von einer Sorge konnten wir unsern Freund im dürren Ast befreien. Er hatte einen stattlichen jungen Hund, den er nicht mit „ins Amerika“ nehmen, auch

bereits nicht mehr füttern konnte. Diesen kauften wir ihm für ein ansehnliches Geldstück ab. Da sich aber der Zweifel erhob, ob er bei den Leuten jenseits des toten Bühls auch gedeihen könne, so wurde vorgeschlagen, ihn vorerst „fest“ machen zu lassen. Es sei, so wurde uns vertraut, ein alter Mann im Dorf, der „Oberibacher Seppli“, der Wissenschaft von viel Geheimnissen und allerhand alte Bücher, zum Beispiel auch des Doctoris Fausti Höllenzwang besitze, und sei kein Zweifel, daß er gegen Wetter, Hagelschlag und Viehkrankheit einen guten Spruch wisse, sowie denn einer sogar behaupten wollte; er verstehe ein Gebet, mit welchem man seine Feinde, auch wenn er weiter als eine Tagreise entfernt sei, unversehens eine Tracht Prügel auf den Hals beten könne. Da jedoch der Oberibacher Seppli nicht gern vor Herren seine Kunst zeigte, weil er fürchtete, das Bezirksamt möchte Notiz davon nehmen, und weil er in früheren Zeiten, als er den Geist „Astorus“, dem alle Schätze auf dem Wald unterthan sind, beschwören wollte, einmal von der Obrigkeit bös ausgewischt worden war, so wurde der Hund zu ihm geführt und in Bälde als „gefestet“ wieder zurückgebracht. Dabei wurde eine auf dreieckiges Papier ge-

schriebene Formel übergeben, die nach dem Rat des Festmachers dem Hund, wenn er je krank werden sollte, in blauem Band um den Hals gehängt werden müsse, worauf sich alles geben werde. In der Formel aber kamen neben vielen Kreuzen und Schnörkeln auch die bösen Worte: „Asrias," „Ästrias," „Sruss," „Srass," „Atestſtooss" vor, und blieb uns völlig unklar, ob der Ibacher Seppli sie dem Keltischen oder Chaldäischen entlehnt hat.

Da in dem bisher im „dürren Ast" Erschauten einiger Beleg für den übeln Leumund zu finden war, dessen sich Hochschür erfreut — wird ihm ja nur von dem im Waldshutischen gelegenen Nest Segeten die Ehre des „Bestverleumdeten" streitig gemacht, wie dies der Volksmund ausdrückt: „Hochschür und Sägeten giebt Eine Trägeten" (Traglast, d. h. sie wiegen beide gleichschwer) — so schien es angemessen, nach den Ursachen solchen Verfalls zu forschen.

Äußere Ungunst von Klima und Wetter, das in dieser 3000 Fuß hohen Hochebene um so rauher ist, da keine Berge, wie in höheren Schweizerthälern, als Schirmwand sie umschließen, läßt dem Boden nur das Kärglichste abringen, und die Art, wie hier oben Feld

und Wiese bebaut werden, gehört noch ins Gebiet der rohesten Empirie. Für die neuen technischen Hilfsquellen aber, die die Regierung in der wohlwollendsten Weise den Wäldern zugänglich machen wollte, war der Bauer hier wie anderswo mißtrauisch und unempfänglich zugleich und glaubte, es müsse „etwas dahinter stecken," daß die Herren vom landwirtschaftlichen Verein mit neuen Pflügen, Sämereien und Wiesenkulturarbeiten ihn, ohne daß er etwas dafür zahlen solle, eines Besseren zu belehren versuchten; er nahm zwar die ihm gratis gegebenen Vorräte sachdienlich an, im übrigen aber blieb er beim alten.

Da der Landbau seine Leute nicht sämtlich ernährt, verfiel ein Teil auf Industrie, z. B. Nagelschmieden; allein das war eine harte Arbeit, und als Beigabe hiezu kam das Schnapstrinken in Gang, mit welchem nicht nur der Verdienst, sondern auch die gesunde Kraft und das Selbstgefühl verloren gingen. Dazu kamen die vielen unehelichen Kinder, die überall ein zuverlässiger Grundstock für ländliches Proletariat sind. Leider ist auf dem Wald über allzu große Sprödigkeit des Weibervolks nicht zu klagen, und nur selten wird durch nachfolgende Ehe, wie in andern Gebirgs-

ländern, das allzu vertraute Verhältnis wieder gutgemacht.

So waren denn verschiedentliche Insassen von Hochschür schließlich zu dem Resultat gekommen, daß es besser sei, andere für sich arbeiten zu lassen; und wenn ein anderer, der noch ehrlich geblieben war, ein Brätlein oder ein Stück Rauchfleisch im Kamin hängen, oder wenn er gar ein Schweinlein geschlachtet hatte, so fanden sich zur Nachtzeit gewöhnlich verschiedene Teilungsliebhaber ein, die zum Teil mit einer Feinheit, welche Hebels unsterblichem Trifolium, dem Zundelfrieder, dem Zundelheiner und dem Zirkelschmied, alle Ehre gemacht hätte, sich ihren Anteil expropriierten.

Die Honoratioren des Dorfes aber, sowie in manchen benachbarten, die „großen Bauern", gingen in einem andern Fache mit einem Beispiel voran, dessen schädliche Wirkung nicht scharf genug geschildert werden kann: sie prozeßten miteinander, bis Hab und Gut den Advokaten verfallen war. Der Prozeßlöwe des Waldes war kurz vorher gestorben, und die im „dürren Ast" Anwesenden bemühten sich, das Material zum Nekrolog des großen Toten den fremden Gästen zu liefern. Und da mit Fug anzunehmen steht, daß der Verstorbene als

der letzte Mohikan seines Schlags — denn zwischen Herrischried und Niedergebisbach wird bald keiner mehr so viel zu verlieren haben, als er durchs Prozeßgewinnen verloren hat — in Mythus übergehen, auch als Gespenst noch in verschiedenen Amtsstuben um Mitternacht umgehen wird, so schien es uns passend, Akt davon zu nehmen.

Peter Gottstein, der alte, war ein reicher Bauer von Hochschür und nächst dem „Spittelhannes“ von Niedergebisbach, der aber vom Geisterbeschwören aufs Münzfälschen verfallen war und deshalb seine alten Tage in einer Strafanstalt zubrachte, der pfiffigste Kopf unter den Mannen jenseits des Bühls, und Stücklein von ihm, wie er nicht nur die Juden von Thiengen, sondern auch Basler Kaufherrn überlistet, von denen es doch im Sprichwort heißt: „es gehören neun Juden dazu, um einen Basler dran zu kriegen,“ werden in der Nachwelt leben. Das wahre Diplom eines feinen Kopfes glaubt aber ein Wälder erst dann aufweisen zu können, wenn er einen Prozeß gewonnen hat und dies schwarz auf weiß und von Rechts wegen besitzt. So kam er aufs Prozessieren, und landauf, landab, wo er einen Vertrag abschloß, brachte er auch gleich die Hinter=

thür darin an, die zum Prozeß führte, und ob's um eine Sägmühle oder um ein paar Ochsen ging, Peter Gottstein klagte bei Amt, und wenn sich der Gegner vergleichen wollte, sagte er: „'s muß usprobyrt sy," und wenn er's beim Hofgericht verlor, ging er ans Oberhofgericht nach Mannheim und sagte wieder: „'s muß usprobyrt sy," und wie er's auch dort einmal „verspielt" hatte, zeigte er noch die Appellation an „den höchsten Richter der Lebendigen und Toten" an, was aber nicht prozeßordnungmäßig war.

So war das „Streitpeterle," wie ihn seine Nachbarn nannten, allmählich immer unterwegs von einer Kanzlei zur andern oder zum Advokaten, und auf der Säckinger Amtsregistratur, wo die Akten nach den Ortschaften in Fächern liegen, wurde neben Hochschür noch ein besonderes Fach, das Fach „Peter Gottstein" angelegt, und in Waldshut, St. Blasien, Schopfheim und Basel war kein Schreiber bei Amt, dessen Protektion er sich nicht erfreut hätte, und oft hatte er bei drei bis vier Tagfahrten zugleich zu erscheinen. Und wie's immer besser im Lauf war, schaffte er sich auch ein Landrecht und eine Prozeßordnung an und machte seine Schriftsätze wie ein Studierter, und den Amtleuten hatte

er's auch abgelernt, wie man sein Geschäft im Laufenden erhält. Aus den vielen Aktenstücken, die ihm zugestellt wurden, legte er selbst eine Registratur an und verfügte das Geeignete darauf, Nro. für Nro.; z. B. wenn ihm der Advokat schrieb, jetzt müsse er die Kosten vorschießen, sonst bleibe die Sache stecken, so verfügte Peter Gottstein auf das Schreiben: „Beschluß: Ist nunmehr die braungefleckte Kuh zu verkaufen und dem Advokat die Hälfte von seinem Geld zu schicken. NB. mit der anderen Hälfte kann er warten."

All die gewaltigen Kosten waren ihm nichts gegen die Ehre, und er sagte oft selbstgefällig, er habe schon so viel Gerichtssporteln bezahlt, daß man den Beamten im ganzen Oberrheinkreis dafür goldene Knöpfe auf die Uniformen setzen könnte, und wie ein Indianer die Kopfhäute seiner Feinde, so hing er alle Sportelzettel, und zwar guirlandenweise zusammengeheftet, in seiner Hütte auf. Schließlich ging aber eine Kuh nach der andern aus dem Stall, die Kosten wuchsen ihm über den Kopf, und selbst das feine Stücklein, daß er einmal dem Acciser, der die Sporteln etwas unsanft von ihm gefordert hatte, einen Injurienprozeß anhing und gewann, ließ sich nicht zum zweitenmal machen. Eben

sollte ihm der Gerichtsbote die Verfügung bringen, daß sein Haus versteigert werde, da ging er erzürnt fort, um diesem Schlag auszuweichen, und starb plötzlich. Seinen Nachkommen hinterließ er eine geordnete Registratur, ein paar Dutzend unvollendete Prozesse und die tröstliche Gewißheit, daß sein Nachlaß in Gant fallen werde.

Daß dieser würdige Hochschürer Jurist trotz alledem eine komische Figur gewesen, darüber war das Publikum im dürren Ast ziemlich einig, sowie man auch daran nicht zweifelte, daß Peter Gottsteins Geist wegen der unvollendeten Prozesse umgehen müsse, bis sie alle gewonnen seien. Es ließen sich aber ernste Erwägungen daran knüpfen; denn damals, als der Bauersmann sein hergebrachtes Recht sich selbst wies, als statt Aktenstöße lebendige Symbole ihm das Recht in einer Sprache, die er verstand, einprägten, als statt in „qualmenden Schreibstuben“ unter freiem Himmel getagt wurde, war der bäuerliche Prozeßkrämer eine Unmöglichkeit, und Jakob Grimms Klagen über die Verdumpfung des Bauersmanns, den viel tausend Paragraphen der modernen Legislation gegenüber,* fanden hier einen thatsächlichen Beleg.

* Siehe deutsche Rechtsaltertümer, Einl. S. XVI. XVII.

„Bhüt Euch Gott, und im Willaringer Tannwald habt Sorg vor dem Meisenhart Joggi!“ sprach der „füürige Alexander“ zum Abschied. — Im Hauensteinischen giebt's nämlich auch aparte Geister, die nicht einmal in Görres Mystik, jenem Hof- und Staatskalender der Geisterwelt, nach Rang und Titel angeführt sind. Ein solcher ist der Meisenhart Joggi, der sich lediglich im Tannenwald auf dem Eggberg aufhält und dessen amtliche Stellung im Geisterreich darin besteht, heimkehrende Biedermänner irre zu führen oder sonst durch mannigfachen Schabernack auf die Verwirrung ihrer Begriffe hinzuarbeiten, was er denn mit Geschick und Humor thut, und wenn nur die Hälfte von der Meisenhart Joggi-Tradition ihren Grund hat, so existiert gar mancher, der seinen Schädel seitab vom Weg schon hart an die Willaringer Tannen angestößen hat und zum Glauben an den Joggi bekehrt wurde. Und durch alle Ungunst der Zeiten und durch den Zweifel schnöder Rationalisten hindurch hat der Meisenhart Joggi seine Existenz behauptet, wiewohl niemand ergründen konnte, ob er als Unterstaatssekretär oder vortragender Rat, oder gar nur als Volontär in diesem Geisterdepartement arbeitet, und warum er seine soziale Position gerade

zwischen Egg und Willaringen gefunden hat. Darum wär's auch ein frevelhaft Beginnen, den Hauensteinern dort jene Hebelische Geistertheorie vorzutragen:

„Und der Irrgeist wohnt im Wi. Us Chrume und Chruse
Stigt er Eim in Chopf und macht zerrüttete Sinne.
Seller Geist führt irr im Wald uf Wegen und Stege,
's geht mit Eim z'unterst und z'oberst, der Bode will unter
Eim breche,
D'Brucke schwanke, d'Berg biwege si, alles ist doppelt;"

um so mehr, als entschiedene Thatsachen vorliegen, daß auch solche, die nur ein „einzig Schöppli" beim alten Balthes zu Willaringen oder sonst getrunken hatten, nicht ungerupft durchkamen.

Seither ist viel Wasser den Rhein hinab geflossen. Wir haben unsern Rückzug von Hochschür glücklich durchgeführt, ohne dem Meisenhart Joggi und ohne dem Geist Peter Gottsteins begegnet zu sein; der „füürige Alexander" aber ist mit ein paar hundert Leuten von jenseits des toten Bühls nach Amerika übergewandert. Wenn er je drüben am Arkansas sitzt und denkt, wie schade es dort um „den schönen Durst" sei, so möge es ihm in die Ohren klingen wie ein Rauschen der

alten Tannen und ein Kichern des Meisenhart Joggi, und möge ihm leise zuflüstern, daß der dürre Ast bei Hochschür noch am alten Fleck steht und der rote Ochsen zu Herrischried auch noch, und daß Meister Albiez, der „Ochsen-Hannes," noch immer die größte Faust auf fünf Stunden im Umkreis hat, und daß er noch manchmal in stillen Abendstunden einen schlimmen Gast so prompt hinausspediert, daß kaum ein nebelhafter schwarzer Streif als Spur von der Kometenbahn des Unglücklichen durch die Wirtsstube zu erschauen ist.

Allen Hauensteiner Landeskindern aber, die seither das Erdreich um den toten Bühl mit dem der neuen Welt vertauscht haben, wünschen wir guten Tag drüben, und so einer, was indes kaum zu vermuten steht, ein Reis vom „dürren Ast" mitgenommen und jenseits in amerikanischen Boden gepflanzt hat, so möge ihm ein schattiger Baum draus erwachsen, worunter er, wie weiland Graf Eberhard im Bart unter seinem Weißdorn, in späten Tagen träumend sitzen mag.

Die Wölbung hoch und breit
Mit sanftem Rauschen mahnt
Ihn an die alte Zeit
Und an das ferne Land.

Der Hauensteiner ist nicht von ungefähr eine so besondere Erscheinung, er hat auch eine besondere Geschichte hinter sich, die freilich etwas schief für ihn ausging. Den Urkantonen in der Schweiz, den Appenzellern, den graubündischen Unionen gelang es, sich zu unabhängigen Bauernstaaten zu entwickeln und in hartem Kampf zu behaupten; der Hauensteiner, der im Mittelalter unter einer kräftigen Einungsverfassung sich zu einer ganz respektabeln Bauernschaft zusammengeschart hatte, konnte sich dagegen aus den herrschaftlichen Netzen des Gotteshauses St. Blasien, in die er aus falscher Berechnung geraten war, nicht zu rechter Zeit losmachen, und als merkwürdigerweise erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo sonst wohl nirgends solche Emanzipationsbestrebungen im deutschen Bauernstand vorgekommen, vielmehr dumpfe Apathie längst über ihn eingebrochen war, es ihm endlich gelang, sich von St. Blasien loszukaufen, da wollte er auch noch den zweiten Schritt thun und sich der österreichischen Herrschaft gegenüber zur reichsunmittelbaren freien Bauerngrafschaft emporringen. Allein vor hundert Jahren war ein Fechten mit Morgensternen und Streitkolben, wie es die Eidgenossen bei Morgarten und am Stoß mit

Erfolg geübt, nicht mehr sachdienlich, und im Federkampf mit den Verfügungen des Reichshofrats zu Wien, im großen und kleinen Intriguenspiel am kaiserlichen Hofe, sowie im offenen Gefecht mit den ungarischen Grenadieren, deren Handgranaten ganz „wider die Abrede" waren, mußte der Bauersmann unterliegen und verlor seine Einungsverfassung samt der alten Landfahne, unter der er früher, anstatt Rekruten zu stellen, selber kriegsbereit ausgezogen war.

Jedenfalls ist es eine spezifische Erscheinung, daß zweihundert Jahre nach dem Bauernkrieg und ein halb Jahrhundert vor dem Zeitalter der „allgemeinen Menschenrechte", mitten in den großen Strömungen des österreichischen Successionskrieges, angesichts der am Oberrhein stehenden Heere, es einer Partei im Hauensteiner Schwarzwald einfiel, für die angeblichen „alten Rechte und Privilegy" der Grafschaft Hauenstein, die sie bis zum fabelhaften Grafen Hans von Hauenstein ins vierzehnte Jahrhundert hinauf datierten, in offenem Aufruhr gegen Österreich sich zu erheben, einer der stärksten Anachronismen, die in der Geschichte des deutschen Bauers vorkommen werden. Immerhin aber bleibt die Zähigkeit und Ausdauer, mit der diese Bauern ihre

angeblichen Rechte nicht nur dem Kloster St. Blasien wie dem österreichischen Waldvogteiamt und der Regierung in Freiburg gegenüber, sondern auch durch autochthonische Diplomaten von Bergalingen und Dogern unmittelbar am Kaiserhof zu Wien durchzufechten suchten, der tragische Schluß, der die einen an den Galgen zu Albbruck, die andern von ihren Tannenwäldern weg in die Verbannung nach Siebenbürgen hin führte, und das Nachzittern dieser Geschichten in der Tradition und den Wünschen der Enkel selbst in der Gegenwart ein kulturgeschichtlich bedeutsames Problem. Sie haben sich freilich seit dem Mittelalter her eine gewisse Praktik in „gefährlichen Verbündtnuß und Zusammenschickungen, Uffruhr, Empör- und Rottirung“ erworben und das altalemannische Wesen scheint der Rauferei im kleinen und großen wesentlich Vorschub zu leisten.

Von alters her waren die Hauensteiner freie Leute, in ihren Einungen zu selbständigen Föderationen abgeschlossen; sie gehörten nach der von den fränkischen Königen gemachten Gaueinteilung zum Albgau, über welchen eigene Gaugrafen gesetzt waren. Als dann in den Verwirrungen des frühen Mittelalters aus den Grafschaften da und dort die Anfänge einer Landes-

hoheit herauswuchsen, finden wir die Grafen von Stühlingen als erbliche Herren im obern Albgau, während das Schicksal der Grafschaft Hauenstein bis auf Rudolph von Habsburg im Dunkel liegt. Dieser besaß die grafschaftlichen Rechte mit vielem Grundeigentum in diesen Gegenden und übte sie nicht mehr im Namen des Reichs, sondern kraft eigener Landeshoheit aus; Kaiser Albrecht aber führte dies vollends durch. In dem habsburgösterreichischen Urbarbuch, das der in diesen Regionen heimische Schreiber Kaiser Albrechts, „Maister Burkard von Frikk“ (im benachbarten aargauischen Frickthal), zwischen 1303 und 1311 zusammenschrieb,* sind die officia zu Säckingen, Wehr, zu Waldshut „und uffem Walde“ genau verzeichnet. Daraus geht bestimmt hervor, daß die Herzoge zu Österreich damals als „Grafen zu Habsburg“, „Kastvögte zu Säckingen und des Gotteshauses von St. Blasien“, und als „Herren zu Waldshut“ Gülten, Nutzen, Steuern und allerhand Rechte von den Insassen des Hauensteins beanspruchten, auch über „Dieb und Frevel“ richteten.

---

* S. Bibliothek des litterarischen Vereins zu Stuttgart, Band XIX.

Da aber ein urkundlicher Nachweis über die Entstehung dieser landeshoheitlichen Befugnisse nie zu führen war, so war hier immer die partie honteuse des Hauensteiner Staatsrechts, und dem Bauer wollte die Verwandlung der alten, „von Kaiser und Reich wegen“ gesetzten Grafschaft in erbliche Herrschaft des Hauses Österreich nie recht zu Kopf, und er knüpfte bei seinen späteren Bestrebungen immer wieder am „letzten Grafen“ und am damaligen Rechtszustand an, ohne jedoch mehr als dunkle Tradition anführen zu können.

Da wo der Rhein über die Felsen des Laufensteins sich in wildem Strudel Bahn bricht, stehen die Trümmer der Feste derer von Habsburg-Laufenburg, die als „Vögte auf dem Wald von der gnädigen Herrschaft zu Österreich wegen“ residierten, und im alten Schloß zu Hauenstein, das sich hart am Rhein an der Heerstraße nach Waldshut auf stumpfem Felsrücken erhebt, wurden die Waldvogteigerichte gehalten. In jenen Zeiten des Thronstreits zwischen Albrecht von Österreich und Adolph von Nassau, sowie zwischen Friedrich dem Schönen und Ludwig dem Bayer, als Schwaben ohne Herzog und das Reich ohne Kaiser war, bildete sich im Hauensteinschen durch Einung der

verschiedenen Thal- und Berggemeinden eine eigentümliche Bundesverfassung. Wie die Clans im schottischen Hochland, oder die Bünde in Rhätien und der Schweiz, traten die Waldgemeinden zusammen, „einander zu helfen in Frieden oder Unfrieden gegen männiglich, so sich wider uns setzet oder uns angreift. Die auf dem Walde sollen Volkes gegen den Feind stellen drei Teile, Todtnau und Schönau den vierten Teil, alles jedoch ohn Abbruch der Rechte des Hauses Österreich und der Abtei St. Blasien.“

Acht Einungen bildeten den Kern dieses hauensteinischen Bauernstaates: ob der Alb Dogern, Birdorf, Wolpadingen und Hächenschwand; unter der Alb Görwyl, Rickenbach, Hochsal und Murg. Dazu kamen die zugewandten Vogteien Todtmoos, Schönau und Todtnau und der sanktblasische Twing und Bann. Jede Einung stand unter einem Einungsmeister; diese zusammen als „Acht-Mannen“ wählten den „Redmann“. Dieser führte die oberste Leitung aller Einungsgeschäfte und vertrat die Bauernschaft beim österreichischen Waldvogt wie beim St. Blasischen Waldprobst, schrieb Steuern aus zur Bestreitung der öffentlichen Ausgaben und zog mit dem Kriegsaufgebot unter flatternder Landfahne ins Feld oder wenigstens an den kaiserlichen „Landhag“,

der mit seinen Verhauen und Schanzen an den Hauptpässen das Land schützen sollte.

Die Einung hatte aber ein Element in sich, welches früh oder spät Konflikte unvermeidlich machte. Das war das Stift St. Blasien, das in der Einöde des Albthals vor allen andern Schwarzwaldklöstern Macht und Ansehen gewonnen hatte. Angezogen von den Vorteilen der Immunität („die höchste Spitze echten Eigentums hatte in den Augen der ärmeren Menge des freien Volks mindern Wert als der breite Schatten, unter dem sich's im Schutze des Mächtigen ruht.“ Grimm), hatten im Lauf der Zeit viele der freien Bauern ihre etwas drückende Freiheit gegen die Stellung klösterlicher Zins- und Dienstleute von St. Blasien getauscht, insbesondere um dadurch von der Last des Kriegsdiensts frei zu werden. Diese Zinsbauern waren aber immer noch freie Leute und durch das Vogteirecht der Abtei den eigentlich leibeigenen Leuten derselben keineswegs gleichgestellt. So unterscheidet das habsburgösterreichische Urbar die Leute auf dem Walde sehr scharf in „vrie Liute“, „darkommen Liute“ (d. h. die ihr Gut dem Kloster dargeboten hatten) und „Gottshusliute“.

Das Gotteshaus aber machte zwischen den dar-

gekommenen freien und seinen leibeigenen Leuten, die, wie z. B. die Thalbewohner von Bernau und Menzenschwand, in Zwing und Bann des Klosters standen, nicht mehr viel Unterschied, dehnte auch seine Dinggerichtsbarkeit auf die ganze Grafschaft Hauenstein aus, wiewohl diese kaiserliche Bestätigungen ihrer Privilegien, daß sie freie Leute mit eigenem Gericht und freier Pirsch sein sollten, für sich hatte, und suchte mit mönchischer Schlauheit und wirklicher Verkennung der historischen Rechtsverhältnisse den Bauer unter den Druck der Hörigkeit zu bringen.

Auf die klösterlichen Urkunden und Schriften hatte daher der Wälder eine ebensogroße Malice, als er seinerseits viel auf seine eigenen „alten Handfesten und Privilegien“ hielt, die freilich eigentlich nirgends existierten. Im Bauernkrieg gab's einmal Gelegenheit, das St. Blasische Archiv gründlich zu bereinigen; ein heller Haufen aus dem Hauensteinschen „verruinierte“ damals die Bibliothek und Zubehör so durchgreifend, daß, wie der gelehrte Abt Gerbert klagt,* man damals bis an die Kniee in zerrissenen Urkunden waten konnte.

Diese momentane Aufwallung, an der auch die

* Historia nigrae silvae II. p. 348.

Wiedertäufer und Meister Hubmeier in Waldshut schuld waren, abgerechnet, bestand der Verband der Waldbewohner mit der gefürsteten Reichsabtei St. Blasien durch alle Kriegsläufte des siebzehnten Jahrhunderts hindurch. Als aber 1725 das Kloster zu Auffrischung seiner alten Rechte und Leibeigenschaftsgefälle eine genaue Aufzeichnung aller Einwohner im Hauensteinschen vornehmen ließ, je nachdem sie frei oder stiftseigen waren, auf eigenen oder Klostergütern saßen, als aus den Listen über Zinsen, Fastnachthühner, Ehrtau und Leibfall das Gespenst der Leibeigenschaft selbst auch gegen die Freien wieder aufzusteigen drohte, wiewohl sie durch kaiserliche Verordnungen aufgehoben war, da rottierte sich der Wälder zusammen und legte sich seine alten Rechte nach eigenen Heften aus.

Damals trat an die Spitze derer, die sich der Leibeigenschaft zu erwehren suchten, ein Prachtexemplar von einem bäuerlichen Demagogen, Johann Fridolin Albiez, Einungsmeister von Birndorf, der zugleich den Salpeter im ganzen Hauensteinschen gewann, daher der „Salpeterhannes" geheißen, ein trotziger und frommer Mann, der ebenso kräftig zu fluchen, als den Rosenkranz zu beten verstand.

Der Bauer, wenn er störrisch wird, revolutioniert immer nur nach rückwärts, d. h. er will auf einen Zustand zurückgehen, der vor dem jetzigen, ihm unbequemen vorhanden war, auch etwa durch „Brieff, Siegel oder alte Pergament“ nachgewiesen werden kann; er will die „gute alte Zeit“, während er für moderne Prinzipien keine Hand rührt. So ging der Salpeterhannes auf die alten Zeiten zurück, wo die Grafen von Habsburg-Laufenburg als Vögte über den Hauenstein gesetzt waren, und erfand die Mär, daß deren letzter Sproß, der Graf Hanns von Hauenstein, als er ohne Erben starb, in seinem Testament verfügt habe, daß die Grafschaft frei an Reich und Kaiser zurückfalle und im alten Recht der Reichsunmittelbarkeit erhalten werde. Nur der Kaiser sei der Schutzherr des Landes, und sowenig sie dem Hause Österreich als solchem gehörten, sowenig habe St. Blasien gegründete Rechte auf sie; die Leibeigenschaft aber sei ein Ansinnen des Klosters, das freien, reichsunmittelbaren Bauern nicht zieme.

Solche Lehren, in nächtlichen Versammlungen vorgetragen und durch altwiedertäuferische Ideen gesteigert, daß bald unter Gottes Leitung die alte Zeit zurückkehren werde, wo jeder frei ist, nur das Wort Gottes

richtet, der Hausvater unter dem Baum vor seinem Hause die Angelegenheiten der Seinen schlichtet und „Herren und Soldaten totgeschlagen, die Güter der Gegner aber von den erwählten Brüdern geteilt werden,“ schufen dem Salpeterhannes bald einen gewaltigen Anhang.

Er begab sich hierauf selbst nach Wien, indes seine Freunde zu Haus ohne Entgelt seine Felder bestellten, seine Ernte einheimsten, um, getreu dem Wälder Grundsatz: „'s muß usprobyrt sy“, vom Kaiser selbst Abhilfe der Klagen gegen St. Blasien zu erhalten. Und wiewohl er dort sofort ausgewiesen wurde, verbreitete er bei seiner Rückkehr die Mär von einem Gnadenbrief zur Wahrung der alten Rechte, den ihm der Kaiser selbst unterzeichnet und besiegelt; er tobte mit seinem Anhang durchs Land, bis ihn die österreichische Regierung festsetzen und nach Freiburg bringen ließ, wo er in enger Haft starb.

Die Leute seiner Partei hießen die „Salpeterer“, während die Einsichtigen, Ruhigen, die ihnen gegenüberstanden, „Halunken“ geschimpft wurden; die hauensteinschen Piepmaier aber, die ängstlich auf dem Speicher standen und zwischen den Dachsparren hinaus-

lugten, ob die Salpeterer- oder die Halunken-Aktien höher stiegen und ob es Zeit sei, etwas mehr rechts oder etwas mehr links zu rücken, wurden in köstlicher Parteibezeichnung die „Sparrengucker“ oder „Sparrengükksler genannt.

Nach dem Tode des Salpeterhannes hatte seine Partei einen Märtyrer oder Heiligen an ihm. Der Bauerntumult währte fort; dem neuen Abt zu St. Blasien wurde die Huldigung, als er schon unter der Linde zu Weilheim auf dem für ihn erhöhten Throne saß, von allen acht Einungsmeistern verweigert; die alten Rechte vom Grafen Hanns und Auflehnung gegen das Kloster waren die Parole des Tages, die „Halunken“ wurden verfolgt und mißhandelt; mit Basler Advokatenschriften gespickt, ging eine Absendung von fünf Hauensteinern nach Wien, und erst als diese dort als Rebellen ins „Rumorhaus“ gesperrt wurden und 1200 Soldaten im Wald einrückten, gab's einige Ruhe. Indes erreichten die Salpeterer das wichtige Resultat, daß St. Blasien selbst, des Haders müde, sich bereit erklärte, die Leibeigenschaft samt allen damit zusammenhängenden Gefällen ablösen zu lassen, worauf im Jahr 1738 alle Einungen für die Summe von 50 000

Gulden mit dem Kloster über den Loskauf übereinkamen.

Anstatt aber hiemit zufrieden zu sein, versuchten die Salpeterer nun, gestützt auf ihre Theorie von den alten Rechten, die österreichische Herrschaft ebenso abzuschütteln wie die St. Blasische. Es ist wahrhaft klassisch, mit welcher Schlauheit und Zähheit sie diesmal alle Hebel in Bewegung setzten. Mit einhundert und eilf weißgekleideten, kranzgeschmückten Jungfrauen wallfahrtete Leontius Brutschi von Dogern nach Einsiedeln, um dem Salpeterhandel Glück zu erflehen; zwanzig Mann zogen wieder nach Wien, und da ihnen der Zutritt zu des Kaisers Majestät streng untersagt war, verfiel diese Wälderdiplomatie auf den raffinierten Gedanken, seinen Beichtvater bestechen zu wollen; auch nahm sich der Pater Tönnemann wirklich ihrer an und brachte ihre Beschwerdeführung vor den Kaiser. Hans Fridli Gersbach von Bergalingen kehrte heim und verkündete auf der Landesgemeinde zu Görwihl die angeblichen Erfolge, nachdem er zuerst ein Vaterunser und ein Ave Maria hatte beten lassen. „Der Kaiser hilft uns,“ sprach er am Schluß. „Wer meine Briefe da“ — auf die Tasche deutend — „lesen will,

kann zu mir kommen; wer's nicht glauben will, hat hier" — indem er seinen Knorrenstock emporhob — „seinen Schulmeister. Ich, Hans Fridli Gersbach von Bergalingen, hab's gesagt, ich sterbe dafür. Es liegen Handschuhe hinterm Ofen (in der Wälder-Symbolik so viel als: es sind Unberufene in der Nähe), ihr versteht mich!"

Es half aber nichts. Auch diesmal wurde die Wiener Gesandtschaft festgenommen und nach Freiburg zur Bestrafung abgeliefert; kaiserliche Kommissäre mit sechshundert Mann trafen in Waldshut ein, und als nun der Wald in offene Rebellion ausbrach, machten die Handgranaten der kaiserlichen Grenadiere in kurzem Gefecht dem Bauerntumult ein Ende und die Haupträdelsführer vergaßen unter des Scharfrichters Schwert oder am Galgen von Albbruck die Mär von den alten Rechten und vom Grafen Hanns von Hauenstein; andere wurden nach Komorn in Ungarn abgeführt (1739).

Im Jahr 1745 brach der alte böse Geist unter den Salpeterern noch einmal los; ein verkommener Advokat (sonst wie jetzt!), Dr. Berger von Laufenburg, ließ sich auf der Landsgemeinde zu Görwihl zum obersten Beamten der reichsfreien Grafschaft wählen, beeidigte

den Redmann und die Einungsmeister auf die alten Rechte und zog erpressend und plündernd mit der alten Landfahne durch den Gau. Nun beschloß die österreichische Regierung eine durchgreifende Luftveränderung als bestes Heilmittel, und so wurden siebenundzwanzig von den Hauptsalpeterern samt Weibern und Kindern unversehens in Waldshut aufgegriffen und teils in das Banat, teils nach Siebenbürgen abgeführt, von wo seither keine Nachricht gekommen, ob sie gesund geblieben. Sollten jedoch da und dort an den Ostgrenzen der österreichischen Monarchie die Namen Gottstein, Jehlin, Albiez, Strittmatter, Gampp, Eby, Gersbach, Leber oder ähnliche vorkommen, so sind dies sicherlich Nachkommen jener hauensteinschen Salpeterer.

Die Quellen über diesen ganz eigentümlichen Nachtrag zum Bauernkrieg — aus welchem ein sachkundiger Mann Stoff und Gestalten zu jenem immer noch ungeschriebenen echten Bauernroman sonder Mühe ziehen könnte — fließen sehr spärlich. Aus dem handschriftlichen Umrisse der Geschichte der alemannischen Landgrafschaft Albgau oder Hauenstein, den der würdige Pfarrer L. Meyer von Gurtweil zurückließ, hat H. Schreiber 1837 eine Geschichte der Salpeterer auf dem

südöstlichen Schwarzwald zusammengestellt. Viel Stoff. ist in alten Urkunden und Untersuchungsakten enthalten. Auf dem Wald selbst sind noch mancherlei alte Papiere aus der ehemaligen „Einungslade" und den „Einungscopeybüchern" da und dort zerstreut, aber in ehrfurchtvollem Verschluß gehalten und dem Uneingeweihten nur durch Zufall zugänglich. In den Pfarrbüchern der Pfarrei Rickenbach, die sich noch im dortigen Archiv befinden, hat der damalige Pfarrherr manchem der in seinem Sprengel verstorbenen Salpeterer einen ausführlichen Nekrolog gesetzt, auch zum Jahr 1745 in kurzem Chronikstil die „maxima perturbatio in comitatu Hauensteinensi" geschildert.

In diesen ebenso hartnäckig als borniert durchgeführten Kämpfen hatte sich der Hauensteiner Bauer erschöpft; seither ist auf dem Walde „nüt mehr gegangen", und was draußen in der Welt vorfiel, das ging sie nichts mehr an. Die französische Revolution, Napoleons Kriege, die Auflösung des heiligen römischen Reichs, alles rauschte an dem Wälder vorüber, ohne seine Teilnahme zu erregen; seine eigentliche Geschichte ist mit dem Jahr 1745, als man seine Ahnen ins Banat abführte, abgeschlossen, und H. W. Riehls Wort:

„die Geschichte der letzten hundert Jahre ist für den deutschen Bauer ein weißes Blatt," trifft hier ganz besonders zu.

In zäher Einnerung aber lebt die Geschichte vom Grafen Hanns von Hauenstein und von den alten „Recht und Privilegy" bei den Nachkommen der Salpeterer fort, und in langen Winterabenden, wenn der Ätti auf der „Kunst" sitzt, und wenn der Bürgermeister oder Ortsdiener nicht um den Weg ist, beziehungsweise „wenn keine Handschuhe hinterm Ofen liegen", dann erzählt er vom Salpeterhannes und seinen Leuten, wie sie den Halunken bös mitgespielt und in hellem Haufen einst Waldshut berannt, und wie sie in Wien beim Kaiser eigentlich gut angeschrieben gewesen, und wie alles anders gegangen wär', wenn die „kaiserlichen Gnaden und Freiheitsbriefe" nicht verloren oder von den Halunken unterschlagen worden wären. Und all die Gestalten von damals, die durch Tod oder Exil im fernen Ungarn einen mythischen Nimbus erhalten haben, der „Müller Thoma von Haselbach", das „Glasmännle von Niederalpfen", jener sächsische Landsknecht Michael Hartmann, der als Anführer bei Etzwyl gegen die Grenadiere gestanden und

dann am Ort des Gefechts vom Scharfrichter aufs Rad geflochten worden, werden in des Großvaters Erzählung von den Toten auferweckt, und wenn er recht warm geworden ist, dann zuckt er wohl auch pfiffig mit den Augenwimpern und meint: die goldene Zeit könne doch noch anbrechen, wenn einmal der „Rechte“ komme, und solange auch nur drei zusammenhielten, stehe es noch gut mit der Salpeterersache.

So geht die Bauernhistorie ihren eigenen Gang, unabhängig von der Weltgeschichte im großen, und als mit dem Übergang der vorderösterreichischen Besitzungen an das Großherzogtum Baden auch die Grafschaft Hauenstein badisch und den Amtsbezirken Waldshut und Säckingen zugeteilt worden war, gerieten die badischen Behörden in nicht geringes Erstaunen, als auch jetzt noch der unvermeidliche Graf Hanns von Hauenstein und die alten „Recht und Privilegy“ ihnen in ähnlicher Art Schwierigkeiten bereiteten, wie weiland zu des Salpeterhannes Zeiten dem kaiserlichen Waldvogteiamt.

Das Aufhören der österreichischen Herrschaft gab den Epigonen der Salpeterer wieder Gelegenheit, an ihrer Tradition herum zu brüten; die politischen Er-

eignisse der Zeit und den jungen Begriff des badischen Staates in seiner neuern Ausdehnung konnte sich der Wälder nicht zurechtlegen; dagegen kam er auf den Gedanken, es würde den „Rechten“ der Grafschaft etwas vergeben, wenn man den Übergang in den neuen Staatsverband so kurzer Hand als fait accompli annehme. Und als 1815 in Ägidius Riedmatter von Kuchelbach, dem der Geist des Salpeterhannes erschienen war und ihn zum Nachfolger eingeweiht hatte, ein Anführer gefunden war, da fing der alte Salpeterhandel wieder an leibhaftig auf dem Wald zu rumoren. Da wurden wieder nächtliche Versammlungen gehalten, kaiserliche Briefe und Privilegien der Landschaft vorgelesen und die Theorie des hauensteinschen Staatsrechts nun dahin formuliert: man müsse bei der alten Reichsfreiheit der Grafschaft stehen bleiben; nur was der Kaiser als Reichsoberhaupt verfüge oder was die Landschaft sich selbst geordnet und gesetzt habe, sei Rechtens. Daher sei der neue Landesherr nur insofern der Kaiser mit dem Übergang des Landes an ihn einverstanden sei, anzuerkennen, und nicht als eigentlicher Landesherr, sondern als provisorischer „Meier“ (Verwalter), bis das Land wieder ans „Reich“ falle.

Um nun diesen vermeintlichen alten Rechten nicht durch Verzicht oder Stillschweigen zu präjudizieren, bildeten die Salpeterer, denen seit dem Galgen von Albbruck und der Abführung ins Banat die offene Widersetzlichkeit etwas bitter in die Erinnerung geschrieben stand, eine Theorie des passiven Widerstandes gegen alle Anordnungen der neuen Regierung aus, die sie mit einer Zähigkeit und Bauernlogik durchführten, welche alles, was in diesem Fach anderwärts geleistet wurde, weit hinter sich läßt. Nicht nur, daß sie nicht huldigten, daß sie keine Rekruten stellen, daß sie ihre Kinder nicht in die Schule schicken, daß sie keine Accise und Steuer zahlen wollten, bis die Exekutionsmannschaft kam, ihr System der Renitenz erstreckte sich auf alles und jedes, was überhaupt von oben angeordnet wurde. Und als die neue badische Feuerschauordnung verfügte, daß durch bestellte Schornsteinfeger die Kamine untersucht und gekehrt werden müßten, würde ein echter Salpeterer geglaubt haben, sich am Geist des Grafen Hanns und der alten Rechte zu versündigen, wenn er einen neumodischen Kaminfeger in seinen Rauchfang hätte aufklettern lassen. Als das Impfen der Schutzpocken allgemein eingeführt war, konnte das Physikat

von Waldshut nur unter Zuzug von Gendarmie den neugebornen Salpetererkindlein diese medizinische Wohlthat spenden; und noch vor nicht langer Zeit, als in einer Wäldergemeinde eine neue Vermessung von Wald und Feld stattfinden sollte, erschien ein von einem Dutzend Salpeterer-Epigonen samt Weib und Kind unterzeichneter Protest, besagend: „Wir Unterzeichnete nehmen bezüglich der neuen Ausmarkung von Wald, Wiesen und Äckern von der Gemeinde und dem Amt nichts an, sondern wir bleiben bei den kaiserlich königlichen Bundesakten stehen, wie sie vom Erzhaus Österreich der Grafschaft Hauenstein sind zugeteilt worden."

Die Gerichte beurteilten die Widersetzlichkeit dieser Leute, in richtiger Erwägung, daß der Anachronismus zu groß war, um gefährlich sein zu können, und historische Beschränktheit den eigentlichen Dolus ausschließt, sehr mild, und wiewohl die Salpeterer, als gerichtlich gegen sie eingeschritten wurde, ein „Schiedsgericht von zwei gekrönten Häuptern, dem römischen Papst und dem Kaiser von Österreich", verlangten und ihre Verfolger in der Sprache des letzten Templer-Großmeisters zur Rechenschaft vor den Richterstuhl Gottes luden, so wurde keinem Gelegenheit zu unverdientem Martyrium gegeben,

und die Sache ging allmählich in Vergessenheit über. Im gewöhnlichen Leben sind jetzt die Äußerungen des Salpeterertwesens verschwunden, verständiges Ignorieren hat sie sicherer in Schatten gestellt als strenge Bestrafungen. Nur bei außergewöhnlichen Ereignissen, an die der Bauer überhaupt einen ganz eigentümlichen Maßstab anlegt, streckt der eine oder andere wieder das Haupt in die Höhe und schaut, ob die Raben noch fliegen.

Oben auf dem hohen Rücken des Eggbergs, von wo sich eine weite Aussicht über das Rheinthal ins aargauische Fricktthal hinüber öffnet und die Spitzen der Alpen vom Appenzeller Säntis bis ins Berner Oberland aus duftiger Ferne herüberglänzen, schauen die Strohdächer des Hauensteiner Dörfleins Egg zwischen den Tannen hervor. Vor diesem steht, bei den verfallenen Giebeln eines steinernen Bauernhauses, ein Kruzifix mit kunstreichem, verwittertem Schnitzwerk und ein dürrer Apfelbaum, so seit lange keine Frucht mehr getragen. Die Trümmer des Hauses werden nicht abgetragen. Dort hauste einst Johann Thoma, der Lehenbauer von Egg, der zur Zeit des Salpetererkrieges ein großer Mann gewesen, auch am Wiener Hof viel feine Intriguen angezettelt und sich „Edler ab Egg“ geheißen, schließlich

aber, als der Rumor zu Ende ging, von der österreichischen Regierung am Kragen genommen und ins Banat verwiesen worden. Dort ist er verschollen und in seinem Hause nisten jetzt die Fledermäuse. Bei den Salpeterern aber geht die Sage, daß wenn einmal der „Rechte“ kommen wird und das alte Reich und mit ihm die alten Recht und Privilegy, und wenn ihre Landsleute aus dem Banat wieder auf dem Wald erscheinen werden, vorher an jenem Apfelbaum ein Zeichen geschieht.

Und als im November 1850 es wie das Echo eines fernen Kriegslärms über den Wald kam, und als plötzlich die Trommel schlug und die preußischen Regimenter unten auf der Heerstraße am Rhein aus dem Lande abzogen und es hieß, der Österreicher werde jetzt einrücken, da kamen ein paar alte Hauensteiner von vier Stunden Entfernung her nach Egg und schauten — wiewohl es schon Winterzeit war — nach dem Apfelbaum bei des Eggbauern Haus, ob er etwa jetzo ein grünes Reis getrieben. Der Baum war aber noch dürr wie ehedem, und die Männer sind wieder heimgegangen.

Brief aus Venedig.

(1855.)

Ins venetianische Leben bin ich allmählich eingewöhnt und freue mich täglich von neuem, wenn ich durch die Säulenhallen des Dogenpalastes oder durch die ernsten, mosaikgeschmückten Räume der St. Markuskirche gehe. Venedig ist etwas Apartes, das weder in Italien noch in der Welt seinesgleichen hat; man versteht es erst, wenn man sich mit seiner Lage und der größtenteils dadurch bestimmten Geschichte vertraut macht. Auf einer Sandbank der Lagunen wachsen eben andere Verhältnisse empor als in einem Thal der Alpen oder an den Ufern des Tiber. Aber diese von der Natur zu einem Amphibienleben geschaffenen Insulaner haben aus sich gemacht, was zu machen war. Die Enge ihrer Heimat trieb ins Weite. Das Meer ward ihren Galeeren unterthan, Handel und Erwerbung machten ihnen den Orient zinsbar — und so mahnt hier bei jedem Schritt ein

Rest alter Zeit an diese gedoppelte Position, die nur einen Fuß hier hatte, den andern aber im griechischen Archipel, in Konstantinopel, in der Levante u. s. w. S. Marco ist größtenteils aus der Beute des Orients gebaut; wenn diese Säulen und Statuen ihren Heimatschein auf sich geschrieben trügen, würde die eine von Syrien, die andere von Konstantinopel, die dritte von Paros oder Naxos erzählen. — Die vier prachtvollen Bronzepferde auf der Balustrade sind aus dem Hippodrom von Byzanz und dorthin vielleicht aus Rom gekommen. Vor dem Thor des Arsenals hält ein riesiger Löwe Wache, der einst den Hafen Piräus bei Athen schmückte und dem in unbekannter Zeit nordische Seefahrer eine Runenschrift auf seinen Marmorrücken geschrieben. — So fahren die Kunstwerke in der weiten Welt herum.

Diese Verbindungen und Eroberungen müssen seiner Zeit einen enormen Reichtum hier konzentriert haben; jeder Nobile, oder wenigstens die alten Häuser dieser Patrizier, waren Fürsten für sich; wenn man den Canale grande entlang fährt, spiegelt sich ein Palast nach dem andern im grünen Lagunenwasser, und einer schöner als der andere, von den spitzbogigen maurischen Balkonfenstern und Säulenhallen des 12. und 13. Jahr-

hunderts an bis zu den eleganten, der Antike nachgeahmten Fassaden, mit denen Sansovino und Palladio die Königin der Meere geschmückt.

Ein merkwürdiges Prachtstück ist der Dogenpalast, der aber schon in seinem Äußern deutlich ausdrückt, daß ein Doge von Venedig kein seinen Launen und Vergnügungen raumgebendürfender Fürst, sondern der oberste Beamte einer finstern, strengen Republik war, die ihm diese Säle nur zur Verfügung stellte, wie etwa eine andere Stadt ihrem Bürgermeister den dritten Stock ihres Rathauses als Dienstwohnung; darum sind unter demselben Dach alle die Gemächer, wo die übrigen Behörden der Republik ihr Wesen trieben: der Rat der Zehn und die Staatsinquisition und die Prokuratoren und Avogadoren und der große Senat, zu oberst aber die Bleikammern und zu unterst die scheußlichen Gefängnisse der Pozzi, aus denen mehr Gefangene der Erdrosselung oder dem Ertränktwerden als der Freiheit entgegengingen.

Wer seinen Glauben an die Menschheit etwas herabstimmen will, muß die Statuten der venetianischen Inquisition lesen, um zu sehen, mit welchen Mitteln man eine durch Schreck und Furcht allzeit leichter als

durch Humanität zu lenkende Menge regieren, zugleich aber auch allen Usurpationsgelüsten der Bevorzugten und Hervorragenden die Spitze abbrechen kann.

Man wendet gern seinen Schritt von der in jene Gefängnisse führenden, verdeckten Seufzerbrücke weiter. Die Kunst hat ja über Venedig ein so reiches Füllhorn ausgeschüttet und versöhnt mit dem finsteren Getriebe der Gewalten, unter denen sie blühte.

In der Akademie der schönen Künste strahlt der Farbenglanz der alten venetianischen Meister in unvergänglicher Glut und in so gleichmäßig weicher Harmonie, daß es einen schier bedünken möchte, als wären die Pinsel all jener, die im 16. Jahrhundert zu Venedig das Reich der Farbe beherrschten, mit einem besonderen Zauber gefeit gewesen; von dem ernst einfachen Giovann Bellini bis zu dem glutsprühenden Tizian, dem grazios sicheren Paris Bordone und dem anmutig kecken, lebenstreuen Paul Veronese eine Grundstimmung, die mir jetzt erst klar gemacht hat, daß das Malen kein Kolorieren von Kartons ist, sondern ein eigenes, volles, in Farben und nur in Farben sich bewegendes Denken, dem Linie und Komposition und alles andere nur als ganz untergeordnete Nebensachen dienstbar sind.

Was die Akademie in reicher Zusammenstellung hat, findet seine Ergänzung in den einzelnen Kirchen. Der heilige Zacharias macht einem den alten Bellini erst recht wert. In der reichen, mit Dogengrabmälern geschmückten Kirche S. Giovanni e Paolo hängt das Martyrium des heiligen Pietro, wohl das gewaltigste Werk, das Tizian geschaffen. Die Schola di San Rocco ist eine ganze Galerie von Bildern des fingerfertigen, phantasievollen Tintoretto, dem nur die Mäßigung und jene unerwerbbare Ader geistigen Adels fehlte, um es mit den ersten seiner Zeit aufzunehmen. — So bietet jeder Tag einen neuen Erwerb; und wenn sich der Mensch zur Abwechslung auch wieder am Spiel der Wogen und elementarer Kraft erfreuen will, dann trägt ihn die Gondel abends hinaus an den Lido, wo hinter weißen Sanddünen das adriatische Meer seine unendliche Fläche fluten läßt. Man wirft sich in die stärkenden Wellen und fährt erst in dunkler Nacht seinem alten Venedig wieder entgegen — und die Lagunen leuchten in einem gespenstigen Phosphoreszieren bei jedem Ruderschlag, als würde ein Gewimmel silberner Funken in der Tiefe wach, und die Seele möchte sich schier verträumen, wenn das Menschengelärme an der Riva

degli Schiavoni und der klagende Marionettenkönig, der oft um 11 Uhr nachts seinen fünften Akt und seinen Tod noch nicht gefunden, sie nicht wieder in die Gegenwart zurückriefe. —

Oder stattet man einmal den ernsten Armeniern auf der Insel San Lazzaro Besuch ab; die passen mit ihren langen schwarzen Talaren und Bärten und der orientalischen Ruhe im Antlitz trefflich aufs venetianische Pflaster und haben sich auf ihrer Insel eine reizende Einsamkeit geschaffen. — In ihrem Klostergarten mit seinen Cypressen und baumhohen Rosensträuchern kommt das aus Venedig schier verdrängte Grün doch auch wieder zu seinem Recht, und in ihrer Druckerei drucken sie armenische Bücher, und ich mußte es mir wohl gefallen lassen, daß mich der Pater für einen Ignoranten statt für einen Gelehrten hielt; denn meine Sprachstudien waren übers Armenische so wenig im klaren, daß ich ihn fragte, ob man ihre Schrift auch von rechts nach links lese, worauf er mir indigniert antwortete: „Signor, wir sind keine Juden, sondern gute Christen.“ Die schönste aller Inselfahrten aber führt nach dem entlegenen Torcello, dort liegt im kühlen Meeresgrund die alte Stadt Altino versunken, wo der

Fischer dann und wann noch Marmorstücke im Netz herauszieht. Torcello selbst ist einsam und verlassen, auf dem ehemaligen Marktplatz wächst Gras; aber wie ehedem der Prätor hier Recht sprach, so steht der marmorne Lehnstuhl noch zwischen umgestürzten Säulenkapitälen. Das Volk nennt ihn die Sedia di Attila, zum Andenken an die Hunnen, die ihre Vorfahren einst zwangen, in diesen Inseln eine unzugängliche Zufluchtsstätte zu suchen; und die ehrwürdige Kirche San Fosca mit ihrem Achteck und der säulengetragenen Vorhalle, und der alte Dom mit seinen amphiteatralischen Chorherrensitzen und düster ernsten byzantinischen Mosaiken ragen als Denksteine der Zeit, wo hier einst, wie jetzt in Venedig, ein dichtgedrängtes Stadtvolk wimmelte. Die einsamen fremden Gäste steigen aber sofort aufs Campanile, um durch die durchbrochenen Fenster bei den Glocken zugleich nach den Alpen Friauls, den euganeischen Bergen bei Padua und dem adriatischen Meer eine spähende Umschau zu halten.

Der Sonntagsfriede über diesen epheuumrankten Trümmern inmitten der Lagunen, und dann wieder ein Abend auf dem gaserleuchteten St. Markusplatz, wo die venetianische Eleganz in so dichten Reihen beim

Schall der österreichischen Militärmusik promeniert, als wär's ein Ball im Freien und eben die Polonaise an der Reihe ..... Stoff genug zum Nachdenken für einen, der mitten drin nicht vergißt, daß auch der S. Marco samt aller Pracht und Marmorschöne dereinst öde und verlassen stehen wird, und der sich fragt: Was ist in all dem bunten Schattenspiel von Welt und Geschichte das Bleibende?



Aus den Tridentinischen Alpen.

(1855.)



I.

Kastell Toblino.

Es war an einem heißen Sommernachmittage — würde eine Novelle im alten Stil beginnen —, als zwei junge Männer in einem einfachen einspännigen Fuhrwesen das Städtlein Riva am Gardasee verließen und auf staubiger Heerstraße in die Gebirge einfuhren, die sich zu beiden Seiten des wilden Sarcathals als letzte Ausläufer südtirolischer Alpen der lombardischen Ebene entgegenstrecken. Der Nachmittag war noch fortdauernd heiß, als die Straße, die Sarca zur Linken lassend, an einen See führte, der in mäßigem Umfang die Breite des Thales ausfüllte. Aus diesem See stieg auf felsig emporragendem Terrain, nur durch schmale Landzunge mit der Straße verbunden, ein wohlerhaltenes Kastell mit Turm und hochaufgebautem vierstockwerkigem Wohn=

haus sonnenbeschienen empor zu den kahlen oder mit spärlichem ewigen Grün bewachsenen Bergwänden, die sich senkrecht über ihm emportürmten, einen pittoresken Seevordergrund bildend.

Der unterste Bergabhang war von einer reichbebauten Vignenanlage mit Maulbeerbäumen und Oliven ausgefüllt, ein halb Dutzend schwarzgrüner alter Cypressen hob sich als finsterer Zierrat aus dem freundlichen Grün des Gartens.

Die Reisenden bogen mit ihrem Fuhrwesen von der Straße ab und fuhren auf der Landzunge längs schilfbewachsenem Seeufer dem Kastell entgegen. Eine mit Zinnen und Schießscharten wohlversehene Ringmauer umschloß den Burgfrieden, ein offener Thorbogen gestattete die Einfahrt. Das Fuhrwerk hielt im Hofe.

Auf den Zügen der Neuangekommenen drückte sich eine ungewisse, gespannte Erwartung aus.

Werden wir hier Obdach und Villegiatur finden? Wer wird Herr und Meister dieses mittelalterlichen Anwesens sein? Ein alter Landedelmann, der mit vorsündflutlicher Verachtung auf landfahrend fremdes Volk niederschaut? Eine junge Witwe? Ein mit Welschkorn und Olivenöl große Geschäfte machender Possi-

dente, wie sie in diesen Regionen so häufig vorkommen und in ihren kurzen Kamisolen und unsaubern Kostümen eine so eigentümliche Mitte zwischen Galantuomo und Strolch darzustellen wissen? . . . chi lo sa?

„Wir wollen rekognoszieren," sprach der eine der beiden.

Sie waren nämlich lediglich auf Geratewohl, au hasard de la fortune, in diese Bergreviere eingefahren. Die Stadt des heiligen Markus, wo sie zuvor gehaust, hatte ihnen mit schnöder Sommerhitze und tiefbeleidigendem Lagunenduft, mit schlaflosen Nächten und ringsum herrschender Cholera viel Schädigung an Leib und Seele zugefügt, und es war die höchste Zeit, den schnakenstichbesäeten Leichnam dem tückischen Lagunennest zu entrücken. Von jenem Kastell im Sarcathal aber wußten sie nichts Näheres, als eben daß es dort stand. Und daß sie nichts Näheres wußten, war, wie der eine sehr ernsthaft bemerkt hatte, just ein Grund mehr, schleunigst hinzugehen.

Jetzt schritten sie den schiefrigen Fußpfad empor und standen bald vor dem innern Portal. Verblichene Malerei eines Wappens war unter einem einfachen Erker sichtbar. Ein finsterer Gang führte ins Innere

der Behausung; alte rauchgebräunte Säulen, denen als Fußboden der unzugehauene verwitterte Felsboden diente, standen als Träger einer geschwärzten rußigen Halle vor einem offenen innern Hofe; an der einen Wand eine rissige römische Inschrift, von dem ehemaligen „Kameralverwalter" (actor prædiorum Tublinatium) Druinus in Kaiser Hadrians Zeit den Schicksalsgöttern (fatis fatalibus) geweiht, an der andern Wand Reste von Arabesken und freskogemaltem heraldischem Getier . . . . eine luftige leichte Loggia, von zierlichen toskanischen Säulchen und Rundbogenstellungen überbaut, zog sich um das zweite Stockwerk. Ein Stück blauer Himmel schaute sparsam auf den dunkeln Geviertraum.

„Die Sache macht sich!" sprachen die beiden zusammen, denn alles war schön in der Form und „wohlangeraucht" und mit einem leisen Anflug von Verfall behaftet, kurz, ein Gebäu, als ob es lediglich mit Beziehung auf deutsche Jünger und Verehrer der edlen Künste in den grünen See hineingestellt sei.

In der Loggia oben saß allerhand fremdartig aussehendes Volk, neugierig schmucke Frauengesichter tauchten auf und verschwanden, zu den Fenstern eines

anstoßenden Saals glänzte der See in tiefsmaragdner Farbe herein. An einem Tisch waren Meßinstrumente gelagert und tranken etliche vorüberstreifende Geometer mit einem Kapuziner und einem Jägersmann ihren Wein. Bei ihnen ging, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, im weißen, hausväterlichen Negligékittel, der alte padrone di casa, von dem das Schicksal der zwei jungen Männer für die nächsten Wochen abhängen sollte. Der Alte hatte ein dunkelgefärbtes Antlitz, das weniger von südlicher Sonne gebräunt, als von südlichem Weine gerötet schien; halb lag Schlauheit, halb Wohlwollen auf seinen Zügen, um den Mund aber ein vertrauenerweckendes Schmunzeln.

Die zwei nahmen eine prüfende Position ein und erbaten sich einen Trunk vino santo, den man ihnen als der Gegend preiswürdigstes Erzeugnis gepriesen.

Wie der vino santo mit seinem goldbraunen Feuer ihre Lippen erwärmt, da waren sie im Innern eins, daß hier nur im Fall evidentester Unmöglichkeit an einen Rückzug zu denken sei, und eröffneten dem Alten rund heraus und ohne Umschweif ihre Absicht, sich allhier auf dauernde Sommerszeit einzunisten und nicht mehr zu weichen.

Ein solches Ansinnen war aber Giacamo Sommadossi, dem Hausherrn, noch nicht vorgekommen, denn wiewohl er in seinen weiten Hallen jedem, der durch das einsame Sarcathal zieht, einen Trunk Weines und ein Stück Polenta verabreicht, so nimmt er doch keine fremden Gäste unter das Dach des Schlosses, verschließt vielmehr gegen Abend sorgfältig seine Thore, damit nicht unbekanntes Gesindel, die einsame Wildnis der Gegend benutzend, ihm einen Streich spiele. Und ob er zwar im Lauf eines vielgeprüften südtirolischen Lebens, als Administrator des Grafen Wolkenstein, als Besitzer großer eigener Campagnen, als Inhaber eines Poststalls, Aktionär bei der Omnibusgesellschaft zwischen Trient und dem Gardasee, Mitunternehmer beim Bau der Sarcastraße, Eigentümer einer Sägmühle, Direktor der ans Kastell angebauten Seidenspinnerei u. s. w. sich ein gut Stück Menschenkenntnis erworben, war doch in seiner Psychologie keine genügende Stelle für die richtige Auffassung und Würdigung landfahrender deutscher Männer, die ohne Anfrage, ohne Empfehlung und ohne den Schein eines vernünftigen Grundes sich auf einsamen Kastellen der Tridentiner Alpen einzuquartieren beabsichtigen.

Darum musterte Sommadossi der Alte die beiden, sprach das große Wort: hm! hm?! und ging mit rückwärts gefalteten Händen und großen Schritten im Saal auf und nieder.

„Wir werden Euch keine Störung ins Haus bringen,“ sprach der ältere der beiden behufs näherer Aufklärung, „siamo artisti . . .“

Da wandte Sommadossi der Alte sein Haupt. „Artisti?“ sprach er mit einer Bewegung, als wenn er nach einer Mücke schnappen wollte, „pittori?! ah . . . hm! hm!!“ Es klang sehr bedenklich. Er fand nicht für gut, weitern Bescheid zu erteilen, und wandelte hinaus in die Loggie.

Es trat eine lange Pause ein. Der vino santo war getrunken, schon kam der Vetturin ungeduldig herauf, um nachzusehen, ob er das Gepäck zu bringen habe. Da ging der eine der jungen Männer wiederum den Padrone zu suchen. Er stand in einem Eckfenster und schaute in den See.

„Nun, Signor Padrone, wie steht's mit unserer Kombination?“

„Un caso singolare,“ sprach Sommadossi der Alte.

„Singular? Warum?“

„Mädchen im Haus," — brummte er, — „junge Frauen im Haus — und pittori!?"

Sommadossi der Alte schien seine eigenen Ansichten über den Fall zu haben, da Maler und junge Mädchen unter ein und demselben Dach zusammen zu leben genötigt sind. Ein schlimmes Gewicht lag auf der Wagschale seiner Entscheidung.

Darum begann der fremde Gast, die Wichtigkeit der Situation erkennend, einen verstärkten Sturm auf des Zweifelnden Gemüt und setzte ihm mit einer gewählten, fast kapuzinerartigen Beredsamkeit auseinander, daß die deutschen Künstler und Jünglinge überhaupt die brävsten Leute der Welt seien und keiner Mücke, geschweige einem im Kastell Toblino wohnenden Frauenzimmer das geringste Leid zuzufügen imstande wären.

Und ein gut Glück wollte, daß just ein blasses, dunkeläugiges Kind mit seltsam schwermütigem Blick durch den Saal schritt. Der deutsche Redner aber hatte nicht umsonst in der Schule gelernt, daß durch geschickte Benutzung unvorhergesehener Ereignisse während der Rede deren Wirkung in hinreißender Art verstärkt wird, darum ergriff er des dunkeläugigen Kindes Rechte,

führte es zu Sommadossi dem Alten, legte ihm die Hand wohlwollend aufs Haupt und sprach:

„Und nun sag Du selber, Angiolina, dem Großvater, ob wir hier bleiben oder wieder fortgehen sollen.“

Das Mädchen hieß zwar, wie sich später herausstellte, weder Angiolina, noch war Sommadossi der Alte sein Großvater, es schaute aber bedachtsam an dem Fremden hinauf und sagte ruhig: „Sie sollen hier bleiben, die Signori!“

Da schien des Alten Herz zu erweichen, er sprach Vedremmo! Der beabsichtigte Redecoup war gelungen.

Nach fünf Minuten sah man, daß in der Vorhalle draußen von Sommadossi dem Alten mit seinen Söhnen und Sohnesfrauen und der gesamten weiblichen Schloßbevölkerung ein Kriegsrat gehalten ward; hierauf wurden in einem großen Zimmer neben erwähntem Saal eine Anzahl Kisten mit gelber, roher Seide, die offen herumhing, verpackt, geschlossen und hinausgeschafft — nach zehn Minuten stand Reisegepäck und sonstige fahrende Habe in diesem großen Zimmer, und die neu Angekommenen waren rechtmäßige Bewohner und Insassen des Kastell Toblino, von

welchem die neueste „Statistica del Trentino“ unter dem Buchstaben T folgende nähere Auskunft erteilt: „Toblino (Territorium von Fraveggio, Gerichtsbezirk Vezzano, Landhauptmannschaft Trient), altes römisches Kastell auf einer Halbinsel des gleichnamigen Sees, der eine Länge von 1500 „pertiche“ hat und in der südlichen Ebene des Thales von Vezzano zwischen den Ortschaften Padergnone und Santa Massenza und dem Fluß Sarca liegt. Eine römische Inschrift bezeugt die Existenz des Ortes in jenen Zeiten. Es kam im Verlauf an eine Familie, die sich nach dem Kastell selber benannte; Odorico von Toblino wird in einer Urkunde von 1124 erwähnt, im Jahr 1161 kommt ein Otto mit seinem Neffen Federigo und in den Urkunden von 1204 bis 1233 häufig Herr Turiscendo di Toblino vor. Das Schloß fiel sodann an das Haus derer di Campo, die es mehrere Jahrhunderte durch inne hatten, und ist gegenwärtig ein possedimento rurale derer von Wolkenstein zu Trient.

„Die ruhige Einsamkeit dieses Kastells, welches seine Türme in den durchsichtigen Gewässern des Sees spiegelt, die von Oliven und immergrünem Gebüsch bewachsenen Hügel, die ihn umgürten, die kolossalen Felsen

des Monte Casal, die sich im Westen des Sees erheben, bilden ein landschaftliches Ganze, das zu den anmutigsten und eigentümlichsten des Trienter Gebiets gehört."

— — Und — um nun den Novellenstil abzubrechen und den vielverheißenden Eingang der Erzählung für immer ohne entsprechende Fortsetzung zu lassen — eine Reihe von Wochen sind wir beide Bewohner dieses stillen, seitab von allem Menschengewimmel gelegenen Seeasyls geblieben; es verdiente freilich eine nähere Schilderung, wie zwei löbliche Meister freier Künste, ein Maler und ein Poet, hier an welscher Grenzmark, unter Menschen fremder Zunge ihr Sommeridyll nicht ersannen, sondern erlebten. Denn die allgütige Frau Poesia, die zur Zeit in der Welt draußen, wo die Kriegsvölker aufeinander schlagen und die Industrie der Maschine mit goldenen Preisen belohnt wird, böse Tage durchmachen muß, hat ihnen viel Schönes beschert zum Dank dafür, daß sie in fremdem Bergland getreulichen Sinnes ihren Spuren nachzogen.

Wie viel wäre zu erzählen von diesem seltsamen Leben und Treiben: wie Meister Anselmus, der Maler, mit Staffelei und Farbenkasten und großen Leinwanden

auszog, um der Natur ihre schönsten Geheimnisse zu entwenden; — wie er in der öden Felsschlucht, die nach dem Thal Judicaria führt, sich einem Wasserfall gegenüber tief unten im ausgespülten Kessel des Sturzbachs sein Atelier improvisierte und, überschattet von Flieder und Feigenbusch, das stürzende Gewässer in Farben bannte; — wie er draußen im Sarcathal bei dem wilden Trümmersturz der Kalk- und Granitblöcke, die in zerstörender Diluvialzeit hier als steinige Saat auf die Schutthügel verstreut wurden, sein Zelt aufschlug und, umlagert und angestaunt vom ländlichen Publikum aus den Hütten, die zwischen die irrenden Blöcke eingeklebt sind, unter Gottes freiem Himmel ein mächtiges Landschaftbild vollendete; — wie wir mit leichtem Nachen durch den schilfbewachsenen Abfluß fuhren, der den Toblinosee mit dem See von Cavedine verbindet, um Bild und Malgeräte zum Kastell zurückzurudern, und von Gewitter und Hagelschlag auf offenem See überfallen wurden, also daß die Frauen im Kastell zur Kirche rannten und die Glocken läuteten um Schutz und Fürbitte der Madonna für die Sturmbedrängten . . .

Und komisch würde es klingen, wenn ich aus der Schule schwatzen und mein eigen Schicksal erzählen

wollte: wie ich mir an unzugänglichem Seeufer einen schattigen Winkel ausgesucht, um in vormittägig einsamer Meditation eine große Venetianer Geschichte zu ersinnen; wie ich redlich und ausdauernd hinüber ruderte in diesen Poetenwinkel, mich von den prachtvollen Gestalten tizianischer Zeit umschwärmen zu lassen, derweil ringsum keines Menschen Fußtritt das Ufer berührte und nur blaue Libellen sich auf den Binsen am Gestade wiegten oder die Fische vergnüglich aus der Flut aufschnalzten . . . .

Leider haben die schützenden Götter des Ortes nicht gewollt, daß jener Winkel auf felsigem Vorsprung des Toblinosees dereinst mit der Schule Homers auf Chios in Wettkampf treten sollte; die Wildentenfänger von Calavin stahlen den Strohstuhl, den ich dort aufgepflanzt, indem sie ihn zweifelsohne zweckdienlicher für ihren Entenstand hielten als für den fremden Mann, von dem niemand sagen konnte, mit welcher Gattung Fischfang oder Vogelstellen er dort beschäftigt sei . . . und wie ich dem zum Trotz mich im grünen Gras festsetzte, kam ein großer Schmetterling geflogen, genannt Schwalbenschwanz, der setzte sich auf meines leichten Tintenfäßchens Rand, schlürfte von der blauen

Tinte und warf zum Dank mit grobem Flügelschlag das schiefstehende Geschirrlein um.

Da entschwebten die tizianischen Gestalten mit boshaftem Lachen; Sansovino verschwand, Peter der Aretiner verschwand, und er selber, der Malerheldengreis mit der liebreizendsten aller Schülerinnen, die je Pinsel und Palette gehandhabt, mit dem Traum meiner venetianischen Nächte, der vielbesungenen geistreichen Irene von Spielberg.

Alles verschwand wie neckender Spuk der Nacht; der deutsche Poet warf seine tinteübergossenen Blätter als Sühnopfer der unbekannten grollenden Götter in die Fluten und fuhr mit leerer Mappe, wehmütig seines Freundes zu Frankfurt gedenkend, heim über die lauen Gewässer. . . .

Item, es war schön dort am Fuß der kalkigen und dolomitischen Tridentiner Alpen, wenn auch bei erschlaffender Sommerhitze nicht allzuviel dort geschafft ward. Jetzt ist von all der Pracht und Bergfrische dieses italischen Sommers, vom Stillleben im Thal, wie von den gefährlichen Wanderungen und Ritten in unbekanntem Gebirg nichts übrig als eine Reihe farbenglänzender Studien in den Sammlungen

Anselmus' des Malers und ein paar unzusammenhängende Tagbuchaufzeichnungen, die einem Kreis von Freunden in der Heimat bestimmt waren. Einiges davon hat vielleicht auch für andere Leser Interesse — ich lasse alles in der Form, wie es in kühlen Abendstunden an Ort und Stelle niedergeschrieben ward, dort im luftigen Vorsaal, wo mir das blasse Mägdlein Maria so oft über die Schultern schaute und sprach: „Immer schreiben — immer schreiben? Er muß seine sposa in Deutschland sehr lieb haben, der fremde Signor, daß er ihr so viel schreibt!" — —

II.

Molveno.

Es werden wenig Menschen draußen in der zivilisierten Welt etwas von Molveno und seinem See und seinem Gletscher wissen. Daß wir aus unserem abgeschiedenen Sommerasyl im Kastell Toblino am 12. August des Jahres 1855 nach jenem unbekannten Landstrich ausgeritten, besagte tags darauf außer der Erinnerung noch ein gewisses unnennbares Gefühl, was nur der

zu würdigen weiß, der acht Stunden im strohgepolsterten Sattel eines Gebirgsesels ausgehalten hat. Merkwürdig war's aber.

Stefano Basetti, der immer lächelnde Bauersmann aus der Welschkornpflanzung gegenüber vom Kastell, der in freiwilliger Opferung seiner zur Zeit vor der Erntearbeit gänzlich unbeschäftigten Freiheit unser Diener und „Sklav" geworden, aber dank der Humanität seiner Herren nach Verfluß einer dreiwöchentlichen dienstlichen Laufbahn bereits sich zum Reiseintendanten und maître de plaisir emporgeschwungen, der besagte unvermeidliche Stefano Basetti hatte viel zu laufen, bis er die Tiere zum Bergritt aufgetrieben, denn in diesen gesegneten Alpenrevieren ist für den Fremdentransport in seitwärts gelegene Thäler zum Glück noch keinerlei Fürsorge getroffen. Endlich gelang's ihm; der Müller von Padergnone stellte ein tadelloses Grautier mit einem unsäglichen Sattelwerk, ein anderer persönlicher Freund Stefanos ein feuriges Pferdlein, das sich in ausdauerndem und kundigem Beschreiten der Bergpfade mit jedem hochschottischen Pony messen konnte.

In stiller Morgenfrühe ward dem Kapuziner von Arco, dessen Kloster jeglichen Sonntag einen Pater zur

Besorgung des Gottesdienstes nach dem Kastell entsendet, oben nach seinem Fenster ein freundlicher Gruß zugewinkt, ebenso der blauäugigen Pedronilla, die nicht versäumte, als gänzlich verfehltes Burgfräulein am Zöller zu erscheinen . . . dann zog's geordnet aus dem Hofe: Meister Anselmus auf dem Cavalotto, ich als gesetzter Mann und Denker, wie sich's gebührt: auf dem Esel, der hier schlechtweg das „Animal“ genannt wird, und als reisiger Knappe zu Fuß Stefanus der Sklav im sonntäglichen Kattunkittel.

Zwischen dem mächtigen Berg Doscardot und dem Monte Gazza zieht eine Schlucht landeinwärts nach Judicarien; eine alte noch stellenweise gepflasterte Römerstraße führt über Trümmer und Geröll empor bis zu dem rauhen, gottverlassenen Nest Aransch oder L'aransch, dessen rauchige Strohdächer und steinbesäete Felder jeden Gedanken daran tilgen, daß unten im Thal die Gefilde Hesperiens beginnen. Da Stefanus der Sklav versicherte, bis nach Aransch sei's ein leibliches „stradone“ (Sträßlein), das Beschwerliche fange erst nachher an, so durften wir, als die Höhe von Aransch erreicht war, nach dem bereits Erduldeten mit Grund einem Weg entgegensehen, dessen bloße Traumerscheinung einem

welchem die neueste „Statistica del Trentino“ unter dem Buchstaben T folgende nähere Auskunft erteilt: „Toblino (Territorium von Fraveggio, Gerichtsbezirk Vezzano, Landhauptmannschaft Trient), altes römisches Kastell auf einer Halbinsel des gleichnamigen Sees, der eine Länge von 1500 „pertiche“ hat und in der südlichen Ebene des Thales von Vezzano zwischen den Ortschaften Padergnone und Santa Massenza und dem Fluß Sarca liegt. Eine römische Inschrift bezeugt die Existenz des Ortes in jenen Zeiten. Es kam im Verlauf an eine Familie, die sich nach dem Kastell selber benannte; Odorico von Toblino wird in einer Urkunde von 1124 erwähnt, im Jahr 1161 kommt ein Otto mit seinem Neffen Federigo und in den Urkunden von 1204 bis 1233 häufig Herr Turiscendo di Toblino vor. Das Schloß fiel sodann an das Haus derer di Campo, die es mehrere Jahrhunderte durch inne hatten, und ist gegenwärtig ein possedimento rurale derer von Wolkenstein zu Trient.

„Die ruhige Einsamkeit dieses Kastells, welches seine Türme in den durchsichtigen Gewässern des Sees spiegelt, die von Oliven und immergrünem Gebüsch bewachsenen Hügel, die ihn umgürten, die kolossalen Felsen

des Monte Casal, die sich im Westen des Sees erheben, bilden ein landschaftliches Ganze, das zu den anmutigsten und eigentümlichsten des Trienter Gebiets gehört."

— — Und — um nun den Novellenstil abzubrechen und den vielverheißenden Eingang der Erzählung für immer ohne entsprechende Fortsetzung zu lassen — eine Reihe von Wochen sind wir beide Bewohner dieses stillen, seitab von allem Menschengewimmel gelegenen Seeasyls geblieben; es verdiente freilich eine nähere Schilderung, wie zwei löbliche Meister freier Künste, ein Maler und ein Poet, hier an welscher Grenzmark, unter Menschen fremder Zunge ihr Sommeridyll nicht ersannen, sondern erlebten. Denn die allgütige Frau Poesia, die zur Zeit in der Welt draußen, wo die Kriegsvölker aufeinander schlagen und die Industrie der Maschine mit goldenen Preisen belohnt wird, böse Tage durchmachen muß, hat ihnen viel Schönes beschert zum Dank dafür, daß sie in fremdem Bergland getreulichen Sinnes ihren Spuren nachzogen.

Wie viel wäre zu erzählen von diesem seltsamen Leben und Treiben: wie Meister Anselmus, der Maler, mit Staffelei und Farbenkasten und großen Leinwanden

so hoch, daß einem mußt grausen, wenn er in das Thal sahe. Es mußt auch der von Frundsberg hinauf zu Fuß steigen, doch haben etwan die Knecht lange Spieß wie Glender neben ihn gehalten; er hat einem starken Knecht in das Koller gegriffen, der ihn gezogen, und einer hinten hat ihn geschoben, denn er war stark und schwer von Leib.

Die Itali hatten sich nicht versehen, daß ein Kriegsvolk da sollt hineinkommen, es hätt sonst ein einziger Baur den Weg mögen abgraben. Also kam das Kriegsvolk auf dem hohen Gebirg in ein Dorf Aha, da lag es über Nacht, und im Abziehen, weil es der Venediger und das Volk geflohen war, habens die Knecht verbrannt, das hat der von Frundsberg nit gern gesehen, von der armen Leut wegen." (Adam Reisner, Herrn Georgen von Frundsberg ritterl. Kriegsthaten im IV. Buch.)

Unser Pfad gab demjenigen wohl wenig nach, auf welchem der dicke Herr Jörg sich einstmals keuchend gen Italien vorwärts schob. Wir kehrten nun der Sarca den Rücken und ritten schwebend über einer zerklüfteten Thalwildnis, durch die ein unbekannter Wildbach seine weißen Gewässer der Sarca zuwälzt.

Und der Pfad ging in seinen meist in Fels gehauenen Windungen oftmals steil auf und steil wieder ab; zur Linken, wo ein zivilisierter Mensch sofort an schützendes Geländer oder wenigstens an einen statt dessen hingehaltenen Landsknechtspieß denkt, war blaue Luft und unabsehbarer Abgrund . . . oft auch war ein Stück Sträßlein seiner Zeit den Berg hinabgerollt und durch quer überlegte Tannenstämme mit überschüttetem Geröll ergänzt, und zu innerer Beruhigung stand dann und wann ein Kreuz in Fels gehauen, zum Andenken an solche, die vor uns gen Molveno gezogen.

Das „Cavalott“ aber wie das „Animal“ gingen grundsätzlich immer auf des Pfades äußerster Linie beim Abhang . . . . media vita in morte sumus! hat mein sanktgallischer Freund Notker bei ähnlichem Anlaß gesungen. Zum Glück hatte ich aus andern Thatsachen die Gewißheit gewonnen, daß von Mazzinis Theorien auch nicht der leiseste Wiederhall seinen Weg nach Padergnone in die Stalleinsamkeit meines Animal gefunden, sonst . . . als blondhaariger Barbar und Bedrücker im Sattel eines revolutionierten Getiers, das nur eine Bewegung zu machen braucht, um seinen

Reiter zur ewigen Ruhe hinabzuschütteln: geübtere Politiker mögen die Situation ergründen!

Wie wir aber an die „Puntera di San Vili" kamen, d. h. an die Spitze des heiligen Vigilius, der als Schutzpatron im ganzen tridentinischen Gebiet verehrt wird, nachdem man ihn bei Lebzeiten daselbst zu Tode gesteinigt, da rieselte auch mir ein Gefühl durch die Adern, was von Schwindel nicht mehr viel verschieden war. Da ich auf südlichen wie nördlichen Alpenpfaden kein Neuling bin und dies Gefühl mich erst zweimal beschlichen, das eine Mal bei einer Kletterung an den Felswänden über dem Inn, da wir von Ardez im Graubündner Land einen Weg suchten nach dem Heilbrunnen von Tarasp, das zweite Mal, da ich vom Wildkirchlein im Appenzell auf senkrecht kahlem Hang hinabstieg zum Seealpsee, so überlasse ich dem geneigten Leser, sich die Aussicht von der Puntera des heiligen Vigilius vorzustellen. . . . Genug, ich ging zu Fuß weiter.

Nach etwa einer Stunde schloß sich die Schlucht, der wir entlang zogen; breite hügelige Bergrücken verbanden wie ein Sattel die diesseitigen und jenseitigen Höhen; seltsame Vegetation . . . Zwergfichte, verkrüppelte

Tannen, feinduftende Cyklamen und rankendes Geißblatt auf gleichem Boden beisammen. Die Landschaft nahm den Charakter einer wilden Hochebene an und Felsblöcke lagen wie gesäet in häufigen Stürzen inmitten des Grüns.

Menschen hatten wir auf dem ganzen Ritt nur zwei begegnet.

Am Fuß einer mächtigen, fast senkrecht geschichteten Kalksteinwand, durch die sich einmal in schmaler Spalte der rote Sandstein bis zum Gipfel emporarbeitet, wie etwa heutigentages ein bürgerlicher Mensch und Parnevu zu einer Ratsstelle bei einem auswärtigen Ministerium, nämlich mit Erduldung namhafter Quetschungen — liegt der See von Nembia.

Der See von Nembia gehört zu den zahlreichen interessanten Wesen, von deren Existenz man nichts weiß, bis man mit der Nase auf sie gestoßen wird.

Schweigsam und versteckt glänzte der Wasserspiegel zwischen den Felsblöcken und Schutthügeln durch, die ihn umgeben, scheu weideten etliche Ziegen im Gebüsch . . . aber aus den Tiefen dunkelten seltsame Farben wie aus dem Gemüt eines Einsamen; reich verschlungene Schichten von Wasserpflanzen deckten den

größten Teil seines Bodens mit ihrem dunkeln Grün, an andern Stellen ward der gelbe Grund grell und sichtbar, unbewegt lag das niedere Gewässer darüber ... es war wie ein großer geschliffener Malachitstein ... seltsam ineinander verwebte Schlingungen von Schwarz, Grün und Gelb ... und über dem Ganzen ein Hauch verwildeter, ungekämmter Nonchalance, der sattsam verriet, daß man in diesen Höhen die koketten Effekte, mit denen sich andere italische Gewässer schmücken, nicht kennt.

Ein Kreuz mit Inschrift gab Kunde, daß Wandersmänner allhier, ohne irgend Aufsehen zu erregen, ermordet werden können.

Aber wie ich so hinunterschaute in diesen verwilderten Nembiasee, kam eine Art Rührung über mich bei dem Gedanken, daß wieder manch ein Felsstück thalab stürzen und manches Hundert neuer Kapuziner vom Kloster zu Arco sonntäglich nach dem Kastell Toblino wandern kann, bis allhier so wie heute ein Stück Kulturmensch in grauem Schlapphut und Plaid vorüberreitet; und damit die schirmenden Geister des Sees eine annähernde Vorstellung erhalten sollten, wie es unter dem Hut solcher Reitersmänner zugeht, sang

ich in sicherer Voraussetzung, daß weder vor noch nach mir besagtem Nembiasee die Anwesenheit eines deutschen Lyrikers zu teil werden wird, ihm zum Abschied das nachstehend verzeichnete Poema:

O zürne nicht, See von Nembia,
Im felsstarr schweigenden Thale,
Daß ein Mensch dich zu besuchen kam
Auf rotgrauem Animale.
Ich kenne dich, See von Nembia,
Ich lese aus deinen Zügen:
In ungekannter Schöne willst
Du nur dir selber genügen!
Fahr wohl drum, See von Nembia,
Und mög' dich der Himmel bewahren
Vor allen Töchtern Albions
Und germanischen Referendaren!

Von diesem nunmehr in die Zahl der besungenen gehörenden See ist's nimmer weit zum großen Lago di Molveno, der sich im Umfang von mehr denn zwei Stunden längs grüner Bergabhänge ausdehnt. Auch ist ein Paß mit starken Befestigungen verschanzt zur Erinnerung daran, daß die Heere des französischen Direktoriums einst auf diesen Pfaden ins Tirol einzubringen drohten. Man reitet lang am Ufer hin, dann erscheinen

endlich der Kirchturm und die schindelgedeckten weißglänzenden Steinhäuser von Molveno, die in der Zahl 56 nach der neuesten Statistik zu einem Gesamtwert (!) von 14,764 Gulden 10 Kreuzer veranschlagt sind. Aber bevor man in das Dörflein einreitet, steht in einer geröllüberdeckten Niederung beim See eine Sägmühle; ein Wildwasser braust aus engem, dem Blick seither versteckten Thal hervor, in diesem Thal ragen finster und trotzig hinter den tannumsäumten Vorbergen viel zerklüftete kahle Hörner und Spitzen empor, ewiger Schnee glänzt in ihren Spalten, dunkle Eismassen umpanzern ihren Rücken, und hinter diesen Hörnern ragt eine zweite, noch wilder zerrissene Schicht Gebirges in unzugänglicher Höhe. Die Nebel kochen und wallen und weben unheimlich um die verhüllten Gipfel . . . das ist der Gletscher von Molveno! Und neben und hinter ihm seine Gefährten, der Monte Fublan und die Cima Tosa und der Monte Spinal bis hinein zum Piz del Mezzodi und zum Piz Tobal und jener ganzen gewaltigen Kette von Fernern, die das Val di Sole umtürmen und dem liebwerten Verfasser der „Drei Sommer in Tirol“ so mystischen Respekt einflößten, als er seiner Zeit vom Kreuzjoch zwischen

Sarnthein und Meran spähende Umschau hielt über die fernen Bergungetüme und ihm neben jenen südlichen Hintermännern selbst die hohe rote Mendel, des Etschlands Wahrzeichen, nur wie ein bescheidenes Bergbuckelchen erschien. „Diese italischen Ferner,“ sagt der tirolkundige Meister Ludwig Steub, „die hinter dem Sulzberg (val di sole) in ewig weißem Mantel aufsteigen, wenig besucht und umgangen, kaum irgendwo genannt, vielleicht nie bestiegen, unbekannte Größen selbst für die menschlichen Nachbarn, erschienen mir jeweils, so oft sie an verschiedenen Orten vor meine Augen traten, in einem mystischen Schimmer. Es ist eine Spitze darunter, die, von hier besehen, obgleich weiter entlegen als der Ortles, gleichwohl höher erscheint als dieser, und ich habe eine leise, vielleicht grundfalsche Ahnung, es könnte ihm einmal da drinnen bei genauer Messung selbst ein kleiner Nebenbuhler erstehen.“

Wer Lust hat, mag hier von der Molvener Sägmühle aus in jene Gletscherwildnis emporklettern: wenn man drin ist, sagte Stefanus der Sklav und blies fröstelnd über die Hände, geht's zwanzig Stunden lang so fort und fort, dann kommt die alte Holzbrücke und

dann die Schweiz! .... Wer aber schon fünf Stunden in animalischem Sattel versessen, der ruft: vorbei! vorbei! und reitet nach dem Wirtshaus. Von der männlichen Jugend des Dorfes unaufgefordert und staunend geleitet, kamen wir daselbst an.

In der rauchgebräunten Vorhalle, angesichts dieser schwerfälligen steinernen Häuser mit ihren schießschartenartigen Fenstern, angesichts der scharfkantigen, oft adlernasigen Männergesichter mit ihren Zipfelkappen unter dem Hut, angesichts der ausgebuchteten Frackformen, die an den Molvener Straßenecken auftauchten und eine schlagende Analogie zu dem rhätisch-etruskischen Frack des Joseph Antony von Trons boten, dessen die Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“ im Jahre 1851 gedacht hat, angesichts all dieser namhaften Unterschiede im Habitus dieser Bergbewohner und der romanischen Bevölkerung drunten am Fuße dieser Alpen stiegen befreundete Erinnerungen an frühere ethnographische Studien in mir auf.

Dieses Gebirgsdorf im Tridentinischen hat fast keine Spur italienischen Charakters, wohl aber gleicht es wie ein Ei dem andern den rhätischen Niederlassungen in den Graubündner Alpen. Und wie ich mir die

Sprache dieser Biedermänner näher ins Auge faßte, fand ich, daß sie einem Mann von Camogask oder Guardavall im Thale Engadin oder einem von Disentis im obern Rheinthal wohl eben so verständlich sein mag, als einem Bewohner der Arnoufer; der Gletscher heißt hier wie in Bünden il vedrett und nicht ghiacciajo, nehmen heißt ciappare und nicht prendere, ein junger Mensch un pütell (puellus?) und nicht giovinotto u. s. w.

Auch das Germanische ist lustig eingedrungen und schaut trotz der italischen Zustutzung schalkhaft hinter seiner Maske herfür . . . Als ich vernahm, daß auch hier zwei Flaschen eine „mosa“ (Maß) bilden, daß unser Cavalotto gut für „it wagerle“ und daß die Mühle beim Gletscher una „saega“ (Säge) sei, als ich vollends in dem Mann mit Schurz und Zipfelkappe, der unser Getier in den Stall führte, den „auskeneht“ (Hausknecht) erkannte, da freute sich mein Gemüt . . . . Also auch in Molveno deutsche Kultur über dem rhätisch-etruskischen Urzustand segenbringend aufgewuchert!

Und erblüht da nicht die Möglichkeit, daß in abertausend Jahren, wenn „draußen im Reich“ alles, was jetzt Philosophie heißt, längst zu ewigem Winter-

einschlaf eingegangen, ... daß alsdann „il selbstbewusstsein“ und „la weltanschauung“ am Fuß dieser Gletscher eine neue Heimat finden?!

Über die neu angekommenen Fremden und ihren Reisezweck schienen sich seltsame Gerüchte im Orte verbreitet zu haben. Ein Galantuomo im bekannten ausgeweiteten Frack trat ein und knüpfte ein ausforschendes Gespräch an, das von der Besorgnis durchleuchtet war, wir möchten im Auftrag und als Kommissäre des österreichischen Tabakmonopols hier erschienen sein; denn wiewohl es zu allgemeinem Verdruß der Tiroler streng untersagt ist, sich seinen Hausbedarf an jenem edeln Kraut selbst zu pflanzen, war es doch — dank Moldenos Lage über der Meeresfläche — hier noch manch einem Biedermann gelungen, sich hinter dem Rücken von Gendarmerie und Finanza ein Tabakgärtlein in gutem unkonfiszziertem Stand zu erhalten. „Ist es nicht unverantwortlich,“ sagte er, nachdem er uns über seinen Verdacht erhaben befunden, „daß das Governo uns, die es in allen Fällen der Not seine ‚braven und treuen Tiroler‘ heißt, untersagen will, uns auf eigenem Grund und Boden diese Kopf- und Herzstärkung zu bereiten?“

Er zog eine altertümliche Dose mit einer staubartigen rötlichen Substanz, von der ich seither gewähnt, daß sich ihr Vorkommen auf süditalische Kapuzinerklöster beschränke, und bot sie mir an. Der Anstand, dessen Gesetzen ich auch angesichts des Gletschers von Molveno mich zu fügen entschlossen war, nötigte mich, seine Prise nicht abzulehnen.

„Wahrlich,“ sprach ich, nachdem sie gekostet war, „wenn ich bei der kaiserlichen Finanza einigen Einfluß hätte, diesen Tabak allein und ausschließlich zu erzeugen, würde ich den Molvenern ein Patent erwirken.“ — —

III.

Madruzz.

Das Schicksal scheint zu wollen, daß ich diesmal an Welschlands nördlichen Grenzmarken mich in unbekannten Winkeln umhertreibe. Aber diese Winkel sind so schön und so merkwürdig wie irgend etwas, das in den roten Büchern der Touristen mit doppeltem Stern bezeichnet ist.

Madruzz ist ein Wort, das mystisch um die Seele klingt, bis sie weiß, was dran und drin steckt. Was ist Madruzz? . . .

Da ich mich nicht gern von der Mystik des Unbekannten stören lasse, fuhr ich eines Tags in der lecken Barke mit Stefanus dem Sklaven über den Toblinosee. Stefanus muß alles wissen, dafür ist er da. Er legte die Barke an einem waldigen, unzugänglichen Uferplatz an des Sees östlichem Rand an, dann kletterten wir durch Gebüsch und über ausgewaschene Bergrücken empor; oben steht eine Kapelle und ragt keck hinaus in das Dunkel des Alpenhintergrundes, den der wohlbekannte Monte Casal und der Doscardol und der Berg Gazza, und wie sie alle heißen, an des Sees entgegengesetztem Ufer bilden.

Von dieser Kapelle stiegen wir ein Stück weit bergab; reiche Vignen und Welschkornfelder umschließen ein großes Dorf mit emporragendem Palazzo; das Dorf heißt Calavin. Von Calavin ging's wieder bergan, um einen langgestreckten Berg herum, über scharfkantiges, fußwerkzerstörendes Steingeröll, dann durch eine Straße mit rauchigen, halbzerfallenen Häusern und zerlumpten Menschen, über denen sich üppig

sprossende Feigenbüsche und Reben in die Felsspalten angesiedelt . . . dann auf einen von weißglänzender Mauer umfriedeten steilen Gipfel; ein verschlossenes Thor sperrte den Eingang des Burgweges, aber Stefanus der Getreue kletterte hinüber und löste den zur Sperre eingerammelten Baum.

Endlich standen wir vor weitschichtigem, wohlerhaltenem Gebäu; Thortürme mit Schießscharten, riesige Mauern mit langen Fensterreihen und skulpturverzierten Balkonen, verblichene Wappenschilde an den Außenwänden, vom Kardinalshut mit seinem gitterartigen Quastenflechtwerk überragt, rings umher stille Bergeinsamkeit, rauher Luftzug, etliche Ziegen zwischen den Felsen weidend und ein scheuer Bauersmann, der lauernd auf den fremden Bergsteiger sah . . . das war Madruzz!

Der Mann, der in diesen Trümmern nistet, hat große Räume zu seiner Verfügung, aber die Frage der durstigen Ankömmlinge nach Wasser, Wein und Brot verneinte er mit solcher Bestimmtheit, daß ich wohl einsah, wer kein Freund von Polenta und Ziegenmilch sei, müsse hier oben den schönsten Hunger und Durst für immer ungestillt lassen.

Er führte uns in den noch von einem Dach über-

deckten Rittersaal, durch dessen leere Fensterreihen ein scharfer Wind pfiff, in Gemächer und Stuben mit reich geschmückten steingehauenen Portalen und Kaminen, in die rauchgeschwärzte, zur Zeit von Tauben bewohnte Kapelle, die mit rohen Freskomalereien ausgestattet war, in tiefe Verließe und Kasematten . . .

Madruzz war ein festes, mächtiges Schloß, und die Madruzzi waren Ritter und Kardinäle und kaiserliche Feldobristen, wie es die Zeit mit sich brachte, und hielten einhundertundneunzehn Jahre lang das Fürstbistum von Trient in ihrer Hand. Es ging eine sehr feudale Luft durch diese Ruinen; in weitem Kreis zieht sich eine Mauer um den Schloßberg, die umgab ihrer Zeit den großen, weit im Land berühmten Wildpark des Kardinals Christoph Madruzz, unter dessen Krummstabführung das große Konzilium ausgeschrieben ward und Trient innerhalb seiner Mauern mehr Macht- und Prachtentwicklung erlebte, als ihm wohl je wieder zu teil werden wird, — die noch vorhandenen Reimereien der Tridentiner Hofpoeten über das große Bankett, womit Herr Christoph Madruzz im bischöflichen Kastell den Sieg Kaiser Karls V. bei Mühlberg an der Elbe feierte, geben Kunde, wie glänzend damals alles zu-

ging und wie elegant die Damen der Bischofsstadt vor ihrem geistlichen Gebieter erschienen.

Wie ich nach beendetem Rundgang wiederum im Rittersaal stand, da malte ich, während meine Fußtritte dröhnend durch die öden Hallen klangen, mir im Geiste aus, wie es hier einst gehallt und geklungen haben mag, wenn die gestrengen Legaten und Prälaten vom Tridentiner Konzil herüberritten, um bei ihrem Kollegen von den Mühen des Dogmenaufstellens und Anathemasprechens sich zu erholen, und wie manch ein Pokal vino santo unter gröblicher und feiner Kritik der Reformgelüste germanischer Nation die orthodoxen Kehlen hinabrieselte . . . und ich sah sie dasitzen in langen Reihen; hagere, scheiterhaufenfrohe, verkniffene Gestalten schauten zwischen wohlgenährten, fettleibigen hervor, glatte Kanonisten und Sekretäre, Kriegsmänner und Kammerherren im spanischen Mantel und alle die damaligen Meister und Schüler der parlamentarischen Intriguen, wie sie Fra Paolo Sarpi, der für sein unbeugsames Beharren bei der historischen Wahrheit mit Dolchstichen belohnte Geschichtschreiber, so schneidig geschildert hat . . . sie insgesamt mußten zur Heerschau heran, die das Auge rückwärtsschwei-

fender Phantasie über die vergangenen Geschlechter abhält.

Seltsamer Wandel der Zeiten! Der letzte Madruzz ist längst zu seinen Vätern versammelt, im Wildpark des Schlosses weiden Ziegen, in den Gemächern liegt Staub und Schutt und in der Fensterbrüstung lehnt ein einsamer Mann mit einer Brille um die Augen und einem dubiosen Zug um die Lippen, und der Mann gedenkt mit einer Art von Wehmut, wie er einst drüben in seiner geistesrebellischen Heimat auf demselben Büchergestell, das die Beschlüsse des tridentinischen Konzils trug, den Hegel und den Strauß und den Ludwig Feuerbach stehen hatte, ohne daß die Erde sich jemals aufthat, ihn derwegen zu verschlingen, und wie sie wohl noch einträchtig dort beisammen stehen würden, wenn er nicht in einer kritischen Stunde das kanonische Recht ebensowohl als die deutsche Philosophie den Händen eines wohlwollenden Trödlers überlassen hätte...

Lange schweifte mein Blick aus des Rittersaals Fenster hinunter in die Niederungen des Sarcathales, gegenüber glänzte der gründurchsichtige See von Toblino, weiter südlich, zwischen Hügeln und Pflanzungen versteckt, der See von Cavedine, in der Ferne türmen

sich die massigen ausgezackten Felsen von Arco, die den Zugang zum Gardasee als riesige Hüter bewachen ... es ist weit und schön dort oben auf Madruzz.

„Jetzt ist's vorbei mit der alten Herrlichkeit," sprach ich zum getreuen Stefano, „alles ruiniert — roba vecchia!"

„Höh! Höhh!" lachte Stefano, „und sie kommen nimmermehr herunter von ihrem Kastell, um die Bräute des Landes in der Nacht vor der Hochzeit zu entführen!"

Ein moderner Mensch würde sagen, es sei eine „weltgeschichtliche Vergeltung" in dem Gelächter gelegen, welches Stefano Basetti als bäuerlicher Familienvater des neunzehnten Jahrhunderts über das Verschwundensein jener mittelalterlichen Galanterien anstimmte: „Die großen und kleinen Herren von damals haben andern den Platz geräumt; der Bauer aber hat ausgehalten und freut sich noch jetzt unversehrt seines Daseins, so wie er dereinst auch wieder lachen wird, wenn der bürgerliche Mittelstand von heute mit seiner Kultur und seinem Schwindel bereits der Geschichte angehört."

In allen Fällen aber war meinem tridentinischen

Freund und Welschkornpflanzer die Kontroverse der deutschen Rechtslehrer, ob überhaupt jemals ein jus primae noctis existiert habe und ausgeübt worden sei, gänzlich unbekannt, als er die seligen Herren von Madruzz solcher Beziehungen zu den Töchtern der Thäler beschuldigte. —

„Es wird nichts mehr zu sehen sein," sprach ich im Schloßhof, als wir von dem Hüter der Ruine Abschied nahmen.

„Nichts mehr," sagte er mit einem Blick auf meine Brille, „als vielleicht i libri antichi!"

„Libri antichi, Mann Gottes, schnell, wo sind sie, die alten Bücher?"

„Verschlossen in einem Gewölbe," sagte er; „der Padrone in Calavin hat den Schlüssel."

Wie Stefanus der Sklav merkte, daß ich mich für die alten Bücher in den Trümmern von Madruzz interessierte, bemächtigte sich auch seiner ein löblicher Eifer. „Wir werden den Schlüssel bekommen," sprach er, „wir werden die Bücher sehen!" und er warf seinen kattunenen Kittel über und stieg hinunter gen Calavin. Dort im stattlichen Palazzo wohnt der alte Albertini, einer der reichsten Männer der Gegend, der nebst

vielen andern Eigenschaften auch Administrator der Güter des Marchese del Caretto von Genua ist; der Marchese del Caretto aber ist derzeitig der Erbe und Rechtsnachfolger der Madruzzen. Ich verbrachte eine erwartungsvolle Stunde am Abhang des Schlosses, bis Stefanus wieder kam. Aber er kam gesenkten Hauptes und meldete, daß ihm der Padrone die Schlüssel nicht ausgeliefert, sie seien verlegt . . . oder einem Prete in der Nachbarschaft geliehen . . . auch wisse man derzeit in Calavin durchaus nicht, wer so geradezu vom Toblinosee herübergestiegen komme und die Schlüssel von Madruzz verlange.

Wir zogen ab, ohne das Büchergeheimnis ergründet zu haben. Aber Stefanus der Sklave nahm es für eine Ehrensache, daß er und sein fremder Herr die Bücher der Madruzzen zu sehen bekämen, und arbeitete mit mehr Leidenschaft dafür, denn ich selber, wiewohl noch zu keiner andern Zeit seines welschkornpflanzenden Lebens ein Fanatismus oder auch nur eine leise Neigung für Gedrucktes und Geschriebenes sichtbar an ihm hervorgebrochen war.

Nach drei Tagen kam er strahlend wie ein Unsterblicher: „Heut werden wir die Schlüssel erhalten!"

Stefanus der Unermüdliche hatte beim alten Sommadossi ein Empfehlungsschreiben erwirkt an Albertini, den Meister der Schlüssel, ein „Bolletino“, wie er sagte, und Sommadossi der Alte, der sich inzwischen über seine anfänglichen Befürchtungen bezüglich der Solidität seiner unerwarteten Sommergäste vollkommen beruhigt hatte, schrieb darin, der signor forestiere mit der Brille, der bei ihm wohne, sei ein zuverlässiger Mann und ein Galantuomo und ein Unterthan der „confederazione tedesca“ und man könne ihm alles Inschriftliche und Monumentale des Schlosses Madruzz ohne Risiko vor Augen stellen, da er es nicht um Geschäfte zu machen, sondern lediglich zu seinem divertimento besichtigen werde.

Item, die Schlüssel hatten sich vorgefunden und ich trat meine zweite Wanderung nach den Trümmern des Bischofschlosses an. Stefanus der Sklave war nach Calavin gegangen, um die nötigen Einleitungen zu treffen. Ich stieg allein den sonnenglühenden Gipfel hinan und stand bald vor den hohen weißen Mauern des Kastells.

Diesmal waren nur die Kinder des Bauern oben, die ihre Ziegen im Schatten weideten und scheu davon



liefen, wie die fremde Gestalt sie freundlich ansprechen wollte. Das innere Thor war mit einem Querbalken gesperrt.

Ich mußte lange warten, bis endlich vom Thal von Calavin drei Männer bergan schritten. Der eine öffnete das Thor; wir traten in den Schloßhof und die Untersuchung der alten Bücher- und Handschriftenschätze von Madruzz begann.

Die zu diesem Behuf nunmehr vollständig versammelte Kommission bestand:

1) aus einem Schloßbauer von Madruzz, als derzeitigem Aufseher und einzigem Bewohner der mit dem „Archiv“ zusammenhängenden Gebäude;

2) aus einem gnomenartigen, mit Säbelbeinen versehenen, vier Fuß rheinisch messenden, freundlich lachenden Individuum, welches die Schüssel trug und von seinem Patron Albertini gemessenen Auftrag hatte, dem Akt anzuwohnen, die Schlüssel niemals außer Handen zu geben und dem Fremden scharf auf die Finger zu sehen;

3) aus Stefano Basetti, meinem getreuen Geleitsmann;

4) aus mir selber.

Von dieser Kommission waren die Mitglieder 1 und 3 des Lesens und Schreibens nicht erfahren und auch in früheren Zeiten niemals erfahren gewesen.

Die Operationen nahmen ihren Anfang. Im Erdgeschoß des Gebäudes, welches den Rittersaal trägt, war ein mit riesigem Eisenschloßwerk versperrtes Gemach, welches als Verwahrungsort bezeichnet wurde. Das Mitglied Nr. 2 probierte sämtliche Schlüssel, aber — waren die Thüren eingerostet oder anderweitige Riegel vorgeschoben — es gelang nicht zu öffnen. Da holten die Mitglieder 1 und 3 eine große Hühnerleiter herbei, die sich glücklicherweise als tauglich erwies, und vom Schloßhofe aus sie anlegend, stiegen wir in gemessener Ordnung und dem der Feierlichkeit des Aktes entsprechenden erwartungsvollen Schweigen zu einer von keinem Fenster verschlossenen Wandöffnung hinein.

Es war eine kahle, spinnweb- und staubüberzogene Stube; zwei alte, gebräunte, schnitzwerkgezierte Schränke standen einsam an den Wänden. Die übrigen Mitglieder der Kommission waren noch viel neugieriger als ich selber; als der erste Schrank aufgeschlossen war, fielen sie mit dem hierlands bei allen wichtigeren Geschäften unentbehrlichen Ausruf „höh! . . . höhh!“

darüber her, wie etwa die englischen Matrosen und tartarischen Marodeurs und Altertumsforscher über das Museum von Kertsch.

Eine Reihe ehrwürdiger, in weißes Pergament gebundener Folianten stand drin samt vielen kleinern Büchern; in Frist weniger Minuten war alles herausgeworfen und betastet und aufgeschlagen; ich hatte zu thun, um den Eifer Stefanus' des Sklaven und des Schloßbauers, der mit kräftigem Aufstampfen seiner nagelbeschlagenen Schuhsohlen einige Bände des Übermaßes von darauf haftendem Staub entledigen wollte, in den gebührenden Schranken zu halten.

Es war die Bibliothek des Kardinals Madruzz oder eines seiner Nachfolger: Theologie, Kirchengeschichte, Polemik gegen die Lehren der Reformation, scholastische Philosophie, aber auch die Crême vornehmer Platoniker des fünfzehnten Jahrhunderts, Marsilius Ficinus' „De immortalitate animarum“, Picus von Mirandula, sodann viel namhafte Geschichtswerke des sechzehnten Jahrhunderts, de rebus Angliæ et Scotiæ, allerhand historia Turcarum, eine Geschichte Theodorichs, Königs der Ostgoten, Geschichte von Holland, Flandern und Brabant, deutsche Chroniken, auch die

byzantinischen Historiker Niketas, Anna Comnena u. s. w. in schöner venetianischer Ausgabe. . . . alles wohl erhalten und mehr als hinreichend, das Leben eines Mannes auszufüllen, der ein ernstlich Studium darauf verwenden gewollt. Der wahrhaft intakten Jungfräulichkeit vieler dieser Bände war aber schier der Verdacht zu entnehmen, daß ihnen das horazische: nocturna versate manu, versate diurna! nicht allzu oft zu teil geworden.

Da sich das System der Durchsicht von Stefanus' des Sklaven und des Schloßbauers Anordnungen abhängen ließ, wurden mir die Bücher der Größe nach ans Fenster geschleppt, erst, wie sich's geziemt, die Folianten, dann was in Quart, und so abwärts.

Ich erklärte ihnen einiges vom Inhalt der alten Scharteken, was mit Befriedigung aufgenommen wurde; wie sie mir das erste deutsche Buch, eine Relation über die Belagerung Wiens durch Soliman den Zweiten herbeibrachten und ich auch diese fremdartigen, gotisch geformten Lettern entziffern konnte, stieg ihre Hochachtung und Stefanus begann mit der Gelehrsamkeit seines Herrn förmlich zu renommieren: „Sa leggere tutto," sprach er, „vedete, sa leggere tutto! höh . . . höhh!"

Darum ließ ich ihn aber auch nicht im Stich, wie sie mir die weiteren Quartbände beischleppten und nach zwei hebräischen Bibeln einige ganz dubiöse Druckwerke an die Reihe kamen, die wahrscheinlich aus der Druckerei der Propaganda oder einer früheren orientalischen Missionsanstalt zu Rom hervorgegangen, eine durchaus uneuropäische Haken- und Keilschrift aufwiesen. „Aha," sagte ich, „quest' è lingua asiatica, ... buona per trovare tesori," fügte ich mit gewichtiger Miene bei.

Der Schloßbauer verstand mich und legte das semitische Buch mit einem Blick bei Seite, als wolle er nächstens in mitternächtlicher Stunde die Trümmer seines Schlosses durchwühlen und die geisterlösende, schätzeerwerbende Kraft der fremden Schriftzüge thatsächlich erproben. Ich wünschte ihm im stillen Heil und Segen zu allen künftigen Versuchen und verschwieg ihm deshalb, daß auch außerhalb Madruzz so viel auf assyrisch-babylonisch Keilschriftliches hingewiesen und sowenig „Bares" dabei gewonnen wird.

Die Musterung ging zu Ende. Die Kommission schien begierig auf meinen Urteilsspruch über das Ganze. Ich erhob mich. „Tutto," sprach ich, „roba

di cardinale, niente per noi altri!“ Ich ließ alles säuberlich an seinen Platz zurückstellen und den zweiten Schrank öffnen.

Aber wie die Thüren dieses zweiten Schranks aufgingen, da ward es auch mir in meinem antiquarischen Gemüt wohl ums Herz, und mit einer gewissen ehrfurchtsvollen Spannung begann die Untersuchung. Nur wenige Bücher lagen zerstreut umher, aber in langen Bündeln glänzten und gleißten die Dokumente, siegelbehangene Urkunden, ganze Pergamentfascikel .... ein Archivrat wäre füglich in Ohnmacht gefallen! Ich hatte einen Teil des Haus- und Familienarchivs der Madruzzen vor mir samt den Protokollen der Schloßhauptleute und Rentamtmänner, den Statuten des Territoriums u. s. w.

Schaben, Käfer, Mäuse, Ratten und anderes Volk hatten ihre Schuldigkeit gethan. „Höh ... höhh!“ rief der Schloßbauer, da er einen Griff hineinthat und eine Handvoll in Schnipfel und Fetzen zernagter Papiere hervorzog, die auseinanderfielen wie Staub, „si potrebbe far una bella polenta di queste cartaccie!“ (Man könnte eine schöne Polenta backen aus diesem Geschnipfel.)

Der Gnom mit den Schlüsseln wollte sogleich wieder schließen. Ich aber bemerkte ihm, daß man diese roba nicht bloß ansehen könne wie die Thiere einer Menagerie, und um sein Gemüt zu sänftigen, hieß ich Stefanus den Getreuen zu Thale steigen nach Calavin und einen gewaltigen Steinkrug roten Weines samt einem Laib Brot beischaffen. Unter diesen Verhältnissen konnte die Sitzung fortgesetzt werden.

Der Gnom aber war argwöhnisch geworden und that seine Hüterpflicht mit rühmenswerter Treue, und wie ich einmal den Heiratsvertrag Herrn Ludwigs von Madruzz mit der ehrsamen Jungfrau Helena von Lamberg in die Fensternische gelegt, statt in den Schrank zurück, da sprang er bei wie ein Teufel, sprach „scusi signore!“ und legte das Dokument schleunigst an seinen Bewahrort.

Es waren bunte Bilder vergangener Zeit in diesen Urkunden.

Ein riesiges Kopialbuch auf Pergament, in der langgedehnten Mönchsschrift begonnen, später lesbarer fortgesetzt, enthielt die Abschrift sämtlicher Urkunden über den Erwerb der unzähligen Liegenschaften, die das Territorium der Madruzzen bildeten, über Bau

und Restauration des Schlosses u. s. w.; es mag gegen tausend Seiten enthalten. Eine Masse Notariatsakte gaben Aufschluß über Eheverträge, Testamente und Inventarbestände im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. Gerichtliche Akten, von Abwandlung der Forst- und Waldfrevel an bis zu schweren Kriminalprozessen, fanden sich in Hülle und Fülle; auch etliche Privatkorrespondenzen des Kardinals Christoph Madruzz mit Fürsten und Herren seiner Epoche . . . es kam fast eine Versuchung über mich, ein Originalschreiben eines Herzogs Wilhelm in Baiern, Pfalzgraf bei Rhein, an seine Eminenz zu entführen, Einladung zu einer Besprechung in Innsbruck betreffend, da er „propter morbi et medicorum vexationes“ ihn nicht in Trident besuchen könne; der eigenhändige Namenszug und das große Siegel mit dem Löwen und den weißblauen Rautenfeldern war gar zu verlockend, es als Wahrzeichen einsamer Alpenstudien mitzunehmen gen Heidelberg am Neckar, wo dieselben Wappenschilder noch so mannigfach über epheubewachsenen Schloßportalen prangen.

Aber es bedurfte des Blicks auf den hütenden Gnomen nicht, um mir zu sagen, daß ich hier kein

Recht hatte, dem Zahne der Ratten etwas zu entreißen.

Die Kommission schien auch über diesen Schrank nähere Aufklärung zu verlangen. Da versammelte ich die drei Männer am Tisch um den Weinkrug .... es war ein seltsames Bild, wie solches bei wenig archivalischen Unternehmungen sich wiederholen wird: der Schloßbauer, auf eine alte Sense gelehnt, der Gnom mit dem schauerlichen Schlüsselbund, Stefanus der Sklav mit broterfüllten, kauenden Backentaschen ... und ich griff das Protokollbuch des ehrenwerten Schloßhauptmanns Scratimperger und sprach: „Jtzt gebt acht, wie es zu Zeiten der großen Principi Madruzz zuging," — und las ihnen vor, wie des Fürstbischofs germanischer Vogt einst die Frevel seiner welschen Bauern gethätigt; wegen Fällung eines Bäumleins im Schloßpark so viel Gulden, wegen Fischen in der Sarca so viel, wegen Laub- und Streusammeln so viel, und wenn ein bekannter Name auf der Liste der Frevler erschien, ein Pison oder Naneto von Madruzz oder ein So und So von Calavin, da lachten die drei Männer laut auf und freuten sich der Sünden und Bußen ihrer Ahnherren mit einstimmigem „höh ...

höhh!“ „Und jetzt wollen wir darauf anstoßen, daß die Zeiten des Signor Scratimperger vorbei sind!“ fuhr ich fort, und sie hatten ihre Gläser gefüllt und tranken sie aus; Stefanus aber meinte mit pfiffigem Gesicht, wenn es hier oben auch aus und vorbei sei, so könne ein Biedermann, dem eine „disgrazia della fortuna“ zu teil werde, drunten in Vezzano doch immer noch was Ähnliches abkriegen. In Vezzano ist das Bezirksamt.

Die Sonne war untergegangen, Lichter keine in des Schloßbauers Besitz. Da stand ich im Dämmerschein prüfend vor dem Madruzzenschrank und sprach zu mir selber: Sollst du dich nicht etliche Wochen ganz still hieher setzen und in Gegenwart dieser Ehrenmänner, oder auch ohne sie, excerpieren bis die Finger ermüden, um sodann vor die „keines Überfalls gewärtige“ Welt zu treten und die Madruzzen urkundlich belegt und mit diplomatischer Genauigkeit vorzuführen?

Aber ich gedachte der vielen Folianten im ersten Schrank und der Befriedigung, mit der ich sie wieder an ihren Platz gestellt, und gedachte an das, was im Gebiet des Geistes bleibend, und das, was vorüber=

gehend und Schwindel ist, und gedachte, wie bereits mehr gedruckte alte Urkunden in der deutschen Welt sind als Augen, um sie zu lesen, und ich rief: „Unentdecktes Archiv von Madruzz, ich will an dir kein Kolumbus werden!“ und winkte dem Gnomen, daß er den Schrank schließe. Die Kommission verzog sich mittelst derselben Hühnerleiter, auf der sie hereingestiegen. Aber ein Aktenstück hatte ich doch fortgenommen und dem Gnomen übergeben, daß er bei seinem Patron anfrage, ob ich's nicht des nähern studieren könne. Die Protokolle des tridentinischen Prätors Horatius Sacratus und seines Schreibers Melchior de Ricciis über die Ermordung des Grafen Joseph Terlago am 28. Juli 1572 sollten mir die Gelegenheit verschaffen, ein Stück welschen Banditenwesens im Stil des sechzehnten Jahrhunderts aktenmäßig kennen zu lernen.

Aber wiewohl ich später am Abhang der unheimlich wilden Gebirgsmassen zwischen dem Val di Non und dem Sarcathal auch den Schauplatz dieser cause célèbre, den Flecken Terlago, in dessen stattlichem Schlosse noch heute das alte Grafengeschlecht seßhaft ist, durch Augenschein rekognoscierte und wiewohl die

halb in lateinischer, halb in italienischer Sprache abgefaßten Protokolle außer dem Hauptmissethäter Leonardo Columbino, zugenannt „il pericoloso“, noch allerhand „homines mascherati cum gladiis et archebusis“ und anderweit interessante „Gestalten“ und Zustände aufwiesen, so verspreche ich doch feierlich, auch hierüber nichts zu publizieren. Die deutsche gelehrte Welt wird mir hoffentlich für meine Entschlüsse erkenntlich sein.

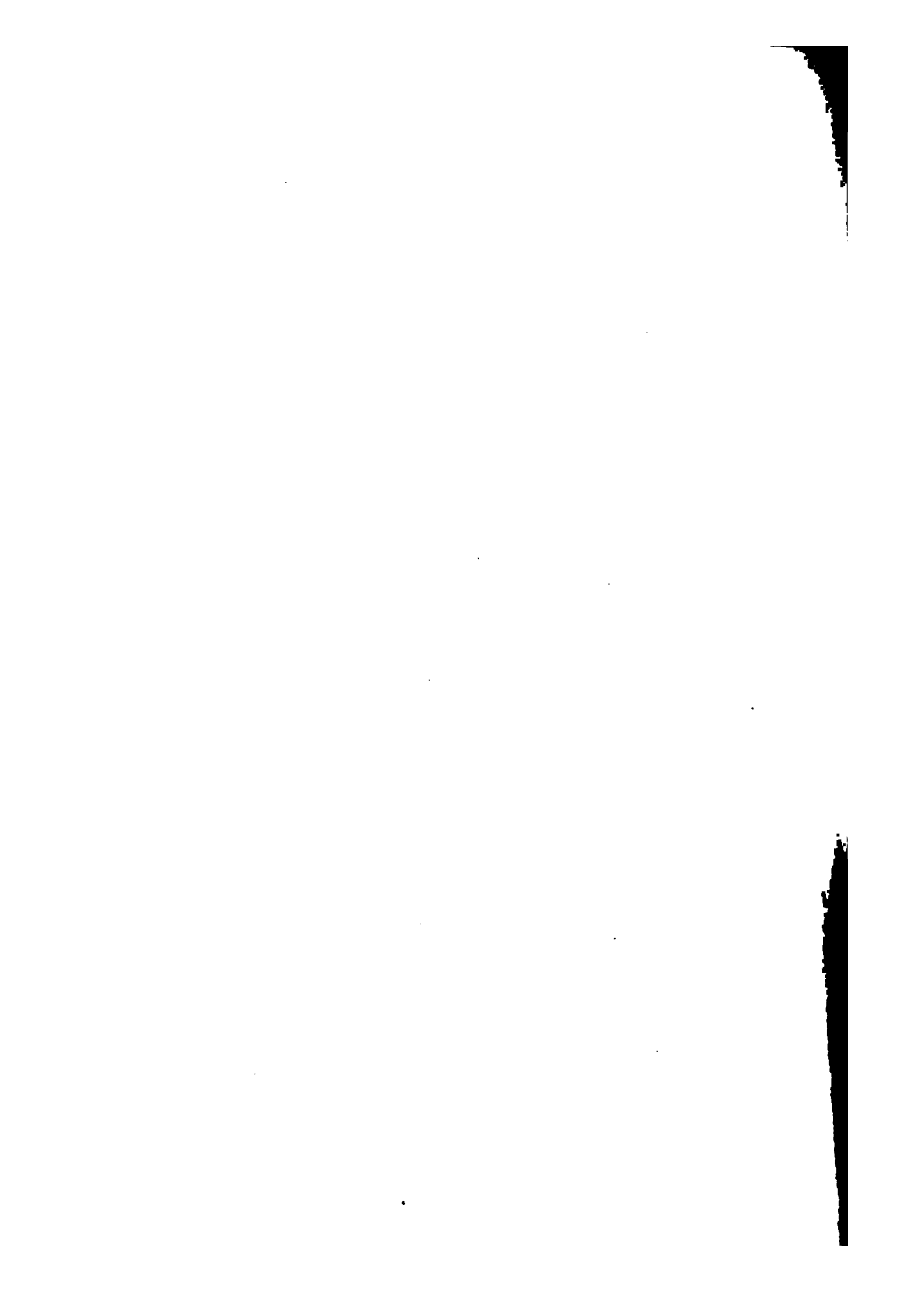


Ein Gang zur großen Kartause

in den

Alpen der Dauphiné.

(1857.)



er sich in den letzten Maitagen des Jahres 1856 zu Lyon befand, hat traurige Dinge zu erleben gehabt.

Die beiden Flüsse Saone und Rhone waren fürchterlich angewachsen, ganze Quartiere standen unter Wasser, die Rhone überschritt ihr linkes Ufer und demolierte ganze Straßen der Vorstädte les Brotteaux und la Guillotière, Menschenleben gingen zu Grunde, Stadt und Land waren im Notstand, der Kaiser selbst kam unerwartet von Paris herüber und durchritt die überschwemmten Straßen, um Augenschein von dem Elend zu nehmen.

In dieser Zeit allgemeiner Katastrophe ward manches Reisenden Plan durch die Macht der Umstände durchkreuzt; jede Verbindung mit dem Süden war abgeschnitten, die ausgetretenen Gewässer hatten die Eisenbahn du Midi zerstört, die Dampfschiffahrt auf der

Rhone war unmöglich, Diligencen standen keine zur Verfügung. Nur die Wege ostwärts nach den Alpen, wo die breite Heerstraße nach Turin hinüberführt, waren zum Teil noch praktikabel.

Um den trüben Bildern dieser Tage, wo der Mensch vergeblich wider die Macht der Elemente rang, zu entgehen, entschloß ich mich mit zwei getreuen Reisegefährten zu einem Ausflug in die von Touristen und Bergfahrern sehr wenig besuchten und gekannten Alpen der Dauphiné, dem ich eine Reihe der eigentümlichsten, für immer in der Erinnerung haftenden Eindrücke zu verdanken habe.

Eine zehnstündige Diligencefahrt führte uns durch die weite fruchtbare Ebene des linken Rhoneufers von Lyon dem Gebirge entgegen.

Schon vom Observatorium bei der Kirche Fourvières in Lyon hatte ich sehnsüchtig nach den fernen Alpen geschaut, namentlich nach einigen schneebedeckten Häuptern direkt östlich von jenem Standpunkt. Diese hoben sich jetzt, je länger die Fahrt auf luftiger Imperiale dauerte, immer deutlicher vor den Blicken, und trotz der Nachlässigkeit unseres Kondukteurs, der sich in Lyon einen jener wohlfeilen „Eisenbahnbibliothek-

romane“, wie sie in allen französischen Bahnhofrestaurationen in reichlicher Fülle aufliegen, für einen Frank gekauft hatte und vorzog, den Katastrophen zu folgen, die Graf Raousset-Boulbon, der Abenteurer von Sonora und Verfasser der „Konversion“, seiner Phantasie vorführte, anstatt auf Rosse und Wagen acht zu haben, kamen wir glücklich in Voreppe an.

Voreppe ist ein freundliches Gebirgsnest, überragt von hohen Gipfeln, deren einer, der pic de Chalais, in seinen Abhängen das Dominikaner-Klösterlein Notre Dame de Chalais birgt, das der Pater Lacordaire dort in luftiger Höhe gegründet.

Ein über mächtige Steinblöcke hinschäumender Bach mit einer alten Brücke, zur Rechten auf einer Felsterrasse das stattliche Pfarrhaus, dessen Garten im reichsten Blumenschmuck prangte, unweit davon der Kirchturm, aus den Cypressen und Pappeln des Kirchhofs herüberschauend, — gewährten ein anmutiges Landschaftsbild. In Voreppe verließen wir den Eilwagen und gingen noch in kühler Abendstunde durch ein Seitenthal nach dem Alpenstädtchen Saint Laurent du pont unweit der savoyischen Grenze.

Ich war angenehm überrascht, in diesen franzö-

sischen Alpen dieselben Bergformen, dieselbe Vegetation, denselben Charakter vorzufinden wie an den südlichen Abhängen des Sankt Gotthard und am Comer See: langgestreckte Kalkwände, von weichem, sammtartigem Grün überwachsen, reicher Pflanzen- und Baumwuchs, keine langweilig eintönigen Tannenwälder, frisch rauschende, kühn überbrückte Gebirgsströme, Fernsichten in das überschwemmte Thal der Isère, genannt la vallée de Graisivaudan, als Staffage patrouillierende Douaniers, die die Grenze nach Savoyen gegen den reichlich getriebenen Schmuggel behüten — über allem aber eine würzig balsamische Alpenluft — das waren die unerwarteten Eindrücke des abendlichen Ganges nach Saint Laurent.

Ein gutes Gebirgswirtshaus nahm uns dort auf und spendete köstliche Forellen, savoyische Berghasen und gute Betten. Andern Morgens in dämmernder Frühe stand ein Führer bereit und wir zogen in die Alpenwildnis ein, die nach der Grande Chartreuse führt. Dieser Weg, dem tobenden Wildbach Guiers-mort entlang, gehört zu dem Großartigsten, was ich auf vielfachen Alpenwanderungen gesehen, und kann sich an landschaftlicher Schönheit mit der Via mala und den Simplonpfaden messen.

Furchtbar einsam und wild ist's gleich anfangs bei einem Punkt, Les Fourvoiries genannt: ein rauchschwarzer Eisenhammer mit tief in den Mauern liegenden vergitterten Fenstern steht finster zur Rechten eines Wildbachs, aus dessen brausenden Fällen feuchter Duft zu den hundertjährigen Buchen und Tannen emporsprüht; eine aus einem einzigen Bogen bestehende Brücke spannt sich keck darüber, auf beiden Seiten steigen gewaltige senkrechte Felsen empor, ein alter Thorturm, über dessen Portal in Stein gehauen ein Kreuz auf der Erdkugel fußt, sperrt die schmale in Fels gehauene Straße.

Stat crux dum volvitur orbis! steht an diesem Eingang geschrieben, den ehemals ein Klosterwächter besetzt hielt . . . es ist die „entrée du désert," der Weg zur Wildnis . . . Wer hinaufsteigt, um oben in der Kartause als Büßer sein bleibend Quartier zu nehmen, mag zum letztenmal hier halten und der Welt hinter ihm Valet winken; jenseits dieses Thores beginnt die Wüste, und irgend ein Tourist oder einer der Landschaftsmaler, von deren Anwesenheit hierorts mannigfache von der Palette abgestrichene und am Fels vertrocknete Farbenreste Zeugnis geben, hat darum mit

Bleistift die Dantesche Inschrift des Höllenthores: per me si va nella città dolente u. s. w. an die Mauer angemerkt.

Weiter oben fällt dem Wandersmann ein Wasserfall in die Augen, der durch darüber gestürzte Felsen überbrückt ist, ähnlich dem Golinger im Salzburgischen . . . dann da, wo die Straße auf einer Reihe von kühn gewölbten mittelalterlichen Mauerbogen längs des Abgrundes hinzieht, der wie eine Nadel senkrecht und isoliert aufsteigende rocher de l'Oeillette und die malerischen Reste einer alten Befestigung, — alles von üppigen, riesenhaften Buchen, Tannen, Platanen überschattet und allerhand Buschwerk und Schlinggewächs, wilden Rosen und Cytisus umrankt — eine Vegetation, reich und kräftig wie in den amerikanischen Wäldern. Eines Landschafters Gemüt müßte hier warm werden und sich Wochen und Monate wünschen, um mit Malkasten und Leinwand hier zu arbeiten; es möchte wohl ein flottes Bild werden, dieser bergan sich windende Felspfad auf seinen Brückenbogen, mit dem querdurchschneidenden zinnengekrönten Mauerthor und der einsam aufsteigenden spitzen Felspyramide . . . auf der sonnenbeleuchteten gelblichten Bergwand im Hintergrund hebt

sich das dunkle Gemäuer des kleinen Befestigungswerks pittoresk ab, vorn im Halbschatten, von einzelnen Streiflichtern der Morgensonne durchblitzt, das saftige Waldesgrün und die Tiefen des Abgrunds und als Staffage etwa ein Trupp calvinistischer Reitersmänner, so wie sie im Jahr 1562 unter des Barons Des Adrets Führung wider das Kloster ritten, oder die Kommissäre des Jahres 1792 in der trikoloren Schärpe, wie sie mit ihren Sansculotten die Ordensmänner gefangen aus der Einsamkeit abführen.

Nach dreistündigem Marsch führte unser enger Pfad in ein weites Wiesenthal; graue, seltsam geformte, ineinandergebaute Schieferdächer wurden zwischen den Bäumen sichtbar, lange Gebäude, Umfassungsmauern mit vorspringenden Ecktürmen, der Turm einer Kirche, eine Reihe einzelner wie Soldaten in Reih und Glied stehender Zellenhäuslein . . . eine seltsam fremdartige Ansiedlung.

Wir standen vor dem Thore der grande Chartreuse, der großen Kartause, der Wiege des strengen, stillen Kartäuser-Ordens, darin jetzt noch über vierzig Ordensmänner in unwandelbarem Schweigen der Betrachtung göttlicher Dinge ein asketisches Leben

weihen. — Eine einsamere Wildnis war auch schwer auszusuchen, um von der Welt ungestört ein Asyl der Kontemplation zu gründen. Von allen Seiten ragen senkrecht die noch von vielem Schnee umhüllten Alpenwände empor, reicher, gewaltiger Wald umschließt das Kloster und zieht sich weit bis in die Berghöhen empor ... und alles schweigt, nur die Nachtigall in den Linden des Vorhofs ist noch kein Kartäuser worden und singt lustig und klagend ihr schmelzendes Lied.

Man muß sich unbefangen in das Mittelalter mit seinen wild tobenden Leidenschaften und seinen friedebedürftigen Gemütern, in jene Welt voll Scholastik, Parteizank und Schisma zurückdenken, um die Motive zu verstehen, die einen Mann der damaligen Kultur, wie Sankt Bruno, aus dem Strom der Weltlichkeit heraus in die Einsamkeit stießen. Er war ein echter Sohn seiner Zeit, dieser Bruno Hartenfaust aus Köln, dessen Name, wie einer seiner modernen Lebensbeschreiber sagt, eine sehr wenig romantische Physiognomie zu tragen scheint . . . ein germanisches Gemüt, das in die Tiefen der Wissenschaft eintaucht, um seinen Gott darin zu finden und festzuhalten, das dann in den Wirren und Kämpfen des Lebens von Enttäuschung

zu Enttäuschung vorwärts gejagt wird und sich schließlich, abgehetzt und verbittert, ganz auf sich selbst und die stärkende Kraft einsamer Natur und einsamen Denkens zurückzieht, um aus ihr wenigstens ein Stück des verlorenen Friedens wieder zu gewinnen.

In jener unruhigen, von Schwertschlag wie von scholastischer Klopffechterei widerhallenden Zeit des elften Jahrhunderts verlief auch der geistlichen Männer Leben nicht so glatt und friedlich wie heutzutage. Ein wohlerzogener Sohn der Kirche, hatte der junge Bruno sein Trivium und Quadruvium durchlaufen, an den Klosterschulen zu Sankt Kunibert in Köln, zu Rheims und bei dem wegen verdächtiger Doktrin später so sehr verfolgten Berengarius von Tours; er hatte in den damaligen Wissenschaften und selbst in dem, was man damals Poesie nannte, seine Erfolge aufzuweisen; er hatte unter großem Zulauf in Stadt und Land gepredigt und der Ruf seiner Tüchtigkeit veranlaßte den Bischof Gervasius von Rheims, den ehemaligen Zögling der dortigen Anstalt als Kanonikus und „Moderator" der Stadt- und Diözesanschulen an sein Stift zu berufen.

Aber daß die weltliche Herrschaft der Hierarchie, um sich zu behaupten, noch andere Künste und Mittel

im Schwung führt, als die der apostolischen Zeit, — darüber stund ihm noch bevor, seine bittern Erfahrungen zu machen. Manasses II. hatte durch List und Simonie den erzbischöflichen Stuhl zu usurpieren gewußt; der junge Kanonikus im Eifer eines noch nicht ergrauten Praktikers, der das Schweigen bereits gelernt hat, hielt es für Gewissenssache, seinem Prälaten entgegenzutreten, und erschien auf dem Konzil von Autun mit zwei andern Stiftsgeistlichen als sein Ankläger.

Manasses, der sich wohl gehütet, sich zu stellen, ward seines Amtes suspendiert, aber als seine Ankläger nach Rheims zurückkehren wollten, fanden sie ihre Häuser der Erde gleich gemacht, ihr Hab und Gut geplündert, ihre Präbenden verkauft — das war des Erzbischofs Antwort auf die Klage, und wenn der geistliche Kampf des Kapitels mit seinem Oberherrn nach vielfachen Episoden und schließlich damit endete, daß dieser, abgesetzt und verbannt, landflüchtig werden mußte und im Elend verkam, so blieben derlei praktische Lebensstudien doch auch für die Sieger nicht ohne nachhaltigen Eindruck. Sankt Bruno wenigstens begann seit jener Zeit tiefe Meditationen über die Eitelkeit aller weltlichen Dinge. . . .

Es war im Jahr 1084, wie die Legende berichtet, da kam über Hugo, den Bischof von Grenoble, ein wunderbar Traumgesicht, das ihn aus seiner Bischofsstadt entrückte in die Wildnis des Gebirgs Chartreuse Dort in der felsstarren, schneebedeckten Einöde vermeinte er einen prachtvollen Tempel zu erschauen, und sieben Sterne zogen am Himmel auf und hielten über den Kuppeln des Gotteshauses und strahlten in geheimnisvollem Schimmer darauf nieder. Des andern Tages erschienen sieben Pilgersmänner vor dem Bischof, warfen sich ihm zu Füßen und sprachen: Nehmt Ihr uns in Eure Arme auf und führt uns an den Ort der Zurückgezogenheit, dem unser Herz sich entgegensehnt.

Es waren Lauduin von Toscana, Stefan von Bourg und Stefan von Die, ehedem Canonici zu Valence, Hugo der Kaplan, Andreas und Warin die Laienbrüder, an ihrer Spitze aber Bruno Hartenfaust, der Kölner, müde des Skandals und der Verderbtheit des Jahrhunderts. . . .

Und der Bischof von Grenoble geleitete die Pilger selber in die weltabgeschiedene Höhe seiner Alpen; die Axt klang oben im Tannwald, Holzhütten erhoben sich

um einen dem Fels entspringenden Quell, eine Höhlung im Berg ward zum ersten Ort des Gebets geweiht. . . . Der Grund zur Kartause war gelegt und bald weiteten sich die Blockhäuser dieser asketischen Pioniere der Alpenwälder zu klösterlicher Ansiedlung, die durch die Strenge ihrer Ordensvorschrift schnell einen Ruf in der Christenheit gewann.

Es ist ein eigen Verhängnis im Lebensroman des Stifters der Chartreuse, daß ihm auch hier nicht vergönnt blieb, die Freuden der Einsamkeit bis zu seinem Ende durchzukosten. Denn kaum waren vier Jahre verflossen, daß das einsiedlerische Häuflein sich in diesem Revier der Steinadler und Lämmergeier festgesetzt, so bestieg ein ehemaliger Schüler und späterer Kollega Brunos aus dem Rheimser Domkapitel als Urban II. den päpstlichen Stuhl.

Schisma zerriß die Christenheit, Gegenpäpste erhoben sich, er fühlte das Bedürfnis, treue Parteigänger um sich zu scharen, und gedachte „der harten Faust“, die unverwendet im Dienst der streitbaren Kirche in unzugänglicher Alpenwildnis Ruhe hielt. Ein Bote erschien in den Bergen der Chartreuse und brachte dem Stifter der geistlichen Ansiedlung den gemessenen

Befehl des Oberhaupts der Christenheit, sich unverzüglich nach Rom zu begeben.

Es mag ein bewegter Abschied gewesen sein, da Sankt Bruno, die stella deserti, wie ihn seine Schüler nannten, wiederum hinabstieg durch die Engpässe der Berge, die ihn für immer von der Welt trennen sollten.

Und schwere Arbeit wartete dort seiner; es galt, die normannischen Eroberer Apuliens und Kalabriens an den päpstlichen Stuhl zu fesseln . . . am üppig chevaleresken Hof des Herzogs Roger, auf einer von Griechen, Sarazenen und normannischen Abenteurern bunt durchschüttelten politischen Schaubühne finden wir unsern Alpeneinsiedler wieder . . . vorgeschlagen zum Erzbischof von Reggio, — als Stifter des Klosters La Torre in Kalabrien, — als päpstlichen Delegaten auf verschiedenen Konzilien, — im normannischen Feldlager vor dem von den Griechen verteidigten Capua — und endlich, an einem Herbstsonntag des Jahres 1101 in seinem süditalischen Rückzugsort San Stefano del Bosco sein vielbewegtes, streitbares Leben beschließend. . . .

Nachdem wir mit der schweren ehernen Klinke ans Thor um Einlaß geklopft, that sich der Eingang der unheimlich schweigenden Klosterhallen auf, ein dienender

Bruder in brauner Kutte erschien und geleitete uns in das dem Empfang der Pilgersmänner bestimmte Hospitium.

Die Fremden werden, nach der alten kirchlichen Provinzialeinteilung, je nach ihrer Nation in verschiedenen Sälen empfangen, z. B. Burgunder und Aquitanier u. s. w. Da sich deutsche Wanderer so selten in diese Höhe verlieren, ist für sie nicht besonders vorgesehen, und wir wurden in den Saal der Franzosen geführt, nach ehrwürdig alter Klostergastfreundschaft sofort ein Feuer im Kamin angezündet und ein wärmend feiner Likör zum Willkomm dargebracht.

Nach Ruhe und Ausrastung der müden Glieder erschien der père Gérésime, dem die Sorge der Fremden obliegt, und brachte in einer verschlossenen Holzkiste, so wie sie jedem Ordensbruder mittäglich zum Schiebfenster seiner Zelle hineingereicht wird, unser Mittagsmahl: ein reichlich klösterliches dîner maigre von Fischen, Mehlspeisen, Eiern, köstlichen Südfrüchten und gutem Wein.

Inzwischen zogen schwere Regenwolken über die Berge, die Nebel wallten und spielten um die vergitterten Fenster; — für uns Weltkinder, die seither nach

genommener Mahlzeit in einem menschendurchwimmelten, gasflammenerleuchteten Café am Rhonequai zu Lyon zu sitzen pflegten, war's ein düsterer Eindruck, jetzt im feuchten Klostersaal die Füße ans Kaminfeuer zu strecken und das einförmige Plätschern der Springbrunnen im Hofe zu belauschen, das vom Schall dumpf auf die Dächer niederschlagender Regentropfen melancholisch unterbrochen ward.

Der freundliche Kartäuser bot uns von freien Stücken Nachtquartier im Kloster an und lud uns zu einem Rundgang durch die weiten Gebäude ein.

Die Klosterkirche hat über dem Eingang zum Chor eine schöne Gruppe einer Pietà; — an den Wänden eines Korridors, der zum Kapitelsaal führt, waren die Baurisse und Abbildungen sämtlicher Kartausen der Christenheit zu sehen. Der père Gérésime, der aus unserer Sprache die Heimat erriet, zeigte, daß auch Deutschland mit einer Kartause versehen sei, denn unter der Rubrik Germania fand sich „Ittingen in pago Thurgow“ konterfeit; aber wir bedauerten, ihm die Auskunft erteilen zu müssen, daß der Kanton Thurgau seit einiger Zeit aufgehört habe, einen Bestandteil des heiligen römischen Reichs deutscher Nation auszumachen,

und daß nach der Behandlung, die den übrigen Klöstern im Land Helvetien neuerdings zu teil geworden, wohl kaum anzunehmen sei, daß die Kartause Ittingen sich noch im geistlichen Stand befinde.

Der Kapitelsaal, in welchem sich von Zeit zu Zeit die Superioren sämtlicher Klöster des Ordens zu Beratung gemeinsamer Angelegenheiten einfinden, enthält eine bedeutende Statue des heiligen Bruno von der kunstreichen Hand Foyatiers, dessen Spartacus wir schon im Museum zu Lyon gesehen; — um die Wände reihen sich die Porträts der fünfzig ersten Ordensgenerale, eine Sammlung von Köpfen, bei deren scharfem Ausdruck ein Physiognomiker viel lehrreiche Betrachtungen über die Umprägung des menschlichen Antlitzes durch fortgesetzte Askese anstellen könnte.

Der Hauptschmuck des Saales aber sind die Kopien von Eustach Le Sueurs berühmten Bildern aus dem Leben des heiligen Bruno, deren Originalien in Paris prangen.

Er hatte sich's nicht gedacht, der Meister Eustach, Simon Vouets farbengewandter Schüler, da er unter den Mauern der Kartause von Paris den Degen zog, um mit einem übermütigen Edelmann einen Waffengang

zu thun, daß er selber ein Kartäuser werden und seinen Pinsel fortan zur Verherrlichung des Ordensstifters führen werde . . . aber auch die Kunst hat ihre gewiesenen Wege zur Einsamkeit und Askesis.

Vom Kapitelsaal geht's in den großen Kreuzgang, in welchen die Zellen der Mönche ausmünden; diese Zellen befinden sich nicht im Zusammenhang eines großen Gebäudes, sondern eine jede ist ein selbständiger Anbau, ein Häuslein für sich, enthaltend zwei Gelasse, darin ein Raum zum Gebet und ein Studierzimmer abgeteilt sind; im untern Stockwerk aber, das ein kleiner Garten umgiebt, eine Werkstatt, um durch die Anstrengungen der Handarbeit die schädlichen Folgen sitzender Lebensart fern zu halten. Eine Nische in der Mauer des Kreuzgangs bezeichnet den Platz, darin den Ordensbrüdern ihre magere Mahlzeit deponiert wird; über der Thüre ist ein lateinischer Spruch aus der Bibel oder den Kirchenvätern angeschrieben.

Dröhnend hallten unsere Schritte durch den schweigenerfüllten Gang, aus dessen Mitte wir in den Kirchhof hinabschauten — der tägliche Anblick der Ordensmänner, wenn sie zur Kirche gehen. Ungeschmückte Grabhügel decken ihre sterblichen Reste, nur

die Gräber der Ordensgenerale sind mit einfachen Steinkreuzen in Form eines zusammengefügten Baumstamms geschmückt.

Die Kapelle der Toten, die Kapelle Ludwigs XIII., das Refektorium, das an den Sonntagen die Brüder zu gemeinsam schweigendem Mahle vereinigt, die Bibliothek und noch manches andere wurde uns gezeigt.

Ein abendlicher Gang führte uns wieder aus dem beengenden Klosterbann hinaus in die wundervoll grünenden Wälder der Umgebung mit ihren Steinbrüchen, Wasserleitungen, Teichen, schattigen Zickzackwegen . . . zu der in abgeschiedener Waldeinsamkeit gelegenen Kapelle Notre-dame de Casalibus und dem auf tannumschattetem steilem Felsen gebauten Kirchlein des heiligen Bruno, dem Ort, wohin er sich, wenn es ihm beim Bau der Kartause unter seinen sechs einsiedlerischen Gefährten noch nicht einsam genug war, zurückzuziehen und beim Gemurmel einer nahen Quelle dem Gebet obzuliegen pflegte.

Über die Freskomalereien im Innern des Kirchleins sei in diesem Bericht ein streng kartäusisches Schweigen beobachtet. Aber ein lebendes Bild von eigentümlicher Wirkung mag es sein, wenn die sämt-

lichen Ordensbrüder, wie es im Sommer etlichemal zu geschehen pflegt, in ihren wallenden weißen Gewändern paarweise den Fußsteig heraufgewandelt kommen, um ihrem Stifter eine Messe zu halten — ein langer, schweigender Zug durch den grünen Wald.

Der Laienbruder hatte uns die Abschrift eines Gedichtes gegeben, das Herr von Lamartine einst hier oben improvisiert. Ich bin sonst kein schwärmender Verehrer jener auf hohem Kothurn schreitenden melancholischen Muse, aber hier war sie dem Ernst und der rührend gewaltigen Natur des Orts homogen.

. . . paisibles habitants de ces saintes retraites,
Comme au pied de ces monts, où priait Israel,
Dans le calme des nuits, des hauteurs où vous êtes,
N'entendez-vous donc rien du ciel?

Ne voyez-vous jamais les divines phalanges
Sur vos dômes sacrés descendre et se percher?
N'entendez-vous jamais des doux concerts des Anges
Retentir l'écho du rocher?

— Die Frage klang so einfach und natürlich, wenn das Auge sich emporwandte zu den hoch über dem schweigenden Wald in den Äther ragenden Alpen-

kuppen, daß ich selber, trotz der schlimmen philosophischen Impfung, die ein deutscher Organismus in seiner Jugend zu erdulden hat, nicht darüber erstaunt wäre, wenn ich auf den felsigen Wänden ob meinem Haupt die himmlischen Heerscharen auf- und niedersteigend erschaut und den verklingenden Wiederhall ihrer Gesänge vernommen hätte ... Ein reichliches Klostermahl versammelte uns in später Abendstunde wieder um das Kamin des Fremdensaales. Ein feiner piemontesischer Offizier leistete uns Gesellschaft; er war herübergereist, um einem Verwandten, der ins Kloster eintreten wollte, das letzte Geleit zu geben, und deutete uns dessen Geschichte an: das Schicksal hatte es jenem zur Zeit jüngsten Novizen des Klosters gefügt, daß er einem Freund und Waffengefährten erst gegründete Ursache gab, an der Treue seiner Frau zu zweifeln, und ihn sodann im Zweikampf tötete ... allerdings Grund genug, um reuig und schweigend sich für den Lebensrest ins Mönchgewand zu hüllen.

Der leichte weltmännische Ton unseres Erzählers, dessen Wachstuchregenmantel, Firnißstiefel und elegante Handschuhe in scharfem Kontrast zu den Kutten und Sandalen unserer geistlichen Quartiergeber standen, ver-

setzte uns aus der Klosterstille hinüber in das frivole Treiben der modernen Salons . . das graziöse Liedchen „la donna è mobile“, das aus irgend einer Verdischen Oper dem Turiner Kavalier bis hieher gefolgt war und das er unaufhörlich trällerte, klang wie ein Sirenenton an der Stätte des ewigen Schweigens, von der sich übrigens unser piemontesischer Gefährte auch sehnlichst hinüberwünschte zu den Sängerinnen, Tänzerinnen und schönen Frauen seiner Hauptstadt.

Zum Nachtlager wurde jedem von uns eine Zelle angewiesen: vier kahle weiße Wände, ein rauhes Bett, ein Betpult mit Kruzifix und kleinem Schrank — und alles in strengem Schweigen, das war das Nachtquartier der grande Chartreuse.

Um Mitternacht aber tönte die Glocke, der père Gérésime erschien, uns zu wecken; wir wurden in die Emporkirche geführt, dem nächtlichen Gottesdienste beizuwohnen. In schwarzer Finsternis lag alles, nur ein leiser Schein der ewigen Lampe fiel auf die Marmorgruppe der Pietà, und eine Bewegung im Chor meldete die Anwesenheit der Ordensmänner. Dann hörte man eine rauhe Hand dreimal auf die Bank vor den Stühlen klopfen — und ein strenger, schauerlicher Ge=

sang hub in dem finstern Chor an, als wäre die Unterwelt aufgethan und die Toten redeten von den Dingen der Vorzeit. Dann wurden die Laternen angezündet, und man sah die weißen Kutten, von der Kapuze das Haupt verhüllt, in ihren Chorstühlen sitzen und aus den großen Psalmbüchern ihre mitternächtlichen Antiphonien beginnen. Meist war es einer, der vorsang, die andern fielen im Chor ein; oft unterbrach ein viele Minuten andauerndes schreckliches Schweigen den Gesang, die Lichter erlöschten, Finsternis des Grabes und Todes deckte die Kirche, bis wieder eine klagende Stimme, wie die eines Rufers aus der Wüste, die Liturgie fortsetzte.

Es war ein gräßlich ernster, gespenstiger Eindruck; die ewige Lampe warf ihre Schatten an die weiße Wand der Emporkirche und zeichnete oft in fratzenhafter Vergrößerung die Silhouette einer Mönchskapuze oder die Gestalt eines Fortwandelnden, der das Kreuz schlug.

Wir blieben über eine Stunde, dann suchten wir, fast geängstigt und gequält von dieser Mitternachtfeier, mit leisem Schritt unsere Zellen; noch lange schallte das monotone Psalmodieren der weißen Kutten durch die stillen Klostergänge und scheuchte den Schlaf.

In wachenden Traumbildern zogen die Eindrücke der letzten Tage an mir vorüber; vorgestern noch im Getümmel von Lyon, oben in der Bergstadt croix rousse, wo das Sausen und Hämmern der Webstühle aus allen Fenstern schallt, wo eine Bevölkerung von 40,000 Arbeitern ihre Lohn- und Frondienste thut und mit freudlosem Antlitz die prächtigen Seidenstoffe für Frankreichs elegante Damen schafft . . . und heute — in einer einsamen Klosterzelle unter büßenden, schweigenden Anachoreten, die nichts mehr wissen von dem, was draußen die Gemüter bewegt, nichts von der Organisation der Arbeit und der sozialen Frage, von deren Lösung vielleicht um diese Stunde der Weber von Lyon träumt, — nichts vom Kampf um Sebastopol, davon der heimgekehrte Zuave beim petit verre in einem Café jetzt vielleicht Wunderdinge erzählt, — nichts vom rauschenden Faltenwurf der Krinoliněröcke und nichts von der neuen Gottheit des Tages, genannt credit mobilier . . .

Aber ob sie so unrecht haben, die Männer der grande Chartreuse, über deren Zellen geschrieben steht: in silentio et spe erit fortitudo vestra? . . .

Ich gedachte der Kulturmenschen draußen in ihrem

Ameisengewimmel, in ihrem vielgeschäftigen Nichsthun, in ihrem Abzappeln und Ringen um den Schaum von Seifenblasen, und gedachte der Anstalten des unfreiwilligen Schweigens, welche die Gesellschaft von heute baut und bauen muß, um fortbestehen zu können — jener hochumwallten, eisenvergitterten, unheimlichen Zwingburgen, die man Zellengefängnisse heißt — und ich wandte mein Haupt auf dem harten Holzschragen des Lagers und murmelte, als wäre ich selber bald reif für den weißen Kartäuserhabit, die Worte des Psalms: „Der Herr ist nahe bei denen, die zerbrochenen Herzens sind, und hilft denen, die ein zerschlagen Gemüt haben.“

Der folgende Tag führte uns wieder zu den Lebenden zurück. Im Reiseplan stand zwar noch die Besteigung des Grand-Som aufgezeichnet, jenes über der grande Chartreuse sich erhebenden Gipfels, von welchem aus eine prächtige Fernsicht in die von der Rhone durchschnittene Lyoner Ebene, bis weit zu den Bergen des Vivarais und der Auvergne, sowie eines der gewaltigsten Alpenpanoramen den Emporklimmenden überrascht. Der Gedanke war sehr verführerisch, in diesen cottischen Alpen eine rigi-artige Umschau zu halten, die ganze weite Kette vom Monte Viso bis zu

den Chamounybergen zu mustern und dem Montblanc der Dauphiné, dem riesigen, in ewigen Schnee gehüllten Mont Pelvoux, der dem wirklichen Montblanc an Höhe nur um 600 Fuß nachsteht, einen Gruß zuzuwinken.

Aber ein hartnäckiger Regen machte jeden Gedanken an weitere Bergersteigung zu Wasser.

Nach herzlichem Abschiede von unserem sanften, gastfreien Ordensmanne traten wir den Rückweg nach Grenoble an, der ein sehr schwieriger zu werden drohte. Der Ökonom des Klosters gab uns eine Flasche ihres trefflichen Likörs mit auf den Weg; dieser Likör, sowie das „Lebenselixir“ der grande Chartreuse sind seit Jahrhunderten berühmt in Frankreich und werden vielfach als Heilmittel gegen Krankheiten verwendet; die Zubereitung aus den aromatischen Kräutern dieser Hochalpen ist Geheimnis der Kartäuser, die, nach den großen Vorräten zu schließen, einen nicht unbedeutenden Handel mit diesem Specificum treiben. Ohne diese Herzstärkung wäre der sechsstündige Marsch über le Sappey nach Grenoble hinunter sehr bedenklich geworden. Ein wahrhaft sündflutlicher Regen fiel unaufhörlich und machte es unmöglich, der großartigen Land-

schaft an dem durch einen Thorturm abgeschlossenen Engpaß la porte du Sappey und jenseits derselben, wo eine Kapelle das „initium terminorum et privilegiorum domus Cartusiae“ bezeichnet, irgend eine Aufmerksamkeit zu schenken.

Allmählich wurden Wege und Stege von brausenden Wildbächen erfüllt . . . so stundenlang marschierend oder vielmehr einherwatend, oft vom Wasser fortgerissen oder tief in den Schlamm einsinkend, dann und wann in einer Sennhütte rastend und die triefenden Gewänder auswindend, überzeugten wir uns aufs klarste, daß man auch durch einen Ausflug in die Alpen der Dauphiné der Überschwemmung vergebens zu entfliehen sucht.

Aber der wärmende Likör der biederen Kartäuser hielt den Mut aufrecht . . . als endlich nach langem Bergabsteigen unerwartet die Regenwolken sich lüfteten und das herrliche Thal Graisivaudan mit seinen Wäldern und Rebhügeln und reichen, landhausbesetzten Gefilden zu unseren Füßen lag, und wir von der Höhe von Montfleury hinunterschauten auf die breit daherströmende Isère und die Mauern und Festungswerke von Grenoble und hinüber auf die sich hoch in den Wolken verlierenden dunklen Häupter des Mont Aiguille

und des Pic de l'Obion — da war alles Leid vergessen, fröhlich zogen wir durch die Thore der alten Hauptstadt der Dauphiné und hatten noch Stimmung genug, im Vorübergehen den Ritter Bayard auszulachen, der ohne Furcht und Tadel, aber mit schlotternden Knieen, als hätte auch ihn ein Gebirgsmarsch und Wolkenbruch zu Grunde gerichtet, von der Place St. André als schmerzerweckend schöne Erzfigur in den Regenhimmel hinaufschaute.





Avignon.

(1857.)

Es war eine seltsame, beinahe bedenkliche Eisenbahnfahrt, die mich im Juni 1856 von Tarascon nach Avignon beförderte. In der Not der allgemeinen Überschwemmung, die sich damals über das mittägliche Frankreich verheerend und verwüstend ergoß, war auch der Schienenweg allenthalben zerstört; aber der Kaiser hatte seinen Willen ausgesprochen, daß die gewohnten Verbindungen sobald als möglich wieder hergestellt würden, und was Napoleon III. verlangt, das geschieht zur Zeit in Frankreich und mitunter auch anderwärts, ohne daß von Schwierigkeiten und Unmöglichkeiten in der Ausführung viel die Rede sein darf.

So war auch die Bahnstrecke von Tarascon nach Avignon wenig Tage nach ihrer Zerstörung wieder in fahrbaren Stand gesetzt; wo der Damm auf weite Strecken hin vom Anprall der Gewässer fortgerissen

und spurlos verschwunden war, hatte man in angestrengter, täglich und nächtlich ununterbrochener Arbeit, oft mitten in dem noch immer flutenden Wasser, einen Notdamm errichtet, dessen Grundlage aus vielen tausend und abertausend mit Erde, Sand und Steinen gefüllten Leinwandsäcken bestand; gleichviel ob diese Grundlage eine zweifelhafte: es muß gehen! hieß es, und darum ging es auch. Item, die Bahn war wieder fahrbar, wenn auch ein deutscher Techniker hinlänglichen Grund gehabt hätte, dem Wort „fahrbar" den Zusatz „aber fragt mich nur nicht, wie?" hinzuzufügen.

Niemals habe ich einen so vollkommenen Eindruck von sündflutlichen und nachsündflutlichen Zuständen davongetragen, wie auf dieser Fahrt, und mancher der Mitfahrenden schaute mit hellen Thränen im Aug' oder laut wehklagend auf das weiland so schöne Land hinaus, dessen Kornfelder, Olivenpflanzungen und reich wie Gärten angebaute Parzellen mit dem ganzen eben reifen Erntesegen — alles unter einem Schlamme begraben ruhten.

Kaum mag ein Schlachtfeld schrecklichere Bilder aufzuweisen haben als eine solche Wahlstatt elementaren Kampfes; — das waren nicht mehr die „schönen,

liedervollen, wonnigen Provencerthale," von denen Lenau singt:

> Heißer glüht der Kuß der Sonne
> Auf den blumenreichen Matten,
> Süßre Labung rauscht die Quelle,
> Kühler säuseln hier die Schatten . . .

Das ganze Flachland längs der Rhone und der ihr entgegenströmenden Durance (die, nebenbei bemerkt, schon im alten provençalischen Volkssprichwort nicht zu den poetischen Zierden, sondern zu den drei Landplagen und Geißeln der Provence gerechnet wird, deren erste der scharfe, staubaufwirbelnde Nordwind Mistral, die zweite das Parlament) war in eine schlammüberzogene Wüstenei verwandelt, darüber giftige Miasmen, von dem in Fäulnis übergegangenen Wiesengras und Getreide erzeugt, lagerten. Die Poesie verstummte gänzlich vor dem Schrecklichen, was hier ausgebreitet war, aber ein Geolog hätte eigentümliche Beobachtungen über die Macht des Wassers und seiner alluvialen Bildungen anstellen können; in regelmäßiger Schichtung waren da, wo die Gewässer bereits wieder abgelaufen, gröbere und feinere Schlammablagerungen zurückgeblieben und

als Decke über die darunter begrabenen Felder gebreitet; oft weite Strecken entlang war diese Decke durch die darauf wirkende Junisonnenhitze in gleichförmigen Sprüngen zerborsten und bot dem Auge das Bild eines in mathematische Figuren geteilten Mosaikbodens . . .

An andern Stellen hatte die Zerstörung wilder getobt und für Bilder gesorgt, geeignet von dem melancholisch dem Schauerlichen zugeneigten Pinsel Ruysdaels oder dem wildphantastischen Salvator Rosas zu bleibendem Gedächtnis fixiert zu werden. Malerisch zertrümmerte ländliche Behausungen, an deren vorwärts geneigten Mauern oft unweit des Daches noch eine feuchte dunkle Linie die Wasserstandshöhe bezeichnete, zusammengeschwemmte und übereinandergetürmte Bäume, da und dort ein ertrunken Pferd — eingesunkene Brücken mit den Resten des ehemaligen Bahndammes, ja an einer Stelle dieser Damm förmlich von Ort und Stelle geschoben und das Unterste zu oberst gekehrt, so daß die eisernen Schienen senkrecht aus Schlamm und Graus in die Höhe starrten und hinausragten wie Knochen vom Skelett eines hier zu Grund gegangenen Riesentieres . . . solche und ähnliche Motive folgten in reicher Fülle aufeinander.

Es ist eines der traurigen Vorrechte des Künstlers, daß er auch in dem, was anderen Jammer und Not bereitet, in Ruinenzusammensturz, Erdbeben, Feuerbrand und Wassersnot, gleichwie in den unseligen Katastrophen, die über ein Menschenherz zerstörend einbrechen, die interessante Seite herausfinden darf.

Unsre Betrachtung der wasserverwüsteten Landschaft wurde übrigens bald auf uns selber und das Schicksal unsers Bahnzugs zurückgeführt . . . immer langsamer und vorsichtiger fuhr die Lokomotive über den provisorischen Damm, und allmählich ward es selbst den lustigen Blauröcken vom „Sixième“ der chasseurs d'Afrique, die in gleichem Zuge nordwärts fuhren und auf die Frage: wohēr? stolz geantwortet hatten: von Kinburn, nicht mehr ganz geheuer zu Mut. Es schien, als ob unser neuer, auf Kaisers Befehl so schnell hergestellter Damm etwas „aus dem Leim“ gehen wolle, die Feuchtigkeit der Atmosphäre war in die in Leinwandsäcke verschlossene Erdgrundlage eingedrungen, der Damm zusammengeschrumpft, die Oberfläche schief geworden, die Schienen waren gesunken, so daß wir wohl zehn Minuten lang auf geneigtem Geleise, in geneigter Stellung der Wagen — sämtliche Insitzende als Ballast auf die abgekehrte

Seite des Waggons gedrängt, in unheilgefaßter Spannung und jeden Augenblick des Umsturzes gewärtig dahinfuhren und bedachtsamere Reisende zu Behütung ihrer Zähne bei etwaigem Umgeschütteltwerden bereits die kurze weiße Thonpfeife ausgehen ließen und in die Tasche steckten.

Aber was der Kaiser anordnet, hat Glück und Erfolg, wenn es auch auf einem Fundament von feuchten Erdsäcken ruht; die Neigung zum Schiefen, die plötzlich über unsern Zug gekommen, verlor sich; Freudenruf aus erleichtertem Herzen erschallte, die kurzen Pfeifen wurden wieder angezündet, und ungebrochenen Halses kam unsre dampfgetriebene Arche, die erste, die seit der Sündflut wieder auf dieser Bahnstrecke ausgelaufen, in Avignon an. —

Avignon! . . . Es ist eigentlich ein Anachronismus, mit der Eisenbahn in Avignon anzukommen! Wer in Avignon wirklich etwas „Zeitgemäßes“ zu suchen hatte, der kam dereinst hoch zu Rosse, gepanzert und geharnischt eingeritten — oder auf langem, zeltbeschattetem Schiffsverdeck die Rhone heraufgerudert, — oder getragen in behaglicher Sänfte; aber Avignon, die große Klerikerherberge, das trutzige, üppige, mittelalterliche Babylon . . . und das Reich der Schienen

und des Dampfes: beide sollten von Rechts wegen nichts miteinander zu schaffen haben.

Indes auch hier ist die moderne, alles auf gleichen Fuß setzende, dem Christen wie dem Heiden sein dîner zu drei Francs, sein déjeuner zu zwei Francs anrechnende Kultur Meister geworden, und ein Omnibus fährt längs der zinnengekrönten, von viereckig vorspringenden Türmen regelmäßig unterbrochenen Befestigungsmauer, die Hernandez de Heredia, Großmeister des Ordens der Johanniter von Jerusalem, einst als quadergefügten Gürtel um die Papststadt aufrichtete, die Ankommenden vom Bahnhof zum wohlbestellten Hôtel de l'Europe.

Und da denn das Schicksal die große Überschwemmung dieses Jahres als den roten Faden durch all meine französischen Reisebilder und Erlebnisse gewoben hat, so mußte auch das erste, was mir bei der Einfahrt in die Augen fiel, ein Stück zusammengestürzten Turmes und Mauerwerks sein, das fünf Jahrhunderte lang stand gehalten, um jetzo von den Fluten, die bis vor kurzem die Straßen der Stadt in schiffbefahrene Kanäle verwandelt hatten, angenagt, unterwühlt und eingerissen zu werden.

Das Wahrzeichen von Avignon war einst: sieben Päpste während siebenmal zehn Jahren hier residierend, sieben Hospitäler, sieben Brüderschaften von Büßern, sieben Männerklöster und sieben Kirchhöfe.

Hiemit ist denn auch der Grundzug dieser Stadt bezeichnet, denn was einmal eine gründliche Krummstabresidenz war, das nimmt zeitlebens, und mag die Weltgeschichte sich umgestalten, wie sie will, keinen wesentlich andern Charakter mehr an. Wäre doch auch in deutschen Landen manch eine Stadt und Städtlein namhaft zu machen, deren Bewohner ein gewisses schwerdefinierbares Etwas wie einen nicht säkularisierten Alpdruck aus ihrer geistlichen Vergangenheit noch unverkennbar mit sich herumtragen, wenn es auch unmittelbar nur noch in der Vorliebe für gewisse Fastenkarpfen und Fastenkrapfen und kühle Klosterkellertrinkstuben seinen Ausdruck findet.

Der erste Gang in Avignon konnte in historischer Pflichtschuldigkeit kein anderer sein als zum Schloß der Päpste.

Gewitterwolken zogen sich am Abendhimmel zusammen, ein scharfer, dem Unwetter vorangehender Zugwind blies durch die engen Straßen, frostig und

kalt, trotz sommerlicher Jahreszeit, auf daß auch an mir erfüllt werde, was der alte Gedenkspruch sagt:

> Avenio ventosa,
> Sine vento venenosa,
> Cum vento fastidiosa.

Durch dunkle Gassen emporsteigend, durch die „ruelle du Vice-légat“, die mehr einem in den Fels gesprengten Festungslaufgraben als einem sanften Sträßlein glich, auf das vorbereitet, was da kommen sollte, stund ich endlich vor dem Ziel meiner Wanderung.

Es ist schwer, den Eindruck in Worte zu fassen, den diese kolossale Zwingburg, dieses ganze System von Türmen, Bastionen, Wällen, hochgewölbten Palastgebäuden in der massenbeherrschenden, schwerfälligen Bauweise des vierzehnten Jahrhunderts auf den unbefangenen Beschauer ausübt. Vergeblich wäre es, ein architektonisch Gesamtbild mit der Schreibfeder entwerfen zu wollen, und leider ist die Photographie, die ich aus der Werkstatt Tourtins, des Avignoner Photographen mitnahm, verloren gegangen und kann diesem Bericht nicht beigelegt werden.

Gewaltig, aber unheimlich, stark, roh, fast brutal,

wie ein Hohn für die Unterworfenen, wie eine Herausforderung an die Nachbarn, eine Festung, eine Citadelle, ein wahres Kampfhaus der streitbaren Kirche — so ragt dieses päpstliche Kapitolium über die einst von ihm beherrschte Stadt; — ein verkörpertes Stück Mittelalter, dessen Anblick in Betreff damaligen Verhältnisses der Kirche zum Staat und manch andrer schwieriger Punkte belehrender ist als Dutzende tiefsinniger Ausbrütungen gelahrter Stubenhocker.

Der Vatikan zu Rom, der doch auch mit stattlichen architektonischen Massen auf die Weltstadt jenseits der Tiber schaut, ist ein harmlos anmutig Idyll, verglichen mit diesem Twing-Avignon. Dort schon Grazie, ich möchte sagen weltmännische Haltung, und aus allen Ritzen und Fugen die Kunst in neckischer Anmut hervorschauend .. hier finsteres, soldatisch aufrechtes Wesen, Trotz und Hochmut in jeder Linie des Ganzen, häuslicher Komfort, Annehmlichkeit, Luxus — alles dem Zweck der Verteidigung untergeordnet; dort in offenen luftigen Hallen die jugendschönen Schöpfungen Rafaels, hier in finstern Inquisitionsräumen die starren, frostigen Reste von Giottos oder seiner Schüler magern Heiligenbildern; — dort die huma-

nistische, wenigstens künstlerisch freie Zeit Leos X. und seiner Nachfolger, hier der versteinerte Hauch einer Kirchengewalt, die den Panzer über dem geistlichen Gewand, den Eisenhandschuh über dem Fischerring St. Peters trägt, die gegen das Recht des Stärkern das des Stärksten in Anspruch nimmt, die flucht, bannt, Ketzer verbrennt, Kaiser und Könige wie Schulknaben abfertigt und in der unheiligen Barbarei ihrer geschichtlichen Erscheinung selbst treue Kinder der Kirche, wie jene englische Dame,* die neulich das Leben der Francesca Romana beschrieben, zu dem Geständnis zwingt, daß, würde ihr aufgegeben zu sagen, wann sie am wenigsten gern gelebt haben wollte, wann wohl am meisten ihr Glaube gefährdet und ihr Herz verwundet sein möchte, sie wohl am ehesten das Ende des vierzehnten und den Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts nennen würde.

Strömender Regen schlug nieder, als ich in den Hof des Papstschlosses eintrat. Es dient gegenwärtig als Kaserne der Besatzung von Avignon; der alte Kastellan lag krank und beauftragte einen geschniegelten

---

* Lady Georgiana Fullerton.

jungen Korporal mit sorgfältig gewichstem Schnurrbart, uns herumzuführen und alles genau zu erklären . . . eine Aufgabe, welcher derselbe auch aufmerksam und nicht ohne geschichtliche Bestrebungen nachzukommen suchte.

Auch das Innere des Schlosses trägt den kriegerischen, bis an die Zähne gewaffneten Charakter; alles darauf berechnet, daß im Fall einer Belagerung nach Erstürmung der Thore in diesen innern Räumen der Kampf mit Erfolg noch fortgesetzt werden möge. Türme beherrschen den weiten Hofraum, Schießscharten bedrohen ihn . . . als letzter Rückzugsort der Besatzung ragt ein riesiger viereckiger Turm, die turris magna et quadrata Papst Benedikts XII., wo die damalige Architektur all ihre finstern Geheimnisse, mysteriöse sich plötzlich verlierende Treppen, eiserne undurchdringliche Fallthüren, Schlupfthore, unterirdische Gänge u. s. w. in unheimlicher Fülle entwickelt hat.

Die innern Teile haben von ihrer Gewaltigkeit dadurch verloren, daß sie, den modernen Kasernenzwecken entsprechend, vielfach verbaut, durch eingeschobene Wände und Halbierung der hohen Stockwerke in zwei niedere u. s. w. entstellt sind.

Die zahlreiche militärische Einlagerung, die während des Gewitters behaglich Tabak rauchend auf Pritschen und Matratzen herumlungerte, trug nicht zur Verbesserung der dumpfen Atmosphäre bei.

Ein Labyrinth von Gängen und Korridoren führt in den unheimlichen Steinmassen umher; allmählich kamen die Erinnerungen alter Zeit zum Vorschein: hier, wo an den Wänden wenige Reste von gemalten Trophäen erschaulich und jetzo ein schnurrbärtiger Schulmeister die Kinder des Regiments, eine köstliche junge Soldatenbrut, im Schreiben und Rechnen unterrichtet, war Arsenal und Waffensaal . . . dort in jener Turmkapelle, wo auf blauem, sternbesäetem Grunde die strengen Heiligen und alttestamentlichen Weisen um den Thron Gottes stehen oder standen, denn der Kalkbewurf ist vielfach zerbröckelt und die Revolution von 1791 hat absichtlich manches vom Heiligenschein umflossene Haupt herausgehauen, so daß die Gelehrten wohl schwerlich mehr ins klare kommen werden, von welchem altflorentinischen Meister die Fragmente gemalt wurden, — dort hielt das Officium der Inquisition seine Sitzungen, dort wurden, wie einer der Zeitgenossen sich einmal ausdrückt, „processus

facti terribiles et sententiae fulminatae fortissimae."

Hier aber, was hat dieser sonderbar in spitzer Kuppelform gewölbte Turm zu bedeuten, der als hoher Kaminschlot zugespitzt hinausragt über die Dächer? „Wenn die Leute in Avignon aus diesem Schlot ein blaues Räuchlein aufsteigen sahen," sprach der Korporal, „schlugen sie ein Kreuz und sprachen: Gott sei seiner Seele gnädig! Die Inquisition war nicht für öffentliche Hinrichtungen, man that es mehr häuslich ab. Schade, daß im Jahr 1791 alle Tortur- und Marterwerkzeuge, die im Schloß aufgehäuft lagen, in feierlichem Autodafé verbrannt wurden, es soll „„une remarquable collection"" gewesen sein!"

. . . da stieß
Ich auf verbrannte menschliche Gebeine. . . .

Es ist ein schwüles Gefühl, auf einem Boden zu stehen, auf welchem dereinst zur Ehre Gottes Menschen geröstet wurden. Draußen blitzte und donnerte es.

S'il vous plaît, mr. le caporal, une autre salle, sprach ich. Er führte uns auf ein flaches Dach, um Übersicht über das verwirrte Ganze der Papstburg

und Stadt und Umgegend zu gewinnen, aber der Regen war so stark, daß wir es nur unter aufgespanntem Schirm in schnellem Geschwindschritt umkreisen konnten . . . eine wohlthuende Abkühlung nach Besichtigung der Ketzerverbrennungsstätte.

Rückkehrend schritten wir durch einen dunkeln, geschwärzten, etwas baufälligen, übrigens durch nichts Besonderes ausgezeichneten Saal. „Voilà la salle brûlée!“ sprach unser Führer, „un souvenir historique!“

Eh bien, mr. le caporal, was hat sich hier zugetragen in diesem verbrannten Saal?

„Sehen Sie,“ sprach der Korporal und drehte seinen Schnurrbart, „das war dazumal eine sehr sonderbare Geschichte. Da kommandierte hier im Schloß des Papstes Vizelegat Herr Peter von Luna, ein verteufelter Geselle, der lud eines Tages die ganze feine Welt von Avignon, Herren und Damen, zum Souper ein . . . und wie sie fröhlich hier beisammen saßen und schmausten, sprengte er den Saal mit der ganzen Creme der Gesellschaft in die Luft. Daher der Name.“

Eine sonderbare Geschichte, mr. le caporal, sagte ich. Aber was veranlaßte den Herrn Legaten, seine Gäste zum Dessert in die Luft zu sprengen?

„Das war auch wieder eine sonderbare Geschichte. Sie hatten drei Jahre zuvor seinen Neffen an den Galgen gehängt.“

Ei! Und warum dieses?

„Sehen Sie, auch das war eine sonderbare Geschichte. Dieser junge Mann pflegte, als Neffe des Legaten, Sonntags in der Kirche gegen die vornehmen schönen jungen Damen so zudringlich zu werden und sie so gröblich zu insultieren, daß nicht mehr anders mit ihm auszukommen war, als man mußte ihn aufhängen.“

Und der Herr Legat?

„Der Herr Legat ließ sich im Moment, da er Feuer an die Mine gelegt, durch eine Fallthüre in den unterirdischen Gang hinab, kam darin bis an die Rhone und unter der Rhone durch und rettete sich nach Villeneuve hinüber.“

Es führt ein unterirdischer Gang unter der Rhone hindurch? sprach ich ungläubig. Aber der Korporal bestand fest darauf, zeigte uns im Hofraum den Eingang zu jenem Souterrain und rief seinen Schlüsselführer herbei, der bestätigte, daß er selbst mit einem Hauptmann vom Genie in den vierziger Jahren

in diesen Gang so weit eingedrungen sei, daß sie die Rhone über sich brausen gehört.

Ich mußte diesen Gewährsmännern überlassen, für ihre Geschichte von dem in die Luft gesprengten Souper, wie für die Existenz eines solchen Tunnels einzustehen, der übrigens in Gedanken und Ausführung vollständig zu dem in diesen Verteidigungsbauten durchgeführten System passen würde und damals, da Villanova als zweite Papstfestung das rechte Rhoneufer beherrschte, als unterirdische Verbindung der beiden Schloßbesatzungen von einer der Beschwerlichkeit der Anlage schon entsprechenden Wichtigkeit gewesen wäre.

Es lag nun etwas Anmutendes darin, noch nach fünfhundert Jahren einen verwegenen Vizelegaten als Helden einer Kasernenüberlieferung lebend zu finden; meine Kenntnisse waren jedoch in jenem Augenblick nicht ausgerüstet genug, um historischen Kern und Mythus völlig auseinanderzulösen. Darum steht im damaligen Tagebuch die kurze Bemerkung: „La salle brûlée. NB. Unerachtet der ausführlichen Korporalserzählung zu Hause auch noch die vitae paparum Avenionensium von Stephan Baluze nachzulesen!“

Aber auch ohne vergilbte Folianten nachzuschlagen,

war beim zweistündigen Gang durch die Papstburg eine Heerschar von Gestalten vor mir aufgestiegen, die mich an jenem Abend nicht mehr verließen. Es liegt ein eigener, die Vergangenheit wieder belebender Zauber über solchen handgreiflichen Verkörperungen alter Zeit... die Phantasie will Staffage zu dem Architekturbild sehen und ruft aus allen Winkeln und Gräbern die herbei, die einstmals dort gewandelt.

Und bei dampfender Zigarre der Abendsiesta wollte das ganze vierzehnte Jahrhundert lebendig werden... was damals, während der babylonischen Gefangenschaft zu Avignon seine Rolle zu spielen hatte, kam heran: Tempelherrenschatten stiegen auf und beteuerten fruchtlos von dem vom Rauch meiner spanischen Zigarre umqualmten Scheiterhaufen herab ihre Unschuld... subtile Scholastiker stritten darüber, wo die armen Seelen nach dem Tod des Leibes verweilten und welche Entwicklung die Menschheit genommen haben könnte, wenn nur Eva und nicht auch Adam vom Apfel gegessen... Dominikaner, das Sentenzenbuch des Petrus Lombardus unter dem Arm, wandelten in das Ketzerverhör... Bettelmönche strenger und milder Observanz wüteten gegen einander, ob kurze und enge Röcke

mit kleinen Kapuzen oder Kutten von weitem Zuschnitt zur Seligkeit dienlicher, ob Vorratshäuser und Keller am Kloster erlaubt oder nicht . . . singende Geißlerprozessionen, murmelnde Lollharden, die mit Kreuz und Fahnen einander befehdenden Brüderschaften der weißen und der schwarzen Büßer . . . üppige Kurtisanen, die schöne, leichtsinnige Königin Johanna von Neapel mit ihren Damen, provençalische Sänger und Ritter, verwegene, Gott und die Welt und alles außer dem eigenen Schwert verachtende Condottieri, Cola Rienzi, der Volkstribun, mit der römischen Deputation, Kardinäle und Antikardinäle, Päpste, Antipäpste, Pseudopäpste . . . alle wandelten und ritten sie durch Avignons Gassen, und zwischen dem verweltlicht kirchlichen Volk dann und wann einer aus dem Gebirg drüben, ein waldensischer Mann, der mit ingrimmigem Hohn des Dante neunzehnten Infernogesang:

O Simon Magus, o ihr arme Blöde,
Die, was der Tugend ihr vermählen sollt,
Die Dinge Gottes, räuberisch und schnöde
Ihr Euch verbuhlt durch Silber und durch Gold!

in den Bart brummt oder wie Katharina von Siena, die mystische Dominikanernonne, laut die Warnstimme

erhebt zur Bußpredigt und zürnenden Mahnung zur Umkehr . . .

Wenn das Schicksal einmal auf Jahr und Tag einen geschichtlich gesattelten, arbeitsfreudigen modernen Mann an diese Rhoneufer verschlagen würde: in den Türmen und Hallen und Inquisitionskammern der päpstlichen Twingburg auf und niederschreitend, möchte sich ein eigentümlich scharfes und reiches Kulturbild jener auch in ihren Sünden und Thorheiten merkwürdigen Zeit ausdenken und ausführen lassen. Requiescant in pace! Auch diese Schatten haben einst gelebt und gewähnt, Richtiges und Großes zu denken und zu thun . . . — es blamiert sich ein jeder so gut er kann!

Einer der merkwürdigsten aber, die je das Pflaster von Avignon beritten und beschritten, ist eben jener Peter von Luna, von dem der Korporal so abenteuerlich Fabelwerk zu erzählen wußte. Ich habe seither den in der salle brûlée unvorsichtigerweise gefaßten Vorsatz, die Lebensbeschreibungen und Akten der Avignoner Päpste zu studieren, redlich ausgeführt: die Geschichte dieses streitbaren Kirchenhauptes ist eine mit starrem Ernst, aber auch mit schwerem Humor ge-

würzte Tragödie. Denn erst aragonischer Kriegs=hauptmann, dann von Gregor IX. mit dem feinen Wortspiel: „Caveas ne tua luna patiatur eclipsin“ zum Kardinal und am 16. September 1394 in feierlichem Konklave zum Papst ernannt, — anfänglich in friedlichem Einverständnis mit dem Gegenpapst Bonifazius IX. seine Würde behauptend, statt sie, wie bei der Wahl beschworen worden, zur Einlösung vom Schisma im erforderlichen Augenblick wieder niederzulegen, allmählich von den Königen von Spanien, von Frankreich und den eigenen Kardinälen verlassen, auf den festen Platz von Avignon reduziert und mannhafte Belagerung aushaltend, bis er als der letzten Verteidiger einer, den Degen in der Faust vor den Siegern durch einen jener maskierten Gänge entfloh, — vom Konzilium zu Pisa und abermals vom Konzilium zu Konstanz seiner Würde feierlich entsetzt, aus Avignon verjagt, aus Perpignan vertrieben, auf nichts reduziert, — aber trotz aller Konzilien und trotz des Abfalles der ganzen Christenheit fest und hartnäckig als Papst verharrend, zuletzt auf Peniscola, dem Schloß seiner Väter in Aragonien, von seinen Bauern noch redlich als rechtmäßig Oberhaupt der Kirche anerkannt

und auf die abtrünnige Welt außer Peniscola seine Bannstrahlen schleudernd: so hat dieser Benedikt XIII., als er, sechzehn Jahre nach seiner Absetzung, erst mit dem Tode sein Papsttum aufgab und sterbend noch die zwei einzigen Priester zu Kardinälen ernannte mit der Bedingung, daß einer von ihnen der echte Nachfolger seiner und Petri sein solle, eine Ausdauer und Zähigkeit entwickelt, die, wenn sie auch vielfach an den Heldenmut des tapfern Ritters von la Mancha erinnert, doch als Beispiel der stählenden und für Unglück wappnenden Gewalt des theoretisch konsequenten Gedankens bemerkt zu werden verdient.

Selbst in das seiner Machtfülle sich so sicher fühlende Konzil von Konstanz warf jener Turm von Peniscola seinen unheimlichen Schatten: der Kaiser Sigismund machte sich damals anheischig, durch persönliches Erscheinen bei dem hartnäckigen Aragonier ihn zu endlichem Verzicht zu bewegen — aber in siebenstündiger Rede bewies der scharfsinnige Alte dem vermittelungversuchenden Kaiser sein gutes Recht, und Sigismund schied von dem schier Achtzigjährigen unverrichteter Dinge. —

Hier in der festen Citadelle von Avignon saß

nun der hochwürdigste Herr Peter von Luna, den, wie seine Gegner damals schrieben, nonnulli in hoc miserabili schismate Benedictum XIII. appellant, zur Zeit, als ihm allenthalb der Gehorsam gekündet ward, in einer bösen Klemme. Die schlichte Relation eines Zeitgenossen über die damaligen Vorgänge giebt ein so plastisches Bild jener Tage des Kampflärms, daß ich mich nicht enthalten kann, ein Bruchstück daraus zur Berichtigung des vom Korporal erzählten Mythus und zu Nutz und Frommen aller, die Sinn für das Schmackhafte einer urkundlichen Schilderung haben, hier einzuflechten.

... „Im Jahr des Herrn 1398“ — schreibt jener Augenzeuge* — „geschah auf königl. Befehl zu Paris eine Versammlung der Prälaten, Magnaten und anderen Kleriker des Reichs, in welcher unter Vorsitz der Herrn Herzöge beschlossen wurde, unserm Herrn

---

* Informatio seriosa eorum, quae nuper facta fuerunt Avinioni per Dominos Duces Franciae et alios ex diversis sumptis occasionibus, circa Dominum nostrum Papam Benedictum XIII.

Bei Baluze, vitae papar. Avenionens. t. II. pag. 1122 und ff.

Papste zu Avignon fernerhin allen Gehorsam zu entziehen. Und wiewohl manche Widerspruch erhoben, veröffentlichte doch der Kanzler des Königs von Frankreich nach dem ihm gewordenen Auftrag sofort das Edikt, wonach in allen Landen des genannten Königs bei Strafvermeidung dem Papste keine Anerkennung mehr zu leisten sei — unter Berufung auf dessen künftigen legitimen Nachfolger . . . und es wurden zwei Kommissarien ernannt, Robert Cordelerii, ein Doktor der Rechte, und Tristan de Bosco, Vorstand des Bistums von Arras, beide vom Parlament des Königs, welche am Sonntag, den 1. September in Villanova bei Avignon die erwähnte Lossagung öffentlich bekannt machten und sämtlichen Unterthanen des Königs, Geistlichen wie Laien, unter schweren Strafen aufgaben, vom Gehorsam, Dienst und Hofe des Herrn Papstes Benedikt zu weichen.

Darum verließen sofort die Kapläne, Hofbediensteten, Auditoren und andere Offizialen Haus und Kurie des Papstes. Auch die Herren Kardinäle zogen nach Villanova hinüber, versammelten dort die Bürger von Avignon, schlugen sich nach gepflogenem Rat auf Seite des Königs, sagten sich feierlich von aller Obe-

dienz an den Papst los, veranstalteten einen allgemeinen Aufstand unter der Bürgerschaft von Avignon, sowie in der Grafschaft Venaissin und allen Ländern des Papstes, und nahmen einen Kriegshauptmann, genannt Boucicaut (Bussicaldus), mit gewaffnetem Volk, wie sie sagten, zum Schutz genannter Stadt und Länder, in ihren Sold.

Dieser rückte auch mit seinen Kriegsleuten sogleich vor das Schloß Borbon unweit Avignon, wo einer der Kardinäle von Villanova mit ihm zusammentraf und nach geheimer Unterredung wieder zurückkehrte; worauf alsbald der genannte Feldhauptmann einen Abt aus der Umgebung des Papstes, der die Grafschaft Venaissin regierte und zum Besuch einiger Kastelle gekommen war, unvermutet auf grausame Weise niedermachen ließ.

Hierauf besetzten die Bürger von Avignon den Palast ihres Bischofes, die Kirche Unsrer lieben Frau de Donis auf dem Felsen, sowie die Kornspeicher des Papstes mit Kriegsleuten. Auch machten sie einen Schildknappen in päpstlichen Diensten, der nach altem Herkommen die Schlüssel der Stadt zu bewachen hatte, zum Gefangenen und nahmen ihm die Schlüssel hinweg.

Gleichzeitig zogen einige vom Gefolg der Kardinäle in die Stadt und vor das Hospitium, wo die Bullen ausgefertigt werden, führten mit Gewalt einen Bullenschreiber mit der Bulle des Papstes nach Villanova und lieferten ihn den Kardinälen aus, bei welcher Gelegenheit mehrere Dienstmannen des Papstes sowie andere von spanischer Abkunft verwundet, ihrer Habe beraubt und ins Gefängnis geworfen wurden. Auch verweigerte man dem Papst und denen, die sich mit ihm in seinem Schloß abgesperrt hatten, Lebensmittel, schnitt alle Zugänge mittelst Vergitterungen und anderer Befestigungen ab und postierte Bewaffnete in großer Menge ringsum.

Am Montag, den 16. desselben Monats September ritt der Kardinal von Novo Castro, der in Villanova durch das Kardinalkollegium zum obersten Befehlshaber von Avignon ernannt worden, schon in die Stadt eingezogen war und im bischöflichen Palast sein Quartier genommen hatte, in öffentlichem Aufzug zu Pferd durch die Stadt, im roten Gewand ohne Mantelüberwurf und Pallium, das Schwert umgegürtet, einen Krummstab in der Hand, und indem er in diesem ziemlich unehrbaren Aufzug das Volk zur Rebellion

aufstachelte, hielt er, unter dem allgemeinen Zuruf: „Es lebe das heilige Kollegium der Kardinäle und die Bürgerschaft von Avignon!“ auf den Gassen und Plätzen Volksreden.

Hernach stürmte der genannte Boucicaut mit denen von Avignon den Turm, der auf Seite der Stadt sich oberhalb der Brücke erhebt und von einigen Dienstleuten des Papstes verteidigt war; sie legten Feuer vor die Thore und setzten ihm mit Minen, Ballisten und Bombarden dermaßen zu, daß die Besatzung, unvermögend ferneren Widerstandes, mit Erlaubnis des Papstes den Turm an die Bürger übergab, die ihn unter großem Jubel einnahmen, ihre Paniere auf der Spitze aufpflanzten und das päpstliche Schloß über alle Maßen beunruhigten.

Am Tag des heiligen Erzengels Michael aber, der ein Sonntag war, griff der genannte Kardinal von Novo Castro mit seinen Bombarden die apostolische Residenz gewaltig an, ließ durch Boucicaut und die andern ebenfalls angreifen, und einige Steinsplitter von der Steinkugel einer Bombarde, die aus dem kleinen Palast, wo der Kardinal sein Quartier hatte, abgeschossen wurden, trafen und verwundeten den Papst.

Am Dienstag, den 1. Oktober jedoch wurde der genannte Kardinal, wie man glaubt, durch Gericht Gottes, von Geschwüren und Karbunkel am ganzen Körper befallen, verlor alle Besinnung und am Freitag, den sechsten Tag nach dem Fest des heiligen Michael, sein Leben — wolle Gott, nur das des Leibes und nicht auch der unsterblichen Seele.

Hernach wurden zwei große Kriegsmaschinen zu beiden Seiten des Schlosses aufgerichtet, welche Steine von mächtigem Umfang wider das Schloß schleuderten; — mit diesen und viel großen Bombarden, Pfeilen, Schleudersteinen und Vorrichtungen verschiedener Art setzten sie innerhalb vieler Tage die Belagerung fort und legten zugleich an 3 oder 4 oder noch mehr Orten ungeheure Minen unter die Türme und Mauern des Schlosses, wodurch diese Türme und Mauern, wie sie glaubten, da und dort zusammenstürzen sollten.

Am 24. Oktober, nachdem ein freies Geleite zwischen dem Papst und seinen Anhängern einerseits und den Kardinälen außerhalb und ihrem Feldobristen Boucicaut andrerseits versprochen und zugesagt war, kamen aus dem Schlosse zu einer Unterredung behufs eines Friedensschlusses die papstgetreuen Kardinäle von

Pampeluna, von Boyll und de sancto Adriano mit drei der gegnerischen Kardinäle in der Stadt zusammen; da sie sich aber durchaus nicht zu einigen vermochten und die erst bezeichneten Kardinäle zum Papst, der sie abgesandt, zurückkehren wollten, wurden sie durch genannten Boucicaut gefangen genommen, alsbald nach seinem Schloß Borbon abgeführt und dort gefänglich festgehalten.

Samstag, den 26. desselben Monats schlichen der Admiral (magister portuum) des Königs von Frankreich und ein Ritter Richard, Boucicauts Waffengefährte, mit ungefähr sechzig Gewaffneten durch einen großen Abzugskanal heimlich in das Schloß ein und drangen bis in die Küche vor, wo sie durch ein göttliches Wunder aufgehalten, alle zusammen ohne bedeutenden Verlust der Schloßbesatzung gefangen wurden.

Die Belagerung wurde durch Boucicaut und die vor der Stadt noch lange fortgesetzt, aber die im Schlosse hielten männlich Widerpart, und wiewohl Feuer an die Minen gelegt ward, stürzte doch, unter sichtlicher Gnade Gottes, nichts von den Schloßmauern ein und die im Schlosse hielten nach wie vor ihre Mauern bewacht und abgeschlossen, und endlich wurde

zwischen denen, die draußen, und denen, die drinnen waren, übereingekommen, daß ein Stillstand der Belagerung eintreten solle.

Es ist aber zu wissen, daß in währender Zeit der Belagerung viele von denen, die im Schloß waren, gestorben sind — einige an ihren Wunden, andere an Schwäche wegen Mangel an Speise und Arzneimitteln, die für solche Verwundungen und Schwächen notwendig sind, aber trotz vieler Bitten von draußen grausam verweigert wurden. Und so war, als nach beinah vier Monaten alle Vorräte ausgingen, denen, die im Schlosse waren, alle Hoffnung auf Hilfe aus dieser Not vernichtet . . ."

Leider geht das Belagerungstagebuch nicht bis zur Schlußkatastrophe, da das Schloß mit stürmender Hand genommen ward und der Papst durch einen unterirdischen Gang entweichen mußte . . . unser Berichterstatter erzählt nur noch von einem Entsatz, den päpstliche Parteigänger aus Spanien, zu Schiff die Rhone herauffahrend, aber durch niedern Wasserstand am Vordringen gehindert, vergeblich versuchten, sodann von Austausch der Gefangenen und verwickelten diplomatischen Verhandlungen . . . aber das Mitgeteilte

reicht hin, um sich vorstellen zu können, was zu Peter von Lunas Zeiten Brauch und Art war und wie der unbekannte Verfasser des Berichtes Grund hatte, an dessen Schluß zu befürchten, daß wenn Gott nicht bald ein gnädig Einsehen nehme, seine Braut, die Kirche, einer bösen Bedrängnis und der Glaube der Christenheit einem bösen Schiffbruch entgegen gehe.

Ich muß mir versagen, noch eine Reihe gleich anziehender Dinge nach den urkundlichen Denkmalen der Avignoner Zeit zu schildern. Zu viel Geschichte ermüdet . . . und im Grunde, wer die Geschichte der Zeit, in der er lebt, kennt und versteht, der versteht auch die aller Vergangenheit, wenngleich er sie nie gelesen hat. Heutzutage ist die Bewerbung um Petri Stuhl nicht mehr so hitzig, daß viel Gegenpäpste auftauchen werden, die Menschen diesseits der Alpen dienen häufiger dem Staat und den materiellen Mächten als der Kirche, die fratres liberi spiritus, die man damals verbrannte, wandern nach Amerika aus und Bombarden heißen itzo Kanonen; immerdar aber dasselbe Schattenspiel: die einen Hammer, die andern Amboß, und Schläge das die Gegensätze vermittelnde Verhältnis! —

Für Kunsthistoriker sei übrigens noch die Notiz beigefügt, daß die Baugeschichte des Palatiums zu Avignon unter Papst Klemens VI. (1342—1352), der den Bauten seines Vorgängers Benedikt XII. den Abschluß gab und insbesondere die capella major, die audentia und die terraciae superiores zufügte, sowie die von ihm angeordnete Ausschmückung des Konsistoriums mit passenden Figurenbildern und Sprüchen (der Papst selber verlangte, daß „sub cujuslibet effigie seu figura, aut in rotulis quos suis gestare videntur in manibus seu dicta seu scripta . . . literis grossis et legibilibus scriberentur, libros et capitula in quibus continentur, rubeis literis designando“) in der prima Vita Clementis VI. bei Baluze I. 263 des ausführlichen beschrieben steht.

Und wer sich etwa für die ökonomischen Verhältnisse eines damaligen Kardinals und für die gangbaren Gold- und Silbermünzen interessiert, der möge in Baluzes Urkundenbuch (tom. II. pag. 762) das Inventar über das bare Geld nachlesen, das nach dem Tode des Kardinals Hugo Rogerius im Jahre 1364 sich in seinem „großen roten, mit Eisen beschlagenen“ Koffer vorfand. Die ersten dreißig Säcke, welche die

Testamentsvollzieher herausgriffen und mit der großen Goldwage Stück für Stück prüften, enthielten ein jeder fünftausend Florentiner Goldgulden von seinem Gold und Kameralgewicht, — thut zusammen: 150 000 Goldgulden, ungerechnet dessen, was in den übrigen „sacculis, bursis et panniculis“ an allen möglichen neuen und alten Münzsorten der Christenheit („scutati, pavilhioneles, floreni auri del grayle, grossi Turonenses, librae et solidi sterlingi argenti, moneta nigra regni Franciae“ u. s. w.) enthalten war. Dem frommen Erblasser scheint einiger Goldregen von den Einkünften des Jubeljahrs zugeströmt zu sein. —

Nachdem ich noch im süßen Schlummer mit Avignons babylonischer Epoche mich beschäftigt und einen wütenden Kampf geträumt, in welchem die strengen kurzkapuzigen Franziskaner ein Kloster ihrer Brüder „von der Kommunität“ stürmten und ihre langbekutteten Widersacher zu Thor und Fenster hinauswarfen, war der nächstfolgende Tag einem Rundgang durch die Stadt gewidmet.

Die sich an das Papstschloß anschließende Kathedrale Notre-Dame des Grâces hat ein Portal, dessen korinthische Säulen einem antiken Bauwerk ent-

nommen sind. Verblichene Fresken auf blauem Grund, ein Christus salvator mundi mit Engeln und eine kaum mehr erkennbare Anbetung der Könige (?) sind aus frühitalienischer Zeit und einigen Bruchstücken nach zu schließen feiner behandelt als die Giottos Namen tragenden Malereien in den Inquisitionsräumen des Schlosses. Die Revolution der neunziger Jahre konnte Portal und Kirche nur dadurch vor der Zerstörung retten, daß sie die seltsame Inschrift „monument antique et curieux“ breit anschrieb.

Ein stattlicher, weißmarmorner Papststuhl von plumpen Formen, zur Seite das Relief eines geflügelten Löwenungetüms tragend, erinnert an Avignons klassische Zeit; ebenso das ziemlich rohe Denkmal Benedikts XII., der im Jahre 1342 hier beigesetzt ward. Friedlich ruht unweit dieses Kirchenfürsten ein provençalischer Kriegsmann des sechzehnten Jahrhunderts, Louis Balbe Berton de Crillon, „nommé le brave par les braves eux-mêmes,“ wie die Grabschrift sagt, der, wiewohl er seit seinem fünfzehnten Jahre bei keiner Affaire gefehlt und trotz seiner Wunden von Lepanto sein Leben doch auf vierundsiebenzig Jahre brachte und erst 1615 das Zeitliche segnete.

Wenige Schritte von der Kathedrale entfernt ragt eine von Zugwind stets umblasene Felsterrasse empor, le rocher de Notre-Dame. Diesen stattlichen „Luginsland“ muß man ersteigen, um einen weiten und großartigen Rundblick bis ins Provençalische und ins Languedoc hinüber zu gewinnen. Da kommt von Norden aus weiter Ferne die Rhone längs ihrer turm- und burgengekrönten rebenreichen Ufer einhergeströmt, um sich mit der aus den Meeralpen ihr entgegeneilenden Durance zu vereinigen; — dort drüben an dem rechten Ufer lagerte einst Hannibal mit der karthagischen Armee und ließ Schiffe und Kähne zimmern, bis Mann und Roß und Elephant sicher auf das diesseitige, vom gallischen Landsturm nur schwach verteidigte Ufer des gewaltigen Stromes übersetzen konnten; auch ein reiches Stück Mittelalter steht auf den Hügeln des rechten Rhoneufers in Stein gemauert: das umfangreiche, im Geviertraum die Berghöhe umfassende Fort Saint-André mit seinem dicken, runden Turmgeschwisterpaar am Eingang, seinen hohen Wällen und Zinnen . . . und unmittelbar daneben Villeneuve-les-Avignon mit seinem riesigen, viereckigen, den Rhoneübergang beherrschenden Turm, die jenseitige Fortsetzung

der Papstresidenz, das Grab Innocenz' VI. und Johanns XXII., einst berühmt durch seine Kartäuser und Benediktiner, jetzt durch die Schönheit seiner Frauen.

Der Blick rhoneabwärts, wo sich eine flache Landschaft gen Süden streckt, ist zum Teil verdeckt durch die gewaltigen Massen, Türme, Kapellen und Hofräume des päpstlichen Palastes, sowie der Kathedralkirche. Aber drüben im Osten schaut eine weite, stattliche Bergkette aus dem Nebel, die basses Alpes, die sich um den wolkenumhüllten, schon von Petrarca als Touristen bestiegenen Mont Ventoux schließen und in deren Schluchten auch das ewig gepriesen bleibende Vaucluse versteckt liegt. Unmittelbar unter unsrer abgeplatteten Terrasse dehnt sich groß und mächtig das gegen Wind und Sonne gebaute, weitschichtige, unelegante, hochhäuserige, rings noch mit Stadtmauer und Stadttürmen des vierzehnten Jahrhunderts umzogene Avignon, und drunten in der Rhone selbst ragen düster und verlassen, aber von stiller Poesie umschwebt, die Trümmer eines Werkes, das ich nie ohne Rührung betrachten konnte, die Brücke des heiligen Bénézet.

Der heilige Bénézet, — wie manches auch die Legende an ihm und seinem Brückenbau ausgeschmückt

haben mag, — bleibt immerdar ein guter Heiliger, zu dessen Grab der Künstler lieber pilgert als zu manch anderm prunkenden Monument. Er war das Kind einer noch nicht encyklopädischen und zivilisations-gefirnißten Zeit, wo der Mensch in der Tiefe seines einfältigen Gemütes zufrieden war, einen einzigen Gedanken als Zweck und Aufgabe des Lebens festzuhalten und durchzuführen . . . ein Schäfer aus Alviar in der Landschaft Vivarais, über den, wie hundert Jahr später über seinen schäferlichen Schicksalsgefährten Giotto, die Inspiration der Kunst kam und ihm nicht Ruhe und nicht Rast mehr ließ. Im Jahre 1177 stund der zwölfjährige Hirtenknabe auf den Straßen von Avignon und erzählte jedem der Vorübergehenden, daß er von Gott berufen sei, eine steinerne Brücke über die Rhone zu bauen; den Sachverständigen sprach er verständig wie ein gewiegter Baumeister, den Zweiflern schleppte er, wie die Sage meldet, einen sieben Schuh breiten Stein, den sonst nicht dreißige zu heben vermochten, bis an den Fluß und warf ihn als erstes Fundament hinein, die ökonomisch Bedenklichen wies er auf Gott, der im Schwachen Starkes vollbringt . . .

Begeisterung hat etwas wohlthuend Kontagiöses, man glaubte an den jungen Architekten, der an sich selbst glaubte; Bischof, Geistlichkeit und Volk hatten Freude an ihrem „Benedictulus pontifex“ und schafften die notwendigen Goldgulden herbei; nach zwölf Jahren waren die steinernen Bogen über das breite Gewässer gespannt, das Unglaubliche war geschehen, der wilde, schon dem Altertum ob seiner jähen, reißenden Strömung („Rhodanusque celer“ — „praeceps Rhodanus“) berüchtigte Strom durch eine der stolzesten Brücken gezähmt, und die beigetragenen Gelder und frommen Stiftungen reichten noch aus, um am Eingange der Stadt ein Hospital und eine geistliche Brüderschaft, genannt die „Brüder von der Brücke“, zu begründen.

Sankt Bénézet aber wollte nichts anderes mehr in seinem spätern Alter, als bei seiner Brücke sein; dort, in steter Sorge um das nach Mühe und Not gelungene Werk seines Lebens, von der Brüderschaft zum Prior erwählt, brachte der Hirtenknabe von Alviar den Rest seiner Tage zu. Auf den dritten Brückenpfeiler aber hatte er, der sich's nicht als möglich denken konnte, daß jemand über das große, starke Wasser

wandeln mochte, ohne an die Herrlichkeit Gottes in seinen Strömen zu denken und ein andächtig Vaterunser beten zu wollen, eine anmutig kleine Kapelle angebaut, . . . in diese Kapelle auf dem dritten Pfeiler haben ihn im Jahr 1195, da sein irdisch Tagewerk zu Ende ging, seine fratres de ponte hinausgetragen und begraben, und so ruht er denn, gottvergnügter als ein Pharao in seiner Pyramide, in dem Bauwerk, das er selbst so zu sagen aus seinem Herzblut aufgebaut, und hört die Rhone fröhlich brausen um sein Grab, und das Volk, das einem jeden dankt, der es gut mit ihm gemeint, hat den unstudierten Baumeister heilig gesprochen und ihn unter die vielen Heiligen eingereiht, die nicht im Kalender stehen, aber doch ein ehrend Andenken verdienen.

Die Brücke des heiligen Bénézet ist im Lauf der Jahrhunderte geborsten und steht nur noch als ein ehrwürdiger Torso in der Flut, aber dem Pfeiler mit der Grabkapelle thut die Rhone nichts zu leid; aus dem einst von Boucicaut erstürmten festungsartigen Bau, der unnahbar die Brücke von der Stadtseite umschließt, stieg ich hinüber zu jenem dritten Pfeiler; ein wilder Feigenbaum grünte vergnüglich im flutumrauschten Chor

des verödeten Kirchleins; ich brach mir ein Feigenblatt, das noch jetzt, da ich dies schreibe, aus dem Skizzenbuch als fröhliche Reliquie zu mir herüberschaut, und ich werd' es in Ehren halten, wenn auch die Welt von heute vom heiligen Bénézet von Avignon nichts mehr weiß und lieber zum heiligen Bénazet in Baden-Baden wallfahrtet, der auf seinen grünen Tischen wohlwollend und gnädig ihr Opfergeld entgegennimmt, ohne Brücken davon zu bauen ..., Vingt-et-un, rouge, impair, passe! ...

Die Bevölkerung von Avignon scheint keinen Drang in sich zu fühlen, das Andenken an ihre „babylonische“ Zeit durch ein Denkmal der Gegenwart zu erhalten; dieser rocher de Notre-Dame, von dessen luftigen Höhen der Blick das ganze ehemalige päpstliche Gebiet umspannt, wäre sonst ein geeigneter Platz, eine jener Gestalten in der dreifachen Krone mit Hirtenstab und Schwert in Marmor oder Erz aufzustellen. Statt dessen erhebt sich hoch oben das Standbild eines bärtigen Mannes in langem Talar, der einen Büschel Pflanzenstengel in der Hand hält ... und wer ist dieser eherne Unbekannte, der wie ein Beherrscher auf Land und Stadt und Schloß der Päpste herabschaut? ...

Der Einführer der Krappkultur!

Es läßt sich kaum ein schärferes Symbol des Protestes des französischen Bürgertums gegen alle Erinnerung an die kirchlich feudale Vergangenheit denken, als dieses Denkmal an dieser Stelle. Ob eine bewußte Absicht seiner Errichtung zu Grunde liegt, weiß ich nicht, aber die Fabrikanten und Industriellen und Rotfärber des neunzehnten Jahrhunderts hätten kein bedeutsameres Lied ohne Worte ersinnen können, als indem sie angesichts der in Stein geschriebenen Geschichte der Hierarchie diesen Krappwurzelfarbkraftentdecker, der bereits in den rotgefärbten Hosen der französischen Armee sein vieltausendfältiges Denkmal hat, auf das ehrende monumentale Piedestal erhoben. Und ein neckischer Humor hat es gefügt, daß auch das eherne Standbild den entschiedenen Färberberuf des Krappentdeckers noch auf dem Felsen von Avignon in schöpferischer Thätigkeit fortsetzt, denn infolge von Regen und Oxydation hat das Erz der Figur den schönen weißen Marmor des Fußgestells zersetzend durchdrungen und mit unverlöschlichen Strichen zwar nicht krapprot, aber doch giftig grünspangrün gefärbt . . .

Das Museum Calvet, wohin ich in edler

archäologischer Wißbegier von hier aus meine Schritte lenkte, fand ich in einem jammervollen Zustand, dem ich jedoch keine Thränen, sondern ein pietätloses schallendes Gelächter weihte. So viele Schreckensbilder auch die verheerende Gewalt der Überschwemmungen schon vor meine Augen geführt hatte, auf den Schreck war ich doch nicht gefaßt, ein archäologisches Museum in Wassersnot zu treffen!

Und doch war es so! Die Gewässer selbst waren zwar aus der Museumsstraße wieder abgeflossen, aber die Spuren der gräßlichen Verwüstung noch ungetilgt und unverhüllt zu Tage liegend.

Wie sah es in diesem Hofe aus! . . . Ein Avignonischer Winckelmann hätte sich ein Leid darob anthun mögen! . . . Umgerissen, sündflutlich übereinander geschwemmt, in Schlammformationen gebettet, als sollten sie eine zweite Versteinerungsperiode durchmachen, lagen die antiken Fragmente . . . . hier zu einem Konglomerat zusammengebacken ein Sarkophag mit etlichen Architraven und Stirnziegeln, dort im Gras ein weiblicher Torso unanständig neben einem soliden Meilenstein . . . seitwärts aber unter einer Bretterhütte war ein halb Dutzend verunglückter Götterbilder bereits

wieder aufgerichtet und die Mägde des Inspektors waren in traulichem Verein mit rothosigen Rekruten beschäftigt, unter Singen und Lachen mit Besen, Bürsten und sonstigen „Kriegsmaschinen“ die edeln Marmorleiber von dem schier unheilbar inkrustierten Schmutz zu befreien.

Auch in den inneren verschont gebliebenen Räumen war es zu feucht, um lange zu verweilen; solchen, die sich gerne ihre archäologischen Zähne an etwas schwer Erklärbarem stumpf beißen, nenne ich ein Skulpturwerk von fremdartig scheusalhaftem Charakter, gefunden im Jahr 1849 tief unter dem alten Boden der Kirche von Noves, Departement bouches du Rhône . . . ein großes, breitköpfiges, halb affen-, halb wolfsartiges Ungeheuer in sitzender Stellung, dessen Rachen der halb verschlungene Arm eines Menschen entragt und das in seinen Vordertatzen zwei menschliche Köpfe oder Brustbilder hält.

Ob hier phantastisch rohes frühes Mittelalter, oder gallisch-druidische Menschenopferer, oder gar altphönikische Molochverehrer, denen auf ihren Handelsfahrten die Rhonemündungen gar wohl bekannt waren, sich an den Gesetzen des ewig Schönen so grausam in

Stein versündigt haben, will ich gelehrteren Männern, die mehr Zeit zu verlieren haben, zur Entscheidung überlassen. Die Schlüsselbewahrerin, die mich umherführte, sagte, das Ungetüm sei „une tarasque“. Ein gründlicher Altertumsforscher könnte also auch noch die fabelhafte Geschichte von dem durch die heilige Martha besiegten Drachen, wovon die Stadt Tarascon an der Rhone den Namen trägt, und die noch jetzt dort am zweiten Pfingsttag in festlichem Jubel durch die Straßen geschleppte ungeheure, künstlich bewegliche, rachenaufsperrende, schwanzkrümmende „tarasque“ (das weit in der Provence berühmte, vom lustigen König Réné durch die Statuten der chevaliers de la Tarasque gefeierte Wahrzeichen von Tarascon) mit diesem Steinbild in Verbindung bringen.

Jedenfalls scheint ein starkes Stück alten Heidentums in dem Ungetüm Nr. 51 des Museums Calvet zu stecken, und — seinem Kunstgehalt nach ist es den christlichen Gottesmännern nicht zu verargen, daß sie es dereinst so gar tief unter drei Fundamenten ihrer Kirche ab und zur Ruhe brachten.

Unweit dieser heidnisch barocken Skulptur steht

ein griechischer Grabstein mit der einfachen Grabschrift: Μονοδότη Χρηστή Χαῖρε!*

Es thut unendlich wohl, so nah neben der Barbarei einen Ton reiner, edler Humanität zu vernehmen. Läßt sich einer teuren Hingeschiedenen etwas Innigeres, Vielsagenderes, Bedeutsameres auf das Grab schreiben, als dieser wie Rauschen der blauen Woge des Mittelmeers aufklingende Abschiedsgruß? Wer so dachte, hatte freilich für menschenfressende Ungeheuer keinen Raum in Phantasie und Kunst und Leben. Μονοδότη χρηστή χαῖρε! . . .

Aus der Gemäldesammlung des Museums sind mir nur zwei Bilder in der Erinnerung geblieben, ein erst untermaltes von David: ein fast nackter, im Kampf gefallener kleiner Sanscülottentambour, die trikolore Kokarde am Hut . . . . der tragische Hauch der neunziger Jahre, der damals den Meister selbst elektrisierte, liegt über diesem erschossenen Kinde, von dessen wirklichem Geschick ich vergebens Kunde zu erhalten suchte. — Am Ende eines Korridors aber hängt Horace Vernets bekannter Mazeppa, der, auf den Schimmel

* Edle Monodote, lebe wohl!

gebunden, von Wölfen verfolgt, durch Gedörn und Gestrüpp der russischen Wälder jagt, — von dem Meister der guten Stadt Avignon, der Heimat seiner Väter, geschenkt, und — schwer glaublich, aber doch wahr, — neben diesem Mazeppa hängt derselbe Mazeppa, von demselben Horace Vernet als leibhaftiger Doppelgänger oder vielmehr Doppelreiter, abermals ... eine Anordnung und Gruppierung, die den spießbürgerlichen Mäcenaten von Avignon alle Ehre macht. Bei unvorsichtigem Rapierfechten der Schüler auf Vernets Atelier war nämlich der erste Mazeppa von einem Florettstich durchbohrt worden, der der Leinwand einen schweren Riß beibrachte; der Meister entschloß sich edel und kurz, das Bild zum zweitenmal zu malen, und schenkte das zweite unversehrte der Gemeinde Avignon. Da aber die weisen Väter der Stadt vernahmen, daß das erste wieder kunstreich geflickt und retouchiert sei, war ihnen das Gefühl, daß zu Paris nun dennoch jemand durch Erwerb des ersten echten Mazeppa den ihrigen verdunkeln könne, so unerträglich, daß sie auch den florettdurchbohrten noch erwarben ... und der provinziale Stolz darf sich jetzt den Parisern rühmen, daß er etwas ganz Originales von Horace Vernet

besitzt, nicht nur einen, sondern zwei Mazeppa — und beide nebeneinander aufgehängt! . . .

Die Abendstunden des zweiten in Avignon verlebten Tages vergingen mir, wie schon manche frühere, in heiterem Ärger über des Herrn von Thümmel Reisen in die mittäglichen Provinzen von Frankreich. In der Hoffnung, über Land und Leute etwas zu erfahren, hatte ich den vielgepriesenen Touristen zu mir gesteckt, aber zu meiner Betrübnis mußte ich wahrnehmen, daß man etliches von der glückseligen Natur eines Haarkräuslers und Tanzmeisters, oder von der „schönen Naivität der Stubenmädchen zu Leipzig" in die Adern gemischt haben muß, um diesen „Klassiker deutscher Nation" auf dem Schauplatz seiner Thaten mit Genuß würdigen zu können.

Es mag seiner Zeit sehr pikant gewesen sein, als vornehmer Hypochonder mit einem treuen Johann und einem wohlgenährten Mopse südwärts zu ziehen, um „durch Rütteln und Schütteln der Postchaise den freien Gebrauch der blasierten Seelenkräfte wieder zu erlangen", es mag auch für den, der weder aus Natur noch aus eigenem waghalsigen Abenteuer in fremdem Land neue elektrische Regung in den müden Geist zu

leiten versteht, eine Angelegenheit äußerster Wichtigkeit gewesen sein, ein hochbusig provençalisches Naturkind als Berliner Anakreon über die mythologischen Verhältnisse Gott Amors zu belehren oder die Freundin eines avignonischen Dompropstes durch ein geweihtes Strumpfband zu erobern ... mögen auch recht schöne Sachen in den sorgsam frisierten und gepuderten Oden und Lehrgedichten stehen, die der Verfasser, um sich „sanft über lästige Zeiträume zu heben", kunstreich zu bauen weiß: aber wer außer der süßen Person des mit verführerischen Brusttüchern und Schürzen so ernste Kämpfe kämpfenden Hypochonders noch etwas von den mittäglichen Provinzen oder den gesellschaftlichen Zuständen des Landes, das damals in stiller Schwüle gewaltigen Dingen entgegenging, kennen zu lernen wünscht, der belastet sich vergeblich mit diesen Bänden.

Und daß noch auf dem Markt des heutigen Tages — nachdem die großen Gewitter um den deutschen Parnaß die Luft gereinigt, nachdem selbst Vater Wieland, der ähnliche Dinge doch noch mit gesalzener Grazie auf hellenischer Flöte zu blasen verstand, bereits viel Staub ansetzt und böse Menschen die Entdeckung gemacht, daß jener tändelnd empfindsame Esprit

unsrer galanten Vorväter oftmals von Fadheit gar nicht weit verschieden; daß in diesem kritischen, geschichtlichen Jahrhundert der verdauungsgestörte und aus medizinischen Gründen leichtsinnige Reisende durch Frankreich als Klassiker deutscher Nation der gläubigen Lesewelt gespendet wird: das ist ein heiteres Stück, worüber er vielleicht selber im Grabe ein Lächeln aufschlägt, und beweist eben, daß die deutsche Nation ein unabweisbar Bedürfnis hat, alles, alles, selbst ihre Klassiker oktroyiert zu erhalten.

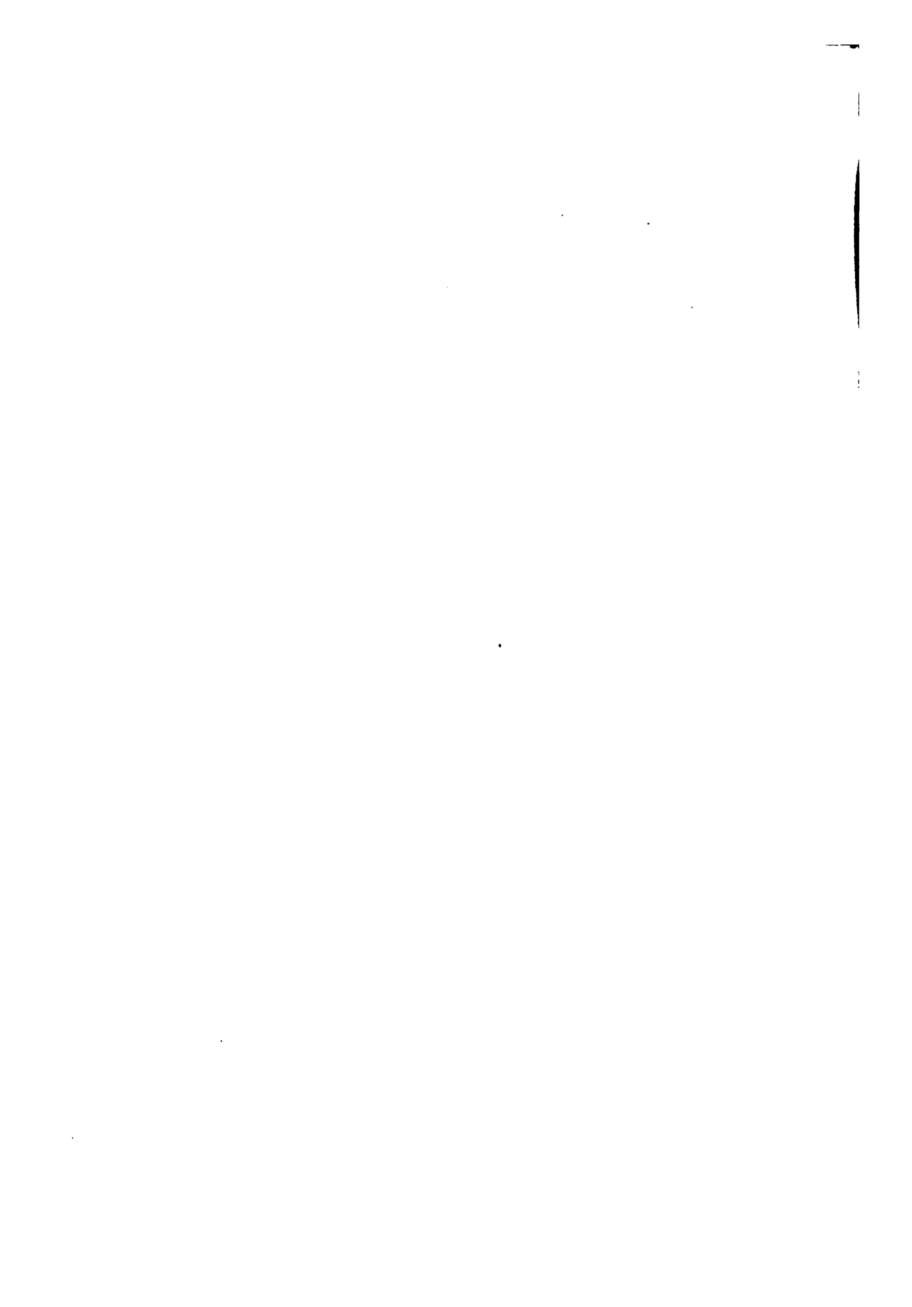
. . . Bis zu der erhebenden, zehn Strophen erfüllenden Ode auf den Tod seines im schönen Süden an Schwermut gestorbenen Mopses vorgedrungen, beendigte ich für diesmal die Lesung des deutschen Klassikers, entschlossen, des folgenden Tages an ein Örtlein hinüber zu fahren, wo man seiner Zeit einiges mehr von Poesie in Wort und Leben verstand: an den Quell von Vaucluse!





Ein Tag am Quell von Vaucluse.

(1857.)



„In una valle, chiusa d'ogn' intorno,
Ch' è refrigerio de' sospir miei lassi,
Giunsi, sol con Amor, pensoso e tardo.

Ivi non donne, ma fontane e sassi.
E l'immagine trovo di quel giorno,
Che 'l pensier mio figura ovunqu' io sguardo."

Ein anmutiger Weg führt durch reich angebaute Campagnen, mitunter auch durch einsames Heideland von Avignon ostwärts dem kahlen, mauergleich die Landschaft abschließenden Kalkgebirg entgegen, in dessen vielfach zerklüfteten Abhängen Thal und Flecken Vaucluse sich eines weltabgeschiedenen Daseins erfreuen. Ein leichtes Fuhrwerk, befehligt von dem wackern Avignoner Kutscher Godefroi Lefort, welcher, um seine Lippen nicht mit gotteslästerlichen Reden zu entweihen und doch andererseits der süßen Gewohnheit des Fluchens nicht zu entsagen, den seltsamen Kraftausdruck „grenouille de Dieu!" als

drittes Wort zu gebrauchen pflegte, trug uns an einem fröhlichen Sommermorgen in holperndem Trabe dorthin.

Unweit des Städtleins L'Isle stießen wir auf eine seltsam wandernde Gesellschaft: etliche Männer in Blusen zogen einen tuchüberspannten Wagen, darin ein blasses krankes Weib saß, eine zigeunerartige Alte kam almosenheischend zu uns herüber. „D'où venez Vous?“ sprach ich sie an; sie aber schüttelte das Haupt und sagte abwinkend: „Versteh' nicht französisch.“

Also fahrende Leute deutschen Stammes auf offener Landstraße zwischen Vaucluse und Avignon. „Deutsch denn!“ fuhr ich fort, „woher des Weges?“ — „Von Marseille.“ — „Was dort gethan?“ — „Am Hafen gearbeitet, Lumpen gesammelt.“ — „Sonst nichts?“ — „Ja doch.“ — „Was denn?“ — „Auch Knochen aufgelesen.“ — „Wohin jetzt?“ — „Heim, nach Sulz im Elsaß. Es wird zu heiß in Marseille.“ ... Sie wiesen uns zu förmlicher Legitimation ihren Paß vor. „Grenouille de Dieu!“ sprach Godefroi Lefort, der Kutscher, da er die Insignien des Kaiserreiches auf ihrem Reiseausweis wahrnahm, „voilà des Français qui parlent un beau patois!“

... Es waren trübselige Betrachtungen anzustellen über die Beteiligung der Menschen deutscher Zunge an den Spenden des Mittelmeeres ... Vorüber, vorüber! ... Wir gaben den Leuten von Sulz ein reichliches Almosen und wünschten ihnen Glück zur Heimfahrt oder vielmehr zum selbst sich befördernden Heimschub.

Bald waren wir an Ort und Stelle. Vaucluse und Petrarca! es wird wenig Namen geben, die in der Überlieferung der Menschen so ananeinander gelötet sind wie diese zwei. Der alte Poet ist nicht nur geistig, sondern auch volkswirtschaftlich der Patron von Vaucluse geworden, man lebt und zehrt von seinem Andenken, der Kutscher verdankt ihm die Bestellung seiner Wagen, der Wirt den Besuch seines Gasthofes, der Fischer in der Sorgue den Verkauf seiner Forellen. Darum steht auch gleich bei der Einfahrt ein Obelisk mit der Inschrift à Pétrarque, an der freilich etliche Buchstaben abgefallen sind, so daß jetzt nur noch der Hieroglyph A .. TRA . QUE. sichtbar ist. Der Gasthof aber trägt das stattliche Schild: „Hôtel de Laure et de Pétrarque!"

Man macht verschiedentliche Erfahrungen an Wirts-

hausschildern im Lauf eines zu häufiger Einkehr verurteilten Lebens; — seit ich dereinst zu Pompeji im Café restaurant zum „Diomedes“ unweit der Eisenbahn mein Beefsteak nach der Karte und meinen Seefisch verzehrt, konnte es nichts Erschütterndes mehr haben, auch bei der Laura und beim Petrark einzukehren. Vielleicht daß unsre Enkel einstmals in Sesenheim ein stattlich Wirtshaus „zur Friederike und zum Goethe“ oder bei Wetzlar eine Brauerei „zum Werther und zur Lotte“ vorfinden; — die Nachwelt hat verschiedene Formen, sich vergangener Liebe zu erinnern.

Wir bestellten eine Mahlzeit und gingen vorerst, ehrfürchtig wie sich's an einem Orte geziemt, dessen Wirtshäuser solche Namen tragen, zu der eine Viertelstunde entfernten Quelle.

Petrarca war ein landschaftlicher Feinschmecker; es mag einer in vieler Herren Ländern suchen, bis er ein so reizendes, zu einsamer Pflege der Musen geeignetes, mit immer frischer Naturfülle das Gemüt anmutendes Örtlein gefunden, und wenn von ihm nichts bekannt wäre, als daß er die üppig lärmende Papststadt am Rhoneufer verlassen, um an diesem kühlrauschenden Felsquell festgesiedelt ein otium cum dig-

nitate zu pflegen, so würde es genügen, den Mann von gediegenem Geschmack, den Kenner eleganter Natur zu bekunden.

Der Pfad zur Quelle der Sorgue, jener „dolce sentier, che sì amaro riesci“ zieht sich auf deren rechtem Ufer, an einer Felsgrotte, dem „trou du Coulobré“, das die Sage zur Behausung des vom heiligen Veranus vertriebenen Drachen macht, den Felsen entgegen. Genüber ragen auf steilem Abhang, von dunkelm Gebüsch und einer Gruppe von Pappelbäumen umsäumt, über verschiedenen winklichen Häusergruppen und turmartigem Gebäu die Ruinen des Schlosses von Vaucluse, das die Grafen von Toulouse einst erbauten und später den Bischöfen von Cavaillon abtraten, deren einer, Philipp von Cabassole, Petrarcas Zeitgenosse und Freund war, von ihm durch Zueignung der Schrift de vita solitaria und manches freundschaftliche Sendschreiben geehrt.

Die Landschaft ist äußerst malerisch, Stift und Pinsel zur Nachbildung wahrhaft herausfordernd.

Mächtige, über 2000 Fuß hoch senkrecht aufsteigende Kalkfelsen von grauer, oft gelblich braun unterbrochener Färbung umschließen in pittoresken Formen das enge

Thal. Ihre Wände sind kahl, fast ohne alle Vegetation; nur den Ufern der Sorgue entlang und vorn beim Flecken Vaucluse üppiger Baumwuchs und graugrüne Olivenpflanzungen. Schutthügel, mit Felsblöcken übersäet, strecken sich an den Abhängen, durch sie bricht sich das rauschende starke Bergwasser Bahn.

Am Ende des Thales, da wo es durch eine kaum übersteigbare riesige Wand im wahrsten Sinne des Wortes abgeschlossen ist, — in einer förmlichen Felsensackgasse fanden wir denn, still und lauschig, den Quell, die „Sorgia, rex fontium“, ein ruhig tiefes, blaugrünes, wundervoll durchsichtiges Gewässer, das reich und breit und gleich mit Stromesstärke aus geheimnisvoll unergründeter Spalte der Kalkwand zu Tage springt und umittelbar am Ende seines, einem Miniaturgebirgssee ähnlichen Beckens in schäumendem Fall über moosdunkle Felsen thalab stürzt.

Der Wasserstand war ein sehr hoher; — zu andern Zeiten senkt sich oft, ohne äußerlich erkennbaren Grund, der gesamte Quell und verschlüpft fast ganz in die Tiefen des Berges, so daß man weit in die Höhlungen des seltsamen Bassins hinabsteigen kann.

Wenige Feigenbüsche, mühsam und ängstlich an

die Ritzen des kahlen Gesteins sich anklammernd, wiegten ihre Äste über dem klaren Spiegel; die Ruhe des Quells, die tiefe Durchsichtigkeit der Wasserfläche, auf deren Grund hellgrüne Schlingpflanzen die meerdunkle Farbe des Bergwassers unterbrechen, kontrastiert prächtig zu dem wenig Schritte davon beginnenden, milchweiß aufschäumenden Sturz und Entrauschen.

Hier ist wahrhaft ein geschlossen Thal — ein procul abeste profani! — ein Bad zu wohligem Herumplätschern für Nymphen und Najaden und all in den Spalten wohnendes Gnomenvolk, — ein Ort der Erinnerung und träumenden Selbstvergessens, ein echter Poetenwinkel, geeignet, auch viel Jahrhunderte nach Petrarca bei kühler Sommerfrische, genügender „Naturverpflegung“ und einigen andern notwendigen Voraussetzungen einen epigonischen Mann zu Sang und wohllautendem Auftönen der Seele zu begeistern.

Hier begreift sich's, wie Petrarca bei der naturtreuen Schilderung des Thales, die er seiner vita solitaria (lib. II. tractat. X. cap. 2.) einflocht, sich an den Ausspruch Senecas gemahnt finden mochte, daß der Anblick solcher nicht durch Menschenhand, sondern durch Kräfte der Natur in die Felsen gehöhlter Wöl-

bungen das Herz mit frommem Schauer durchziehe und daß der plötzliche Ausbruch eines Flusses aus verborgener Tiefe zur Gründung von Altären aufforderere.

Es wollte mir wehmütig zu Sinn werden, da ich den Blick in dieser Felswildnis sich ergehen ließ. Der landschaftliche Eindruck ist beinahe der gleiche wie auf der Insel Capri, — als ob das Gebirg von Vaucluse unter dem Meere sich fortziehe bis zum Busen von Neapel und gegenüber dem Vesuv sein Haupt wieder aus den Wellen erhebe; — dort in den Abhängen des Monte Solaro wie hier an Petrarcas Quell dieselben hohen Abstürze von hellem Kalkstein, dieselben seltsamen Spalten und Grotten, dieselben Feigenbüsche und Oliven ... mein Herz wollte schier Heimweh bekommen nach den flachen Dächern jenes glückseligen Eilands, da es so lebhaft seiner gemahnt ward.

Touristen aus allen Weltgegenden haben ihre Namen an die Felsen geschrieben, gepinselt, eingehauen ... auch eine Inschrift, wahrscheinlich den Wasserstand betreffend, erscheint an der Felswand, wenig über der Höhe der Quelle. Eine fröhliche Gesellschaft war unten am Saume des Wassers gelagert; Herren und Damen

hatten einen kühlen Trunk geschöpft und ließen ihn, nachdem sie übrigens eine Anzahl Weinflaschen schon vorher ausgetrunken, zu Ehren der Laura und ihres Freundes die Runde machen ... Überall Petrarca, und nichts als Petrarca! Zu Vaucluse ist kein Kraut wider ihn gewachsen.

Sein Wohl aber im Wasser seines eigenen Quells zu trinken, schien mir unangemessen. Darum, um auch meinerseits dem Ort und seinem Genius den schuldigen Tribut abzutragen, streckte ich mich hoch oben auf einer Felsplatte in den Schatten und verfertigte, denn jede andere Form wäre hier eine Versündigung gewesen, ein wohlgedrechseltes Sonett, sagte, was ein gebildeter Mensch unter solchen Umständen sagen kann, Lob und Preis a) des Quells, b) des Mannes, der hier so viele und schönere Sonette gemacht, schloß mit der angemessenen Wendung:

... ein halb Jahrtausend ist thalab gerauschet,
Seit hier die Nymphen Lauras Freund belauschet,
Stumm ruht die schatt'ge Wildnis und verschwiegen,
Doch ewig strömt, wie hier Petrarcas Quelle,
Der Dichtung Born in bergesfrischer Welle:
Was aus der Tiefe kommt, kann nie versiegen!

schnitt sodann ein Blatt aus meinem Skizzenbuch, schrieb das Poem reinlich darauf, verschloß es in eine der Flaschen, welche die französische Gesellschaft unterhalb samt andern Frühstückstrümmern zurückgelassen, und warf die Flasche und Sonett in die Tiefe der Flut — gleich einem jener Weihgeschenke, welche die Sauerwassertrinker des Altertumes nach glücklich vollbrachter Kur den Nymphen zum Dank in die Quellen versenkten. Da ich aber bei dieser Gelegenheit, den Widerhall der Felswände zu prüfen, mit starker Stimme: „Petrark! Petrark!“ rief, klang leise gehaucht ein „. . . Arg! Arg!“ zurück, so daß ich von jeder weitern Behelligung des Echo sofort abstand.

Noch lange blieb ich oben auf meinem Steinblock sitzen, in der Lesung der rime des Meister Francesco vertieft; das Rauschen des Quells und der flutende Wohllaut seiner Sonette war zwiefache Musik; vieles bekommt an Ort und Stelle erst seine Gestalt und scharf und plastisch springt oftmals ein Stück Landschaft, eine Felswand, ein Gebüsch, der Quell selber, sozusagen der ganze Vaucluser Lokaleindruck aus den melodischen Sängen. Wie die Staatsweisen herausfanden, daß ganze Nationen eigentlich nur der menschlich formulierte

Ausdruck ihrer Heimatserde sind, so ist's auch für Erkenntnis des Poeten unerläßlich, den Boden seiner Schöpfungen zu kennen,

... „Scis, quo colle sedes? majestas quanta locorum est?“ ...

und hinterwärts von Langensalza und Halberstadt darf man wohl bis an das Ende der Tage vor der Gefahr sicher sein, von petrarchischen Sonetten überflutet zu werden.

Inzwischen hatte die Wirtin „zur Laura und zum Petrark“ ein treffliches Mittagsmahl bereitet und schickte ihren Boten, der mich zu soliderer Beschäftigung nach Vaucluse zurückrief. Mit Befriedigung überzeugte ich mich, daß für Petrarcas Frühstücke und gesamte „Naturverpflegung“ in diesem einsamen Thal genügend gesorgt und namentlich seine Festtagstafel mit erlesenen Gerichten ausschmückbar war; der Quell vereinigt das Nützliche mit dem Schönen und liefert nicht nur die Anregung zu unsterblichen Gesängen, sondern auch feine Aale, schmackhafte Forellen und delikate Krebse, — bei lukullischem Festmahl zu prangen würdig.

Nach vollbrachter Mahlzeit bemerkte der Kutscher

Lefort, es sei durchaus notwendig, auch Petrarcas Haus in Augenschein zu nehmen. Ich hieß ihn eine Flasche Wein zu sich stecken und überschritt unter seiner Führung die Brücke der Sorgue, um ins Innere von Vaucluse zu gelangen. Die Hauptstraße des Städtleins ist ein durch den Fels gehauener Tunnel, Rest des Aquädukts, darin einst die Römer das Wasser der Quelle nach den Niederungen von Arles hinüber leiteten.

Das Haus eines Herrn Tacussel, unmittelbar an die steilen Nagelfluhfelsen angelehnt, deren weitere Wände die Reste des Schlosses der Grafen von Toulouse tragen, wird als das des Dichters gezeigt.

Es mag sein ... Lage und Örtlichkeit stimmen ganz mit den Beschreibungen, die er selber von seiner Klause entwirft.

Ein einfach viereckig steinern Wohnhaus mit flachem Dach, am Eingang rückwärts eine kleine Veranda, der von der Straße hereinführende Gang von Reben umrankt, ein Garten mit üppigen Feigenbüschen und mächtigen Lorbeerbäumen, dessen Mauern von der kühlenden Flut der Sorgue umspült sind ... alles im Schatten darüberhangender dunkler Felsen ... jenseits der Straße in kecken Linien die Ruinen des Schlosses

emporsteigend: das war's ungefähr, was in jenem traulichen Winkel, den einst die Römer den Nymphen der Quelle geweiht, zu erschauen war.

Es lagert eine poetische Luft über jenem Örtlein; ich entschied mich ohne weitere Kritik dafür, daß Petrarca wirklich seine fünfzehn Vaucluser Jahre hier verlebt, und begriff mehr und mehr, wie er mit solcher Liebe seinem „geschlossenen Thal“ zugethan und oft in Versuchung sein konnte, sich gänzlich permanent hier zu erklären.

Noch war das Haus, wie er es einst geschildert, jucundum, solitarium, salubre et paucorum bene concordium hospitum late capax . . . (Epistol. lib. VIII. ep. 118.), noch ragte vorn im Garten am feuchtfrischen Ufer hoch und stolz der Lorbeer, wie jener, von dem er einst gesungen:

. . . così cresca 'l bel lauro in fresca riva
E chi 'l piantò, pensier leggiadri et alti
Nella dolce ombra al suon dell' acque scriva!

noch strömte murmelnd das Flüßlein vorüber, das einst zu jeder Stunde mit ihm geweint:

. . . 'l bel rio ch'ad ogni or meco piange,

das er, in dichterischer Licenz der Beschreibung, durch seine Thränen anschwellen machte,

— fiume che spesso del mio pianger cresci —

und in Erfüllung gegangen war die stolze Prophezeihung, die er seinem Freund Olympus ausgesprochen, daß in Zukunft bei vielen der Ort Vaucluse nicht weniger durch seines Poeten Namen als durch den wundersamen Quell gekannt sein werde . . . (Opinari ausim, apud multos non minus locum meo nomine quam suo miro licet fonte cognosci. Epistolar. lib. VIII. ep. 116.)

„Hier also,“ — schrieb Meister Franciscus Petrarca dereinst selber — „hab' ich die Sorgen der Stadt mit ländlicher Ruhe vertauscht, diesen Ort hab' ich nicht durch meine Wahl allein, sondern auch durch eine ländliche Mauer und, wie ich hoffe, durch noch solideres Zement, durch Wort und Dichtung, nach Kräften zu schmücken gesucht. Hier — denn mit Freuden denk' ich daran, — hab' ich meine „Africa“ begonnen, mit solchem Ungestüm und solcher Einsetzung geistiger Kraft, daß ich jetzt nur wie eine Schnecke auf jenen Spuren einherschleiche und fast selber von meiner Keckheit und

dem großen Fundament des Werkes erstaune. Hier hab' ich keinen geringen Teil meiner Episteln in gebundener wie ungebundener Rede und meine bukolischen Dichtungen vollendet, — in einer Kürze der Zeit, darüber du dich verwundern würdest.

Kein Ort gewährte mir mehr Muße und schärfere Anregung, die ausgezeichneten Männer aller Länder und Jahrhunderte um mich zu versammeln; in jener Einsamkeit hab' ich die vita solitaria und das otium der Religiosen in einzelnen Abhandlungen auszuführen und zu preisen unternommen.

... In jenen Schatten endlich hofft' ich, die jugendliche Glut, die mich so lange Jahre feurig verzehrte, zu kühlen; schon in frühem Alter war ich gewohnt, dorthin wie zu einer festen Burg zu flüchten. Aber ach mir Unvorsichtigem! das Heilmittel selber wandte sich zu meinem Verderben, die Sorgen, die ich mitgenommen hatte, loderten hoch auf, in der öden Einsamkeit war niemand, der mir löschen half, so ward ich nur um so verzweifelter entzündet, die Flamme des Herzens schlug aus meinem Mund und ich erfüllte Thäler und Lüfte mit klagenswertem, aber, wie manche gesagt haben, süßem Gemurmel. Hier entstanden in

der Vulgarsprache die Dichtungen meiner jugendlichen Kämpfe, über die mich jetzt Reue und Scham befällt, die aber bei allen, welche an derselben Krankheit leiden, so sehr beliebt sind.

. . . Solang ich lebe, wird jener Sitz mir der angenehmste sein, durch die Erinnerung an meine jugendlichen Sorgen, deren Reliquien mich noch in diesem Alter eifrig beschäftigten.

Aber wenn ich nicht selber mich irre: anderes hat der Mann zu treiben, anderes der Jüngling. Ich hatte in jener Lebenszeit nichts anderes gesehen; richtiger Erwägung stand blinde Liebe entgegen, Schwäche der Jugend und Mangel an Rat; es stand entgegen die Ehrfurcht vor meiner Beherrscherin, unter deren Scepter zu leben mir mehr wert war als Unabhängigkeit, ja, ohne welche mir an Freiheit und Lebensfreude etwas fehlte. Jetzt freilich hab' ich jene und alles, was Süßes übrig war, in e i n e m Schiffbruch verloren, und — nicht sprech' ich's ohne Seufzen aus — mein einst so blühender Lorbeer (laurus), der allein mir die Sorgue und die Durance herrlicher machte als den Ticino, ist von jähem Unwetter getroffen verdorrt . . ."

Hier in dem lorbeerumbuschten Garten an der

Sorgue, in dem „Hortulus qui fontibus imminet ac rupibus subjacet“ blieb mir denn wiederum nichts übrig, als dem Meister Francesco Petrarca eine Stunde der Erinnerung zu widmen.

Er war ein Mann eigenen Schlages, der große „Rimatore“ und „Sonettatore“; selten wird ein Poet in so mannigfaltigem, chamäleontisch farbenschillerndem, widerspruchsvollem Bild auf die Nachwelt übergehen.

Die große Menge, die seinen Namen als einen berühmten auf der Zunge führt, weiß freilich wenig anderes von ihm, als daß er in seinen jungen Tagen nach Avignon kam und alldort — wie das Basler historisch-geographische Lexikon von 1736 treffend bemerkt, „mit Laura, einem Frauenzimmer, bekannt wurde, welche er gar sehr liebte und in seinen Schriften auf eine ungemeine Art herausstrich.“

Andere wissen dann noch weiter, daß er für diese Laura über zwanzig Jahre lang schwärmte, bis sie, von der Pest hinweggerafft, ihm entrissen ward; daß er dann nach ihrem Tode, wie das Leipziger Konversationslexikon ergreifend zu berichten weiß, „für alles dankte und wieder nach Avignon ging, wo er am Grabe seiner Laura abwechselnd dichtend weinte und

weinend dichtete," — ja, daß er durch die Masse von Sonetten und andern rime, die er behufs der „Herausstreichung" seiner Angebeteten fertigte, nebenbei auch Schöpfer einer italienischen Lyrik und Dichtungssprache ward.

Belehrt man sich dann des näheren über jenes Verhältnis zur Laura, so findet man in besagter Konversationslexikonsüberlieferung eine so glänzende, herzrührende Schilderung, daß man begreift, wie der Wirt zu Vaucluse noch fünf Jahrhunderte nach dem beiderseitigen Tod ein solches Liebespaar auf dem Schilde seines Gasthofes verewigen konnte. Es wäre unrecht, hier zu verschweigen, was das unvermeidliche Leipziger Lexikon hierüber des nähern vermeldet. „Laura war die Tochter des Ritters Audibert von Noves und seit 1325 mit Hugo von Sade in Avignon vermählt. Sie war eine der vollkommensten ihres Geschlechtes, ihre Augen waren zärtlich und feurig, ihre Augenbrauen glänzend wie Ebenholz, ihre Haare golden und von der Hand des Liebesgottes selbst gesponnen (!), ihr Hals blendend, ihr Antlitz von einer Röte gehoben, welche die Kunst sich vergeblich bemüht nachzuahmen, ihr Mund voll Perlen und Rosen (!),

ihre Stimme rührend und sanft, ihr Gang leicht und zierlich, und über ihr ganzes Wesen war bezaubernde Anmut und reizvolle Sittsamkeit ausgegossen.

Petrarca zählte dreiundzwanzig Jahre, war ein blühender Jüngling, lebenskräftig und wohlgestaltet, als er die Schöne zum erstenmal erblickte und die hellen Funken der Liebe in sein Herz niederfielen. Seine Seele, die das Feuer der Liebe noch nicht empfunden hatte, stand auf einmal in vollen Flammen. Er fiel in das Netz, worein bezaubernde Gebärden, englische Wörtchen, Anmut, Sehnsucht und Hoffnung ihn fingen. (!) Zwanzig Jahre lang liebte er diese Laura, ohne irgend eine andere Gunst als bisweilen einen freundlichen Blick oder ein sanftes Wort zu erhalten; neunmal ist sie Mutter geworden, und die Blüten ihrer jugendlichen Reize und ihres Körpers fielen ab, aber immer noch blieb sie die Seele seiner Gesänge u. s. w. Eine solche Liebe war nicht von gemeiner Art, sie war geistiger Natur (!) und wirkte geistig in den Dichtungen Petrarcas . . . (!!)"

So der Mann von Vaucluse, wie er bei löblichen Konversationslexikons-Abonnenten, also bei der Mehrzahl der „gebildeten Welt" fortlebt.

Sodann aber giebt es eine Gattung ernster, zugeknöpfter Leute, die gewöhnlich Brillen tragen, auf Liebesgeschichten nicht gut zu sprechen sind und es in betreff von Sonetten und Kanzonen mit ihrem Freund Cicero halten, der da sagte: Und wenn ich doppelt so alt werde, als ich bin, weiß ich doch nicht, woher ich die Zeit nehmen sollte, unsre lyrischen Dichter zu lesen. Aber auch diese nicken bekannt, wenn sie den Namen Petrarca hören, schlagen ein Handbuch der römischen Litteratur oder einen Band hallischer Encyklopädie auf und holen aus einem wohleingeschachtelten Paragraphen oder Artikel ein ganz ander Bild des Mannes hervor. „Francesco Petrarcha“ — klingt es uns da entgegen . . . „Wiedergeburt des Altertums durch Wort und Beispiel . . . in römischen Dichtern bewandert, übertraf sein Jahrhundert in Gelehrsamkeit (siehe unten!) . . . Großartiges formales Talent und feines Gefühl für die verschollenen Reichtümer der antiken Welt . . . ohne Gelehrter oder origineller Stilist zu sein (siehe oben!) . . . vereinzelte Stellung, mitten in abschreckender Barbarei der Scholastik . . . seinem Eifer gelang es bereits, einige Handschriften, namentlich des Cicero, nebst Münzen und andern Altertümern zu sammeln u. s. w.“

Respekt vor diesem Petrarca, wie ihn deutsche Philologen und originellere Stilisten, als er selber einer war, sich vorstellen! Wird euch nicht, als sähet ihr ihn im Garten vor seinem Häuslein auf und ab wandeln, den langen Schlafrock umgethan, die lange Pfeife rauchend, mit Wiedergeburt des Altertums und „rechtschaffner Erudition“ beschäftigt? . . .

Gedenk' ich aber eines Mannes am grünen Neckar, den ich an manch schönem Sommertag auf der Kegelbahn des Heidelberger Museums so manch schönen Wurf ins Volle und nur selten einen „Pudel“ schieben sah, gedenk' ich des verehrten Lehrers, der als oberster Hofrichter über italienische Poesie zu Gericht sitzt, dann kommt wiederum ein ander Petrarcabild zum Vorschein: weh dir, Messer Francesco, rausche traurig, o Quell von Vaucluse, klaget, ihr Nymphen der Sorgue, zittert, ihr Pappeln des Dichtergartens, zerspringt, ihr Saiten provençalischer Mandolinen . . . die deutsche Litterar-Historie ist über euern Freund gekommen, eine schreckliche Alte, unbekannt der glücklichen Jugend der Menschheit; sie trägt ein Schnurrbärtchen um die Lippen, Warzen am Kinn und vor Rheumatismus schützende Filzschuhe, — mit Papierschere und

Radiermesser werden die seligen Dichterleichen seciert, Excerpte und Aktenbündel herbeigeschleppt, Totengericht gehalten und das Urteil mit Entscheidungsgründen ausgefertigt — alles so gelehrt, so unzweifelhaft, so hochnotpeinlich, daß keine Berufung und keine Begnadigung mehr möglich ist. Armer Petrarca! auch deine Sündenregister sind gefertigt, die Schleier gelüftet, — leg ab den Königsmantel, zahl die Sporteln deiner Verurteilung und zeuch ein in das große Zucht- und Arbeitshaus, das die deutsche Kritik statt eines Pantheons den Poeten zu erbauen pflegt! Wie kann ein gebildeter Mensch noch künftig nach Vaucluse fahren und sich mit Erinnerung an eine so zweideutige Größe beschäftigen?

„Petrarca ist einer von jenen sonderbaren Männern, welche von zwei Seiten betrachtet werden können und müssen; ein Mann, der in seinem Leben viel Schein machte und auf Schein hielt, um die Litteratur aber ein außerordentliches, wirkliches Verdienst hatte; ein Mann, den der Schein unter seinem Volke zum höchsten Grade des Ruhms erhob, den die Nachwelt ohne sein scheinloses, stilles Verdienst wenig achten würde, ein echter Troubadour, an allen Höfen beliebt,

allen schmeichelnd, der doch zugleich das der Troubadourpoesie feindliche und widersprechende Element der alten Klassiker eifrig hegte; ein Mann, der in seinen Schriften in die Politik spielte, immer den alten Ruhm und die Tugenden der freien Römer im Munde führte, dabei aber allen großen und kleinen, weltlichen und geistlichen Tyrannen und Unterdrückern der Freiheit den Hof machte, der in seinen Schriften die glühendste Vaterlandsliebe zum besten gab, aber nie in seinem Vaterland war und nichts dafür gethan hat, der nach seinem Charakter und poetischen Genie unendlich tief unter Dante steht und leider einen unendlich größeren Einfluß auf die italienische Poesie gehabt hat."

Wie kann man noch mit Seelenruhe im Gasthof zur „Laura und zum Petrarca" frühstücken, nachdem nachgewiesen ist, daß „seine und Lauras Liebe ohne Zweifel in der ersten Zeit wahr gewesen, aber gleich von Anfang an etwas Ungesundes, Giftiges in sich trug", daß ihn „nur die Eitelkeit in diese Leidenschaft hineinriß, nur Eitelkeit und das schlaue Betragen der Laura darin festhielt?"

Wie noch das Haus an der Sorgue betreten, wenn man weiß, daß der Sänger, während er seine

ätherischen Sonette schuf, darin mit einer Haushälterin gewirtschaftet, ja, daß er 1337 durch die Geburt eines natürlichen Sohnes überrascht ward, nicht von Laura, sondern von einer andern „Person“ in Avignon, den man ins Kirchenbuch eintrug als natus de soluto et soluta? Wie noch seine vierzehnzeiligen Ergüsse lesen, jene „sinnliche Troubadourtändelei ohne Sinn und Gehalt, bloß für den Schein und die äußere Form bearbeitet?“ wie seine patriotischen Briefe, wenn er sich anerkanntermaßen „zu einer politischen Gesandtschaft hergegeben, die auf seine Ehre entweder in Hinsicht auf seine Moralität oder seinen Verstand einen häßlichen Flecken wirft?“

Armer Petrarca, eifersüchtiger, neidischer, schmeichelnder, kriechender, sophistischer Windmacher, selbst in das Laboratorium deiner Gedanken ist man eingedrungen und hat die Rezepte gefunden, wie du deine Dichtungen gefertigt!

Und es ist nicht zu leugnen, daß es sehr komisch klingt, wenn man liest: „Ich habe dieses Sonett auf Antrieb des Herrn angefangen den 10. September bei Tagesanbruch nach meinen Morgengebeten.“ — „Ich werde diese zwei Verse von neuem machen müssen und

sie singen und ihre Folge umkehren. Drei Uhr morgens, 19. Oktober." — „Dieses gefällt mir. 30. Oktober, zehn Uhr morgens." — „Nein, dieses gefällt mir nicht. 20. Dezember, abends. Ich werde darauf zurückkommen; man ruft mich zum Essen." — „18. Februar, gegen neun Uhr: Jetzt geht dieses gut, dennoch sieh später noch einmal nach!"

Armer Petrarca, was das ärgste ist, nicht einmal italienische Prosa hast du zu schreiben vermocht! Was für eine schlechte Epistel hast du an deinen Freund Jakob Colonna, den Bischof von Lombez, am 10. Juni 1833 geschrieben! „Godo en queste amene solitudini de Valclusa una dolce et imperturbata tranquillità, el virtuoso et placidissimo otio de miei studj; el tempo che mi vaca de le volte passo a Cabrieres per diportarme! Ah! se Vi fosse licito, Misser Jacomo, el dimorare en la dicta Valle, di certo Vi rincrescereste di tutto el mondo, non che de la Corte del Papa. Son fermo en la deliberatione di non più rivederla."

Weißt du, Petrarca, wie das klingt?

„Seine Sprache, die in den Sonetten den höchsten Grad von Feinheit, Eleganz und Korrektheit erreicht

hat, steht in den Briefen in dieser Hinsicht nicht nur weit unter der Prosa Dantes und Boccaccios, sondern selbst der geringern Dichter, so daß man einen ganz andern Schriftsteller zu sehen vermutet."

Kurzum, es bleibt dem armen Meister nichts übrig, als hinzugehen zu den parnaßhütenden Drachen und um Verzeihung zu bitten, daß er überhaupt je gelebt und daß er „leider auf die italienische Poesie einen unberechenbaren Einfluß ausgeübt," — und sich zu bedanken für die gnädige Strafe; denn wenn man erwägt, daß seine Sonette die Schuld tragen, daß „durch diese armselige Form das italienische Volk mehrere Jahrhunderte lang in Lethargie versenkt ward," so sollte von Rechts wegen sein Andenken gebrandmarkt, seine Asche in die Winde zerstreut, sein Haus an der Sorgue dem Boden gleichgemacht, der Quell von Vaucluse mit Kupfervitriol zersetzt und das ganze Thal polizeilich abgesperrt und seine Betretung bei Strafe untersagt werden.

Armer Petrarca, warum hast du dein Leben nicht anders eingerichtet, daß dich die deutschen Unsterblichkeitsregistratoren gnädiger behandelten? Es wäre nicht so schwer gewesen, ihren Beifall zu verdienen. Warum

hast du nicht mehr Hunger, Durst, Dachstubenentbehrungen und Kandidatenjammer ausgestanden, wie es einem rechtschaffenen Talente geziemt? warum deine Bildung nicht darauf verwendet, Sekretär der päpstlichen Kanzlei in Avignon zu werden und tapfer auf Abschaffung der Hierarchie und ihrer verjährten Mißbräuche zu dringen? warum nicht gemäßigte Opposition gemacht und auf Gründung parlamentarischer Einrichtungen am Papsthof hingewirkt? warum nicht ein Avignoner Volksblatt herausgegeben, den „Wächter an der Rhone“, den „Gegenpapst“, den „babylonischen Turm“ oder Ähnliches, und dich mit freimütiger Besonnenheit gegen die barbarische Finsternis des Jahrhunderts und für die Gasbeleuchtung ausgesprochen?

Warum hast du so wenig Lust gezeigt, dich als Märtyrer der guten Sache von den Scheiterhaufen der Inquisition verbrennen oder wenigstens etwas schwarz anröften zu lassen? Warum es für ein Ziel deines Strebens gehalten, in feierlicher Krönung auf römischem Kapitol dem eignen Haupt den Lorbeer zu erringen, anstatt unter die Birbanten und Recensenten zu gehen und andern Lorbeerträgern den ihrigen vom Kopf zu

reißen? Warum endlich hat es dir besser behagt, von der leichtsinnigen Königin Giovannina von Neapel dir den alternden Bart krauen zu lassen, als ihr geharnischte Grobheiten über ihr unzuchtfreudiges Leben ins lächelnde Antlitz zu schleudern? Petrarca, ein guter Staatsbürger, ein echter Tyrannenfeind hätte anders gehandelt!

Es mag sein! . . Die Toten schlafen ruhig und lassen sich vieles gefallen, bis sie aus den Gräbern steigen.

Es war mir ziemlich gleichgültig, was in den „schwarzen Büchern“ der Nachwelt über den Mann eingetragen steht, dessen Haus ich besuchte; der Geschichtschreiber hat das privilegium odiosum, aus den Gewändern der Dahingeschiedenen den Staub herauszuklopfen, — andere freut anderes.

Im Schatten der Gartenmauer an der Sorgue gelagert, las ich wiederum im Buch der Reime, und weil mir das Sonett: per mezz' i boschi inospiti e selvaggi just gut gefiel, begann ich's zur Kurzweil frei zu verdeutschen und schrieb in mein Taschenbuch wie folgt:

Petrarcas Wanderlied.

Ardennischer Wald, unheimlicher Tann!
Kaum durchreitet in Harnisch und Helm sonst ein Mann
Das Revier der Räuber und Diebe.
Doch wehrlos wandr' ich — es schreckt mich nichts,
Ich wandre dahin in den Strahlen des Lichts,
Des Lichts lebendiger Liebe.

Und ich singe mein Lied — o du täuschender Traum,
Als trüg' es herüber trotz Zeit und trotz Raum
Sie, die meine Augen suchen.
O du täuschender Traum! Schon wähn' ich sie hier,
Viel Damen und edle Fräulein bei ihr,
... Doch sind's nur Tannen und Buchen!

Und horch! was schlägt an mein lauschend Ohr?
Rauscht nicht aus Ästen und Zweigen hervor
Ihrer Stimme melodisches Grüßen?
O du täuschender Traum! — nur der Vogel singt,
Über Moos und Kräuter der Bergquell springt
Und murmelt leis im Entfließen.

Keines Menschen Fuß hallt weit und breit,
Der schweigende Hauch der Waldeinsamkeit
Umweht mich mit schauernder Wonne.
Ardennischer Wald, wie hätt' ich dich gern,
Stünd' deinem Dunkel nicht allzufern
Meiner Liebe leuchtende Sonne! —

... Unterdes war eine alte Magd des Hauses in den Garten getreten und näherte sich dem fremden Gast, ihn namens des abwesenden Eigentümers zu begrüßen.

„Ich weiß schon, warum Ihr hier seid," sprach sie in kaum verständlichem, provençalischem Jargon. „Wegen Moussu dé Pétrarco seid Ihr hier; es kommen jedes Jahr viele zu uns wegen Moussu dé Pétrarco, haben auch schon das Haus kaufen wollen, aber wir geben's nicht her ... Alle nehmen einen Lorbeerzweig mit wegen Moussu dé Pétrarco, wenn sie gehen, die Engländer hätten auch schon die Treppenstufen und Fensterläden mitgenommen wegen Moussu dé Pétrarco, aber das ist zu viel!"

„Ihr habt's erraten," sprach ich lachend. „Ich will aber außerdem einen Schluck Wein trinken wegen Moussu dé Pétrarco," und rief den Kutscher mit der Flasche und lud die Alte dazu ein.

„Soll leben, der Moussu dé Pétrarco!" sagte ich, als die Gläser gefüllt waren.

„Grenouille de Dieu!" sprach Lefort, der Kutscher, „un grand homme!"

„Wißt Ihr auch, was er getrieben hat, Euer

Moussu, als er noch in Eurem Hause lebte?“ fragte ich die Alte.

Da lachte sie vor sich hin. „Ob wir's wissen!“ erwiderte sie — „jedes Kind hier weiß es, daß der Moussu dé Pétrarco, der hier wohnte, der Seigneur von Vaucluse war, und der beste Seigneur, den Vaucluse gehabt, und der weiseste; der hat mehr verstanden als andere Leute, hat die Straße durch den Fels gehauen, die das Wasser nach Arles führt, hat das Schloß droben auf dem Berge erbaut und hat die Quelle aufgegraben; es liegt jetzt noch ein Teil seiner Schätze darin versenkt, denn er war ein steinreicher Seigneur, und was er nicht in dem Quell vergrub, hat er dem Spital von Vaucluse vermacht und dem Armenhaus — aber die Herren Bischöfe haben alles für sich behalten und der Gemeinde nichts zukommen lassen. Ah! Moussu dé Pétrarco war ein braver Seigneur, ein frommer Seigneur, es wäre gut für Vaucluse, wenn er noch lebte!“

... Es war rührend zu vernehmen, wie Petrarca, gleich dem Virgilius im Mittelalter, in den Mythus des Volks übergegangen und zum Zauberer umgewandelt war, der den Bau römischer Aquädukte und

gräflicher, im zwölften Jahrhundert gegründeter Schlösser verübt haben mußte.

Also wieder ein anderer Petrarca! . . . Ich habe mich sehr gehütet, die Dienerin des Hauses Tacussel mit den Ergebnissen bekannt zu machen, welche die Geschichte der italienischen Poesie in betreff des großen Seigneur von Vaucluse herausgeklittert.

„Soll leben, der gute Moussu!“ sprach ich wiederum und stieß mit ihr an.

Unterdes war Godefroi Lefort, der Kutscher, an die Felswand hinübergegangen und kam mit einem wahren Gebüsch von Lorbeer in der Hand zurück. „Monsieur,“ sprach er, „un souvenir de Pétrarque!“

Er ergriff ohne weiteres meinen Hut und steckte einen Zweig darauf; „grenouille de Dieu!“ fuhr er fort und zeigte auf mein unvorsichtigerweise offen an der Mauer liegen gebliebenes Taschenbuch, — „j'ai bien vu que vous êtes poëte vous-même, ça me parait bien belle chose, d'être poëte!“

Und auf die Gefahr hin, für immer der Eitelkeit und des Strebens nach nichtigem Ruhm gezichtigt zu werden, gestehe ich, daß ich mich nicht sträubte, da der Kutscher Godefroi Lefort in Anerkennung des Anteils,

den ich für Petrarca hegte, das Lorbeerreis aus seinem Garten auf meinen Hut steckte:

. . . porrige ramum,
quem sacra castaliae regnatrix tradidit almae
illius hic, nostrumque simul tibi munus habeto!

(Petrarca, carmen bucolic. Ecloga 3.)

Am 8. April 1341, da die Glocken von Ara coeli Roms süße Müßiggänger auf das Kapitol beriefen, da die Fahnen wallten, die Jubelhymnen ertönten und, von scharlachgekleideten Edelknaben, von Patriziern und Senatoren geleitet, der Poet von Vaucluse aus Orso von Anguillaras Hand droben am heiligen Mittelpunkt der heiligen Stadt den Lorbeer empfing — mag es etwas feierlicher zugegangen sein; . . . heutzutage ist man wesentlich bescheidener geworden und darf sich höchlich freuen, wenn einem überhaupt noch, und wäre es von Kutschers Hand, ein Lorbeer aufgesteckt und nicht vielmehr mit Faustschlägen der Hut „angetrieben" und Tinte ins Antlitz geschüttet wird.

Im stillen aber dacht' ich: Wackerer Rosselenker von Avignon! wenn du wüßtest, was für Freuden am Lebensweg eines Poetleins des neunzehnten Jahr-

hunderts wachsen; wenn du wüßtest, was für böse, böse Männer in Leipzig und anderwärts hausen, die unsereins wie die Sardellen behandeln, die Köpfe abschneiden, das Herz ausweiden, ranzig Öl über uns gießen und Leiche an Leiche in die Totenschreine ihrer Geschichtskompendien einmarinieren; — wenn du wüßtest, wie wenig es sich, wofern du nicht wenigstens „bürgerlicher Realitätenbesitzer“ bist, rentiert, wenn „ein waltender Gott den hohen Gesang dir verliehn hat“, wie die Laura von heutzutage, und wenn du eine Million Sonette zu ihrem Preis sängest, dir doch einen Korb giebt, um dem Salomon Alpari oder einem andern streitbaren Mann vom Crédit mobilier die Hand zu reichen: . . . ich zweifle, wackerer Godefroi Lefort, ob du noch einmal sagen würdest: Ça me parait bien belle chose d'être poëte!

Den Lorbeerzweig aus Vaucluse aber habe ich unversehrt in die Heimat eingebracht und der Sammlung anderer selbsterrungener Reichskleinodien von gleich realem Wert einverleibt.

— Ich hielt die Merkwürdigkeiten von Vaucluse für erschöpft, als ich meinen Schritt von Petrarcas Haus zum Gasthof zurücklenkte.

Aber das alte Kirchlein des heiligen Veranus am Eingang des Ortes lag allzu malerisch und anmutend da, als daß ich es unbesucht lassen konnte.

Seine Formen sind einfach, frühromanisch, durch spätern Überbau teilweise verdeckt; ein Glockenturm ohne Dach, an dessen einer Seite eine erhöhte Giebelwand zur Aufnahme der Glocke bestimmt ist, giebt ihm einen eigentümlichen Charakter. In feinen Linien erhebt sich über der Kirche der felsige Hügel mit den hellglänzenden Ruinen des Schlosses, hoch und kahl schließen die senkrecht emporstarrenden Kalkwände, aus deren Schluchten der Quell entströmt, den Hintergrund ... ein ganz südliches Bild, darin die Wildnis des nackten Gebirges von den verschiedenen Architekturen pikant unterbrochen wird.

Des Pfarrhofs alte Schaffnerin kam herüber, zündete ein Licht an und führte mich zu der Kapelle des Heiligen, dem ältesten Teil der Kirche, dessen plumpe Bogen auf antiken, vielleicht dem ehemaligen Heiligtum der Quellennymphen entnommenen kannelierten Säulen ruhen. Andere antike Fragmente sind in die Wand eingemauert, und auf plumpem Untergestell ruht ein ebenso plumper, mächtiger, aus *einem*

Stück gehauener Steinsarkophag, ein Werk des sechsten Jahrhunderts, einstmals bestimmt, die sterblichen Reste des heiligen Veranus, Bischofs von Cavaillon, der hier ums Jahr 540 „in praedio suo cellulam in honorem Dei genitricis construxit,“ aufzunehmen.

Der heilige Veranus, ein Kirchenmann, Einsiedel und Bischof in wüster merovingischer Zeit, dem die Sage Beschwörung und Bändigung des Drachen im „trou du Coulobré“ ohnweit der Quelle zuschreibt, hat lange vor Petrarca das Thal berühmt gemacht; von ihm ward auch die Kapelle auf dem Gipfel des riesigen Felsens über dem Quell erbaut; sein Grab war im Mittelalter ein vielbesuchter Wallfahrtsort, auch von Petrarca (z. B. de vita solitaria lib. II. tract. 10. cap. 2.) mannigfach erwähnt, in der ersten Revolution aber verwüstet und seither beinahe vergessen.

„Der Herr Curé hat alles genau beschrieben,“ sagte die Schaffnerin, „das müssen Sie lesen!“ und sie ging und brachte mir die notice historique sur le tombeau de St. Véran, von Abbé André, dem Pfarrer von Vaucluse, verfaßt. Beim flackernden Schein ihre Kerze in der Veranuskapelle schlug ich das Büchlein auf und las betroffen die ersten Zeilen:

„Il serait temps, qu'on en finit avec Laure, Pétrarque et leurs amours! Est-ce donc une chose si étonnante et si rare que l'amour d'un poëte pour une femme quelconque? . . .“

Der Herr Curé ist nämlich weidlich erzürnt, daß alle Besucher seines Thales nur zu den Reliquien Petrarcas wallfahrten, und sucht mit seinem strengen, magern merovingischen Heiligen dem verliebten Kanonikus und Archidiakonus des vierzehnten Jahrhunderts eine gefährliche Konkurrenz zu machen. Aber seine eigene Haushälterin ist, wie ich mit Bedauern wahrnehmen mußte, noch nicht von ihm bekehrt.

„Eine schöne Kapelle,“ sprach ich zu ihr, „ich danke Ihnen, daß Sie mir sie gezeigt!“

„Ja,“ sprach die Schaffnerin, „und in dieser Kapelle hat Petrarca die Laura zum erstenmale gesehen! Sie trug einen grünen Mantel mit Violen gestickt damals!!“

... Il serait temps, qu'on en finit avec Laure, Pétrarque et leurs amours!! Guter Pfarrer von Vaucluse, die Zeit scheint noch nicht gekommen zu sein und der heilige Drachentöter Veranus wird das Andenken an den Poeten nicht mehr verdrängen!

Wie einst die jonischen Städte um die Wiege Homers, so streiten die Kirchen von Avignon, von Vaucluse, von Cabrières, von Sade, von L'Isle und vielleicht noch manche andere um die Ehre, auf ihrem Steinpflaster zum erstenmal Lauras Glanz ihrem Freunde gezeigt zu haben, und wiewohl er selber zur Hebung aller Zweifel in dem berühmten Eintrag auf das Titelblatt seines Virgilius, den jetzo die ambrosianische Bibliothek zu Mailand bewahrt, versichert, daß jene erste Begegnung im Jahre des Herrn 1327 am 6. April in früher Morgenstunde zu Avignon in der Kirche der heiligen Clara stattgefunden, und wiewohl der Pfarrer von Vaucluse ein eigen Büchlein verfaßt in der Absicht, den Petrarca- und Laurakultus mit Feuer und Schwert zu vertilgen: seine Haushälterin ist die Penelope, welche die Fäden wieder auftrennt, die ihr Herr sorgsam gewoben; von dem alten Heiligen im Steinsarg weiß sie nichts, von Petrarcas ungeeigneten Titelblatteinträgen in seinen Virgil ebensowenig: aber ein Liebespaar in dieser Kapelle, die so eng ist, daß die erste Begegnung jedenfalls eine sehr nahe gewesen sein müßte, das wäre doch „une bien belle chose“, und mag der Herr Pfarrer noch zwanzig

Bücher schreiben, die Frauen und Jungfrauen seines Kirchenspiels werden doch auf Seite der Dichtung gegen die Geschichte kämpfen und Petrarca bleibt doch oben.

. . . lateque sonorum
nomen habet: quae rura Padus, quae Thybris et Arvus,
quae Rhenus Rhodanusque secant, quaeque abluit aequor,
Omnia jam resonant pastoris carmine nostri.

(Petrarca carm. bucol. Ecloga I.
„Parthenias“.)

Was mich anlangt, so hatte ich dem Meister Petrarca einen fröhlichen Tag zu verdanken, der im Buch der Erinnerungen mit Rotstrich verzeichnet bleibt, und fuhr darum vergnügt in kühler Abendluft wieder von dannen. Und wie ein jeder sein eigen Ellenmaß für den Dichter von Vaucluse hat, so habe auch ich das meine.

Die Schwachheiten und Sünden seines Privatlebens gehen mich lediglich nichts an. In betreff seiner Poesie halt' ich es mitunter mit Vittorio Alfieri, der in seinen handschriftlichen Studien zu Petrarca beim 108. Sonett einmal die böse Randbemerkung macht:

„Sonetto che non s'intende, ma ci son' de' bei versi!" *
(Biagioli, rime di F. Petraca. I, p. XXXII. p. 208.)

Aus dem ehrwürdigen Foliantband aber, darin Johann von Amorbach, der Basler Drucker, unter des trefflichen Sebastian Brant Auspicien im Jahre 1496 seine lateinischen Werke zusammengestellt, hab' ich des Anziehenden schon vieles herausgelesen und mich manch gutes Stündlein mit dem alten Poeten gut unterhalten: in seiner vita solitaria die resignierte, dem Künstler so mitempfindbare Freude an melancholisch einsamem, aber schöpferischem Naturleben, in den philosophischen Traktaten eine klare, anständige, besonnene Anschauung menschlicher Dinge, in den vier Büchern „Invektiven gegen einen gewissen Arzt", der behauptet, die Dichtkunst sei „non necessaria", daher „ignobilis", eine geharnischte Verteidigung der Poesie, in seinen Briefen an die Freunde einen Schatz anziehender Mitteilungen aus damaliger Welt und damaligem Kulturleben gefunden und neben andern löblichen Eigenschaften insbesondere einen ge-

* Dieses Sonett versteht man zwar nicht, aber es sind schöne Verse.

schmackvollen Touristen an ihm kennen gelernt, der mit feiner Beobachtung seine Erinnerungen an mannigfache Fahrten in Deutschland, Frankreich und Welschland aufzeichnet. Unter der Rubrik „Ein Tourist des vierzehnten Jahrhunderts“ ließe sich einmal eine anmutige Sammlung seiner Reisebriefe und damit wieder ein neuer Gesichtspunkt zu Betrachtung des schon unter so vielen Gesichtspunkten Betrachteten aufstellen.

Da nun mein Tag in Vaucluse doch ganz in petrarchischen Erinnerungen aufzugehen bestimmt ist, will ich zum Schluß auf Geratewohl zwei Stücke aus jenem Foliantband herausgreifen, die uns den Mann selber und seine Art zu denken in bezeichnender Weise vorführen.

Das erste enthält seine Ansicht über die Schriftstellerei, ein beherzigenswertes Kapitel für jeden, der des süßen Wahnes lebt, an Förderung der Menschheit durch Druckerschwärze und Löschpapier mitarbeiten zu müssen, ein Bruchstück aus dem philosophischen Traktat de remediis utriusque fortunae, darin in dialogischer Form die Lust (Gaudium) und die Vernunft (Ratio) sich über verschiedene Lagen des Menschenlebens besprechen, und lautet wie folgt:

„De scriptorum fama. Dialogus.“

Das Gaudium spricht: „Jetzt schreib’ ich selber Bücher.“

Die Ratio spricht: „O der öffentlichen, ansteckenden, unheilbaren Krankheit! Alle und alle maßen sich das Amt des Schreibens an, was doch nur wenigen zusteht, und einer, der von diesem Übel ergriffen ist, steckt viele an. Den Guten es gleichthun, ist gewagt, Nachahmem schwierig: daher wird täglich sowohl die Zahl der Kranken als die Gewalt der Krankheit bedenklicher, täglich wird mehr, täglich schlechter geschrieben, denn nachtreten ist leichter als selbst anstreben.

In der That in Erfüllung gegangen und durch die Zeit noch berühmter geworden ist der Ausspruch jenes hebräischen Weisen: „Des vielen Büchermachens ist kein Ende mehr.“

Gaudium. „Doch schreib’ ich.“

Ratio. „O daß doch die Menschen sich innerhalb ihrer Schranken hielten und die Ordnung der Dinge bestehen bliebe, die jetzt durch der Sterblichen Vermessenheit umgestoßen wird: schreiben sollen die, die etwas wissen und können, die andern sollen lesen

oder zuhören! Ist es denn so ein kleiner Genuß des Geistes, etwas zu verstehen, auch wenn die Hand nicht alsogleich anspruchsvoll zur Feder greift? und ist ein jeder, der einmal etliche Seiten eines Buches verstanden hat oder zu verstehen glaubt, darum sogleich fähig, selber Bücher zu schreiben?

Möchte man doch dem Gedächtnis jenes Wort Ciceros einprägen, das er auf seinem Tusculum sprach: „Es ist möglich, daß einer richtig denkt und doch, was er denkt, nicht beredt ausdrücken kann.“

Und jenes andere: „Wer aber seine Gedanken zu Büchern ausspinnt, ohne daß er sie zu disponieren oder zu erläutern oder mit irgend einem Reiz den Leser anzulocken versteht, der ist ein seine Muße wie die Wissenschaft unanständig mißbrauchender Mensch.“

Wie sehr hat Cicero recht — er, der einst nicht aus trocken rinnenden Bächlein, sondern aus dem Quell der Wahrheit selber das schöpfte, was er schrieb.

Und doch schreibt jetzo ein jeder — nicht nur fremde Schriften, sondern auch eigene, neue; zweifelhafte und verdammte Lehren werden in die Welt eingeführt und in ungebildetem, bäuerischem Stil vorgetragen, so daß, wenn auch die Kraft des Ingeniums

darin fehlt, jedenfalls an Verlust der Zeit, Plage der Ohren und schwerem Ekel kein Mangel gelitten wird. Das ist heutzutag die Frucht der Erfindungen: Infizieren oder Affizieren, niemals aber oder nur sehr selten: Heilen. Alles aber sitzt eifrig am Büchermachen, in keinem Jahrhundert war solcher Überfluß an Schreibenden und Lehrenden, solcher Mangel an Wissenden und Beredten. Darum trifft dann wiederum ein, was Cicero sagt: „Und so müssen sie ihre Bücher selber mit ihren Angehörigen lesen und kein anderer greift danach als die, die dieselbe Freiheit des Schreibens für sich in Anspruch nehmen." Und die Zahl dieser ist leider heutzutag größer als zu Ciceros Zeit, alle wollen sie jene Freiheit, und so machen sie einander gegenseitig Mut und treiben einander an, indem sie hohles Zeug schreiben, hohles Zeug loben und durch falsches Lob anderer selbst wieder Lob ergarnen.

Bei dieser Frechheit der Schriftsteller und dieser Konfusion der Dinge weiß ich nicht, wie lang es dir bei deinem Bücherschreiben gefallen wird."

Gaudium. „Ich schreib' eben doch Bücher."

Ratio. „Du würdest besser thun, zu lesen und

das Gelesene zu Regeln des Lebens umzuwandeln. Dann erst wird die Kenntnis der Schriften von Nutzen, wenn sie zur That übergeht und sich praktisch bewährt, nicht mit Worten.

Im andern Fall geht oftmals in Erfüllung, was geschrieben steht: „Wissenschaft macht aufgeblasen!“ Vieles und Großes klar und schnell auffassen, hartnäckig im Gedächtnis bewahren, beredt aussprechen, kunstreich niederschreiben und angenehm wiedergeben: was ist all das, wenn es nicht aufs Leben bezogen wird, anders als Werkzeug unnützen Überhebens, leere Mühsal und Geräusch?“

Gaudium. „Ei was, ich schreibe.“

Ratio. „O wie wäre dir besser, das Feld zu pflügen, Vieh zu weiden, Leinwand zu weben, Seemann zu werden. Viele, die die Natur zu mechanischen Künsten geschaffen, treiben wider Trieb und Neigung Philosophie. Und im Gegenteil, andre, zur Philosophie taugliche hat das Schicksal auf Feld und Weide geboren werden lassen, oder hält sie auf den Schemeln der Handwerker, auf den Bänken der Ruderer gefesselt. Daher kommt, worüber die des Grundes Unwissenden staunen, daß auf hoher See, auf dem

Land, in Wäldern und Werkstätten scharfe und aufrechte Geister anzutreffen sind, in den Schulen blutleere, blasse und niedergebeugte — denn die Natur ist schwer zu besiegen, wenn sie auch besiegt wird."

Gaudium. „Ich schreib' hitzig drauf los."

Ratio. „Wie viel hitziger noch haben andre vor dir geschrieben, aber ihre Hitze ist gelöscht, und man wußte nicht, daß sie je geschrieben, wenn spätere es nicht aufgezeichnet. Kein menschlich Ding hat langen Bestand, und aus sterblicher Arbeit wird nichts Unsterbliches geschaffen."

Gaudium. „Vieles schreib' ich."

Ratio. „Wie viel mehr haben andere geschrieben! Wer zählt die Bücher des Cicero oder Varro? Wer die Werke des Titus Livius oder Plinius? Ein einziger Grieche hat, wie die Sage geht, sechstausend Bücher herausgegeben. Der Mann muß einen sprühenden Geist und lange ruhige Muße gehabt haben, wenn die Sache wahr ist. Wenn es schon etwas Wunderbares ist, so viele Bücher zu lesen, um wie viel wunderbarer, sie geschrieben zu haben.

Es wäre allzulang, aufzuzählen, wie viel Männer bei euch, wie viel bei den Griechen, und was sie ge-

schrieben; keiner ist so glücklich, ganz und voll von uns studiert werden zu können, da ist ein Stück, dort ein großer Teil, von einigen alles zu Grund gegangen. Schau nun zu, welch Los du dem deinigen prophezeihen willst!“

Gaudium. „Ich schreibe, denn das ist mein einzig Vergnügen.“

Ratio. „Wenn du schreibst, um dein Talent zu üben und andre zu belehren, oder um die schlechten Zeiten zu vergessen und in der Erinnerung an die Vergangenheit dem Ekel an der Gegenwart zu entfliehen, so magst du entschuldigt sein. Schreibst du aber nur, um der verborgenen und unheilbaren Schreibkrankheit los zu werden, so dauerst du mich. Denn, wenn du's noch nicht weißt, es giebt Leute, die nur schreiben, weil sie es nicht lassen können, sie rennen einen Abgrund hinab, wollen nicht still halten und werden dahin gerissen.“

Gaudium. „Mein Ungestüm zu schreiben ist ungeheuer.“

Ratio. „Es giebt unzählige Arten von Melancholie: einige werfen mit Steinen um sich, andre schreiben Bücher; bei dem einen ist das Schreiben der Anfang des Wahnsinns, beim andern das Ende.“

Gaudium. „Ich habe schon vieles geschrieben und schreibe noch.“

Ratio. „Wenn du der Nachwelt nützen willst, so giebt es nichts Edleres; willst du dir aber lediglich einen Namen erwerben, so giebt's nichts Eitleres und du bewirkst mit deinem Unsinn nur, daß das Papier teurer wird als sonst.“

Gaudium. „Ich schreibe und hoffe mir Ruhm davon.“

Ratio. „Ich habe dir bereits gesagt: Wenn du eine Ernte hoffst, so würdest du besser thun zu pflügen oder zu graben, denn es ist sicherer in den Erdboden als in den Wind zu säen. Und der Eifer berühmt zu werden, und das hartnäckige Schriftstellern hat zwar einige als berühmte Leute, unzählige andre aber als Narren und arme Teufel ins Greisenalter befördert und dem Pöbel das traurige Schauspiel bereitet, sie als nackte Schwätzer zu verlachen. Sehet euch vor, während ihr schreibet: die für bessere Beschäfti-

gung taugliche Zeit zerrinnt; euch selber entrückt und in träumendem Schlaf bemerkt ihr es nicht, bis spät euch Alter aufrüttelt und Armut."

Gaudium. „Und doch schreibe ich, dem Ruhme zu lieb."

Ratio. „Sonderbarer Eifer, mit seiner Arbeit Wind zu erzielen! Ich habe seither geglaubt, daß nur die Schiffer Grund hätten, sich Wind zu wünschen . . ."

Es fällt schwer, sich eines Kommentares zu diesem Zwiegespräch zu enthalten; der Leipziger Schillerverein dürfte füglich, mit dem Gedenkspruch aus des Dichters vierter Ecloge:

Sorte tua contentus abi, citharamque relinque!

einen Separatabdruck veranstalten und ihn zu Nutz und Frommen aller, die noch Opfer der Schreibkrankheit zu werden drohen, auf Schulen, öffentlichen Plätzen, Kanzleistuben, Bierkellern, Kaffeehäusern und wo sonst hoffnungslose Kandidaten des Schriftstellertums vorzukommen pflegen, verteilen lassen.

Das andre petrarchische Bruchstück, was ich nicht

zurückhalten möchte, ist die Schilderung seines Ausfluges auf den ohnweit Vaucluse mit wolkenverhülltem Haupt in die Lüfte ragenden Mont Ventoux; die zwar niemals den Geistlichen, Schriftgelehrten und Ideologen des vierzehnten Jahrhunderts verleugnende, aber mit frischer Naturanschauung und noch unmittelbar unter dem Eindruck des Gesehenen bei der Rast in einer Alpenhütte aufgezeichnete Erzählung dieser Bergfahrt gewährt allen, die selber jenes Haupt der basses Alpes nicht ersteigen, einen eigentümlichen Ersatz.

Die Art, wie einer auf der Reise sich giebt, lehrt am besten ihn kennen; es ist wohlthuend, wenn neben dem konventionellen angelernten Bildungskram, worauf leider am meisten gehalten wird, just weil leider er am wenigsten wert ist, auch der Mensch zum Vorschein kommt, der einfache ungeschminkte, das Herz auf der linken Seite tragende Mensch, der zu allen Jahrhunderten derselbe ist.

Und ich weiß nicht, ob viele der Leser das von andern über den Mann von Vaucluse gefällte harte Urteil billigen, wenn sie ihn, den Alpenstock in der Rechten und die Bekenntnisse des heiligen Augustinus in der Reisetasche, den Mont Ventoux hinauf und hinab steigen sehen.

Des Francesco Petrarca Sendschreiben an den Kardinal Giovanni Colonna, die Besteigung des Mont Ventoux betreffend.

(Epistolar. lib. IV. ep. 49.)

„Den höchsten Berg unsrer Gegend, der nicht unverdienter Weise der windige (ventosus) genannt wird, habe ich gestern bestiegen, lediglich aus Verlangen, die namhafte Höhe des Ortes kennen zu lernen.

Seit langen Jahren lag mir diese Wanderung im Sinn; denn von Jugend an bin ich in diesen Gegenden, wie du weißt, vom Schicksal, das die Dinge des Menschen umtreibt, umhergetrieben worden.

Jener Berg, weit und breit sichtbar, stund mir fast allzeit vor Augen, allmählich ward mein Verlangen ungestüm und ich schritt zur Ausführung, insbesondere nachdem ich tags vorher bei Lesung der römischen Geschichte im Livius auf jene Stelle gestoßen war, wo Philipp, der König von Macedonien, der mit dem römischen Volke Krieg führte, den Berg Hämus in Thessalien besteigt, von dessen Gipfel zwei Meere, das adriatische und der Pontus Euxinus sichtbar sein sollen. Ob dies nun richtig oder unrichtig ist, hab' ich nicht in Erfahrung gebracht, die Entfernung

des Hämus von unserm Erdteil und die Meinungsverschiedenheit der Schriftsteller macht die Sache zweifelhaft; Pomponius Mela, der Kosmograph, meldet ohne Bedenken, daß dem so sei, Livius hält die Sage für falsch . . . so viel aber weiß ich, wenn der Hämus so in meiner Nähe läge wie der Mont Ventoux, würde ich die Sache nicht lange im unklaren ruhen lassen.

Um nun — jenes dahin gestellt, auf besagten Mont Ventoux zurückzukommen, so schien mir, was bei einem greisen Könige nicht zu tadeln ist, auch bei einem jungen für sich lebenden Manne zu entschuldigen.

Da ich mir aber die Wahl eines Reisegefährten überlegte, schien kaum irgend einer meiner Freunde allseitig passend dafür; so sehr ist auch unter Nahestehenden jene genaueste Übereinstimmung des Gemütes und der Lebensweise eine seltene; der eine erschien mir säumiger, der andre wachsamer, der eine langsamer, der andre schneller, der eine trauriger, der andre fröhlicher, der eine dummer, der andre klüger als ich wünschte; bei dem einen schreckte mich die Schweigsamkeit, beim andern die Geschwätzigkeit, beim einen seines Leibes Gewicht und Fette, beim andern

die Magerkeit und Schwäche; — hier war die kühle Gleichgültigkeit, dort die allzu hitzige Thätigkeit zu bedenken, — kurz, was man zu Hause geduldig hinnimmt — denn die Liebe erträgt ja alles und die Freundschaft weigert sich keiner Last — dasselbe wird auf der Reise oftmals erdrückend.

Also wog mein Gemüt zarterweise bei diesem Wunsch einer ehrbaren Vergnügung alles ab — ohne Verletzung der Freundschaft, und suchte schweigend alles, was der vorgenommenen Reise lästig werden konnte, fern zu halten.

Kurz und gut, endlich warb ich häusliche Hilfstruppen und eröffnete meinem jüngern Bruder, den du wohl kennst, die Sache. Dem konnte nichts fröhlicher kommen; er wünschte sich Glück, zugleich Bruders und Freundes Stelle bei mir einzunehmen.

Am bestimmten Tag zogen wir von Hause ab und kamen gegen Abend nach Maloncenes (Malausana). Dieser Ort liegt an den Abhängen des Berges gegen Norden; dort verweilten wir einen Tag und heute endlich bestiegen wir mit etlichen dienenden Leuten den Berg, nicht ohne große Schwierigkeit, denn er ist eine steile und kaum zugängliche Masse felsigen Ter-

rains. Aber der Dichter sagt: labor improbus omnia vincit. Der Tag war lang, die Luft mild, die Gemüter waren entschlossen, die Körper stark und geübt im Marschieren; nur die Natur des Ortes schuf uns Hindernisse.

In den Schluchten des Gebirgs trafen wir einen alten Hirten, der versuchte mit viel Worten uns von der Besteigung abzubringen und sagte, er sei vor schier fünfzig Jahren in demselben Drang jugendlichen Feuers auf die höchste Höhe emporgestiegen, habe aber nichts mit zurück gebracht als Reue und Mühsal, Leib und Gewand zerrissen von Steinen und Gedörn, und es sei niemals weder vorher noch nachher erhört worden, daß einer Ähnliches gewagt. Während er aber also plauderte, wuchs bei uns — wie ja der Jugend Sinn stets ungläubig ist für Warnungen — aus der Schwierigkeit das Verlangen. Da nun der Alte merkte, daß er nichts bei uns ausrichte, ging er ein Stück weit mit und bezeichnete uns mit dem Finger einen zwischen Felsen emporziehenden steilen Fußpfad, indem er uns noch vielfach ermahnte und vieles, nachdem wir uns schon getrennt hatten, noch von rückwärts nachrief.

Bei jenem ließen wir zurück, was uns an Ge-

wändern und Gerät lästig war; gürteten und schürzten uns nun lediglich für die Bergsteigung und stiegen wohlgemut und hitzig empor. Aber, wie es zu gehen pflegt — auf mächtige Anstrengung folgt plötzliche Ermüdung. Wir machten also nicht weit von da auf einem Felsen Halt; von dort rückten wir wiederum vorwärts, aber langsamer, und ich insbesondere fing schon an, den Gebirgspfad mit bescheidenerem Schritt zu beschreiten. Mein Bruder strebte auf einem abschüssigen Pfad mitten über die Joche des Berges zur Höhe empor; ich, als weicherer Steiger, wandte mich mehr den Schluchten zu. Da er mir nun zurief und den Weg richtiger bezeichnete, erwiderte ich ihm, ich hoffe, von der andern Seite leichter emporzukommen, und scheue mich nicht vor dem Umweg, wenn er mich ebener führe. Dieser Vorwand sollte die Entschuldigung meiner Trägheit sein; aber während die andern schon hoch auf der Höhe stunden, irrte ich noch durch die Thäler, ohne daß irgendwo ein sanfterer Aufweg sich aufthat; nur mein Weg ward verlängert und die unnötige Arbeit erschwert. Indessen, da ich mißmutig mich meines Irrtums ärgerte, beschloß ich gradesweges die Höhe zu erstreben, erreichte auch wirklich

müd und mit zitternden Knieen meinen Bruder, der sich mit langem Ausruhen erquickt hatte, und wir gingen ein Stück weit gleichen Schrittes. Kaum aber hatten wir jene Höhe verlassen, so vergaß ich meine frühere Erfahrung und kam wieder mehr zur Tiefe hinab, — und indem ich etliche Thäler durchwandelt und die leichten langen Wege einhielt, bereitete ich mir selber große Schwierigkeit, denn ich schob die Mühsal des Emporsteigens zwar hinaus, aber durch des Menschen Ingenium wird die Natur der Dinge nicht verändert und niemals wird es möglich werden, daß einer durch Abwärtssteigen in die Höhe gelange.

Kurz, nicht ohne Lachen meines Bruders stieß mir solches während weniger Stunden drei oder mehrmal zu. Solcherweise oft getäuscht, machte ich in einem Thale Halt.

Dort, in geflügelten Gedanken von Körperlichem auf Unkörperliches übergehend, sprach ich etwa folgendes zu mir selber: „Was dir heute bei Besteigung dieses Berges so oftmals widerfahren, wisse, daß dies auch dir wie vielen andern auf dem Wege zum seligen Leben widerfährt, aber es wird darum von den Menschen nicht hoch angeschlagen, weil des Körpers Be-

wegungen einem jeden offenkundig sind, die der Seele aber unsichtbar und verborgen. Siehe nun, auch die Seligkeit steht auf erhabener Höhe; ein schmaler Pfad führt zu ihr hin, viele Hügel ragen dazwischen und von Tugend zu Tugend muß mit fürsichtigen Schritten gewandelt werden.

Auf dem Gipfel ist das Ende und Ziel unsers Lebens, auf ihn ist unsre Wallfahrt gerichtet.

Dorthin wollen alle gelangen, aber wie Ovid sagt: Velle parum est, cupias ut re potiaris oportet.

Und wenn du nun entschieden empor verlangst, was hält dich zurück? Nichts anderes, als daß der Weg durch die Freuden der Erde und ihre Niederungen ein ebnerer und beim ersten Anblick zweckmäßigerer erscheint. Aber nach langem Herumirren oder unter der Last übel hinausgeschobener Arbeit bleibt dir doch nichts übrig, als gradesweges zum Gipfel der Seligkeit emporzusteigen, oder aber in den Thälern deiner Sünden ermattet niederzusinken und — was Gott verhüten möge, wenn Finsternis und Schatten des Todes dich dort überraschen, ewige Nacht in ewiger Qual zu verbringen."

Diese Betrachtung richtete mich unglaublich an Geist und Körper wieder auf. Gebe Gott, daß meine Seele ihre große Reise, der sie bei Tag wie bei Nacht sich entgegen sehnt, glücklich zu Ende führe!

... Den obersten der Gipfel heißen die Leute im Gebirg „das Söhnlein“ (filiolum), warum, weiß ich nicht, vielleicht des Gegensatzes halber, denn er schaut in Wahrheit eher wie der Vater aller benachbarten Berge aus. Auf seinem Scheitel streckt sich eine kleine Ebene, dort hielten wir ermüdet Rast.

Und da du nun vernommen, von welcherlei Sorgen der Geist des Emporsteigenden erstiegen wurde, so vernimm, ehrwürdiger Vater, auch den Rest und wende ein Stündlein auf Lesung der Erlebnisse dieses meines einen Tages. Zuerst denn, von ungewohntem Zug der Luft und dem freien Schauspiel ergriffen, stand ich wie ein Staunender; — ich schaue zurück: da lagerten die Wolken zu meinen Füßen. Schon erschien mir minder fabelhaft der Athos und Olympus, da ich das, was ich von jenen gehört und gelesen hatte, an einem minder berühmten Berge erschaue.

Hernach wende ich den Strahl des Auges nach der italienischen Seite, wohin sich ja am meisten die

Seele neigt: starr und schneebedeckt und ganz in meiner Nähe erschienen mir die Alpen, durch welche einst jener wildeste Feind des römischen Namens sich einen Durchgang bahnte und, wenn der Sage zu glauben, mit Essig die Felsen sprengte; — und doch sind sie ein Beträchtliches von hier entfernt. Ich seufzte, ich gestehe es, nach Italiens Himmel, der mehr meiner Seele als meinen Augen erschien, und eine unsägliche Sehnsucht, Freunde und Vaterland wieder zu sehen, befiel mich — eine Sehnsucht, die ich eigentlich eine unmännliche Weichheit schelten sollte, aber auf großer Männer Zeugnis zur Entschuldigung stützen kann. Hernach kam ein neuer Gedanke über meinen Geist und ich führte ihn vom Raum zur Zeit. Denn ich sprach zu mir selber: „Heute erfüllt sich schon das zehnte Jahr (1326. 1336), seit daß du nach Vollendung der jugendlichen Studien Bologna verlassen! O unsterblicher Gott, o unwandelbare Weisheit, wie viel und wie große Umgestaltungen deines Wesens hat diese mittlere Zeit erlebt! Unzähliges übergehe ich, denn ich bin noch nicht in dem Hafen, um sicher vergangener Stürme zu gedenken; vielleicht kommt einst die Zeit, wo ich alles in der Reihe, wie es geschah,

wiedererzählen kann, indem ich, wie Augustinus, als Vorwort spreche: ‚Meiner vergangenen Schmählichkeiten will ich gedenken und der fleischlichen Verderbnis meiner Seele, nicht weil ich daran ein Gefallen trage, sondern um dich, mein Gott, zu lieben.‘ Jetzt aber steht mir noch viel zweideutig und lästig Geschäft bevor; was ich zu lieben pflegte, lieb' ich nicht mehr — aber, um nicht zu lügen, ich liebe es noch, aber ehrbar und in Betrübnis. Dies ist die Wahrheit: ich liebe, was nicht zu lieben mir lieb wäre, was zu hassen ich wünschte, ich liebe es zwar, aber wider meinen Willen, gezwungen, traurig und klagend, und an mir selber erprobe ich die Wirkung jenes berühmten Verses:

Adero si potero: si non invitus amabo.

Noch ist mir das dritte Jahr nicht verflossen, seitdem jene verkehrte und schlimme Neigung mich ganz fesselte und in dem Hofraume meines Herzens einzig und ohne Widersacher regierte; eine zweite begann, sich wider sie zu erheben und sie zu bekämpfen: auf der Wahlstatt meiner Gedanken wird nun täglich in schwerer, aber unentschiedener Schlacht von beiden gestritten ...“

... Also und ähnlich freute ich mich des Fort-

schritts, beweinte meine Unvollkommenheit, bemitleidete die allgemeine Wandelbarkeit menschlicher Handlungen und hatte schier vergessen, warum ich heraufgekommen, bis ich einsah, daß noch andere Orte passender seien, sich mit Sorgen zu plagen, und bis ich das betrachtete, dessen Anblick zu lieb ich heraufgestiegen. Denn schon war es Zeit zurückzukehren, die Sonne neigte sich, der Schatten des Berges wuchs mächtig und gemahnte mich gleichsam, aufzuwachen. Da wandte ich mich rückwärts und schaute nach Westen.

Jener Grenzwall zwischen Frankreich und Spanien, die Gipfel der Pyrenäen, werden von dort aus nicht gesehen — nicht als ob ein fremder Gegenstand dazwischen stünde, sondern nur wegen der Unzulänglichkeit des menschlichen Auges.

Zur Rechten aber waren die Berge der lyonischen Provinz, zur Linken der Meerbusen von Marseille, und die etliche Tagereisen entfernten Gewässer von Aigues=Mortes aufs deutlichste sichtbar; die Rhone selbst strömte vor unsern Augen.

Wie ich nun dies im einzelnen bewunderte und bald mich nach irdischen Dingen erkundigte, bald nach Vorbild des Leibes auch den Geist in höhere Sphären

versetzen wollte, kam mir zu Sinn, das Buch der Bekenntnisse des Augustinus, das mir deine Güte einst verehrt und dessen ich mich zur Erinnerung an den Geber bediene, aufzuschlagen — ein erprobtes Werklein, das ich allezeit zu Handen führe, klein von Umfang, aber unsäglich süß von Inhalt. Ich schlage es auf, um zu lesen, was mir entgegentreten würde — denn auf was anderes als etwas Frommes und Ergebenes könnte ich wohl stoßen? Zufällig griff ich das zehnte Buch jenes Werkes heraus. Mein Bruder, erwartungsvoll, aus meinem Munde etwas von Augustinus zu vernehmen, stund mit gespannter Aufmerksamkeit; — ich rufe Gott an und ihn selber, der bei mir war, — wie ich die Augen auf das Blatt senkte, stund geschrieben: Et eunt homines admirari alta montium, et ingentes fluctus maris et latissimos lapsus fluminum et oceani ambitum et gyros siderum et relinquunt se ipsos.*

Ich gestehe, daß ich sehr betroffen war; meinen

* Da gehen die Menschen, die Höhen der Berge zu bewundern und die Fluten des Meeres, die Strömungen der Flüsse, des Oceans Umkreis und der Gestirne Bahnen, und verlieren dabei sich selber.

etwas zu hören begierigen Bruder bittend, mir nicht beschwerlich zu fallen, schloß ich das Buch, ich zürnte mir selber, daß ich auch jetzt noch irdische Dinge bewundert hatte, die ich längst schon selbst von den Philosophen der Heiden lernen gekonnt, daß nichts wunderbar als der Geist, und daß, wenn dieser groß, nichts anderes mehr groß erscheint. Dann aber, sattsam zufrieden, den Berg gesehen zu haben, wandte ich den innern Blick in mich selber zurück, und von jener Stunde an war keiner, der mich reden hörte, bis wir in der Tiefe unten wieder anlangten. Genug der Beschäftigung hatte jenes Wort über mich gebracht, ich konnte nicht glauben, daß es zufällig so eingetroffen; alles, was ich gelesen, schien mir in Bezug auf mich, nicht auf andere gesagt; ich erinnere mich, wie Augustinus selber ein ähnliches erlebt.

Der Rest meines Lesens war Schweigen; ich bedachte, wie arm an Rat die Sterblichen, wie sie ihr edelst Teil vernachlässigend sich über so vieles verbreiten und an leerem Schauspiel ereiteln, wie sie das, was im Innern zu finden ist, äußerlich suchen, und ich bewunderte die edle Anlage unsers Geistes, der nur leider aus freiem Willen entartet, von seinem

primitiven Gehalt abgewichen ist und das, was ihm Gott zu seiner Ehre verliehen, ins Gegenteil verwandelt hat.

Wie oft, meinst du, hab' ich an jenem Tage thalabwärts steigend und rückwärts gewendet den Gipfel des Berges betrachtet, aber seine Höhe schien mir kaum mehr die Höhe einer Stube, verglichen mit der Höhe menschlicher Kontemplation, wenn dieselbe nicht in den Schmutz irdischer Niedrigkeit getaucht ist.

Das auch fiel mir bei jedem Schritte ein: Wenn es uns nicht verdrießt, so viel Schweiß und Mühsal zu ertragen, um den Körper dem Himmel ein weniges näher zu bringen: welches Kreuz, welch Gefängnis, welcher Stachel darf eine Seele schrecken, die sich Gott nähern will! . . .

. . . Unter solchen Erregungen des Herzens kam ich ohne ein Gefühl des steinigen Fußpfades wieder bei jener gastlichen Hütte des Hirten an; vor Tagesanbruch waren wir von dort aufgebrochen, in tiefer Nacht kehrten wir zurück, der Mond spendete uns seinen dankenswerten Schein auf den Marsch. Dieweil nun unsre Diener mit Herbeischaffung der Abendmahlzeit beschäftigt sind, habe ich mich in einen abgelegenen

Teil des kleinen Hauses begeben, dir dieses eiligst und aus frischem Gedächtnis zu schreiben, damit nicht, wenn ich's verschiebe, durch Änderung des Ortes auch die Gedanken ein ander Gewand erhalten und der Eindruck sich abschwäche.

Betrachte es nun, geliebtester Vater; nichts an mir soll deinen Augen verborgen bleiben — mein ganzes Leben wie meine einzelnsten Gedanken teile ich dir sorgsam mit; bitte zu Gott für sie, daß sie, die so lange schweifend und unstät sind, endlich ihre Ruhe finden und nach nutzlosem vielfältigen Umhergeschleudertsein sich dem einen Guten, Wahren, Sicheren und Bleibenden zuwenden mögen.

Leb wohl!"

... Und mit diesem frommen Schlußwunsche Petrarcas will auch ich für heute dem Thal von Vaucluse, dem Berge Ventoux und dem ganzen Lande von Avignon und Venaissin Lebewohl sagen!



Skizzen aus dem Elsaß.

(1872.)

I.

Rosheim.

Eingetieft in eine Mulde des Thales, welches von dem Vogesenflüßlein Magel gebildet wird, zwischen sonnigen Vorhügeln, darauf Hopfen und Reben mit Feldern und Wiesen abwechseln, während als dunkler Hintergrund blaugrau die schwungvollen Umrisse des waldigen Odilienberges und die Sandsteinkuppe, die das Schloß Girbarden trägt, die Landschaft abschließen, liegt Rosheim, eine der zehn Städte des Elsaßes, von jetzt vielleicht viertausend Einwohnern, im achten Jahrhundert als villa Rodasheim, im dreizehnten als oppidum Rodesheim erwähnt und erbaut in Form einer von einer Stadtmauer umgrenzten Ellipse, welche eine lange Hauptstraße und eine kürzere Querstraße, jeweils von einem Thorturm abgesperrt, rechtwinklig durchteilen.

Mit der von Straßburg nach Barr führenden Eisenbahn angelangt, durchschreiten wir das östliche Stadtthor, einen schiefergedeckten Turm, über dessen Spitzbogen in modernem Freskobild eine Madonna mit dem Kinde das Wappen der Stadt, als deren Schutzpatronin sie verehrt wird, dem Wanderer entgegenhält. Die elsäßischen Städte lieben ihre „armoiries parlantes“; etwas mehr Vertrautheit mit älterem Deutsch dürfte manche poetisch ansprechende Heraldik berichtigen, und wenn auch selbst die Madonna einen Schild mit goldener Rose im roten Feld hält, so leitet der unerbittliche Sprachforscher dennoch „Rodesheim“ nicht von den Rosen ab und würde in einem rodenden Bauern ein zwar minder poetisches, aber richtigeres Stadtsymbol erblicken; wie er sich aus gleichem sprachlichen Grunde kaum entschließen wird, das elsäßische Rodesheim im edlen Wettstreite mit dem bayerischen Rosenheim am Inn für die Vaterstadt des Minnesängers „Chuonze von Rosenheim“ zu erkennen, von welchem die Manessesche Sammlung sechs Strophen zu Ehren der Frauen aufzeichnet.

Sicher beglaubigt unter Rosheims frühmittelalterlichen Erinnerungen sind seine nahen Beziehungen

zum Kloster Hohenburg auf dem Odilienberg. Dieses übte, den Kaiser stellvertretend, auf aller ihm zugehörigen „salischen Erde“ eine volle Souveränetät und besaß „einen freien Dinghof zu Rosheim gelegen, da gehöret Ding und Twing und Bann hin“; es hatte Maier und Kellermeister, Büttel und „Ochsener“, sowie einen Heimbürgen daselbst. Der Maier hielt als Amtmann des Klosters dreimal im Jahre „Ding“, das heißt Gericht, und dreimal „Botschaft“, das heißt Ergänzungsgericht. Am ersten Tag nach Sankt Martins Tage hatten vor ihm zu erscheinen alle, „die zu Rosheim Hausrauch haben“, mit Ausnahme dreier Höfe, „die des Graven Hugo waren und seiner Erben“. Er hatte sich am Sankt Odilientage zur Huldigung auf dem Berge einzufinden und die Nacht zu wachen, daß kein Unfug geschehe von den Pilgern mit Feuer oder „anderer Unfüge, davon das Kloster und der Berg möchten zu Schaden kommen“. Der Heimbürge, den die Äbtissin als Beamten setzte, hatte zu wachen über Maß und Gewicht, über Markt und Weinkauf, hielt Ruggericht zu Feld, Reben und Wald und über alles, das unter einem Schilling zu richten ist, und „wenn die Stadt ausziehet mit dem Heerwagen, deß soll er pflegen.“

Den Text des in seinen altdeutschen Rechtsanschauungen und Sprachformen gleich merkwürdigen Weistums, „des frien Dinghofes zu Rosheim gelegen, welcher zugehört dem Kloster zu Hohenburg“, hat der gelehrte Abbé Hanauer aus den Archiven des Domkapitels Straßburg seinem Werke Les constitutions des campagnes de l'Alsace, Paris 1864, einverleibt.

Aus bäuerlicher Klostervilla zur hohenstaufischen Stadt herangewachsen, erlebte Rosheim im Jahre 1212 einen schweren Überfall und Straßenkampf durch die Lothringer. Als der Hohenstaufe Friedrich II. 1212 zur Herrschaft gelangte, setzte er Rosheim dem Herzog Friedrich von Lothringen als Pfand ein für ein Darlehen von 4000 Mark Silbers, zog es aber nach dessen Tode zurück. Thiebald, des Lothringer Herzogs Sohn, schwergekränkt, sandte seinen Marschall Lambyrin von Ourches mit einem Heer durch das Breuschthal vor, die Stadt wurde mit Handstreich genommen, die Bürger flüchteten in die Kirchen, aber die Lothringer, „bäurische Kriegsleute“, wie der Chronist spottend sagt, „die nur so viel vom Wein wissen, als sie davon gelesen haben, und lesen verstehen sie nicht“, thaten des

Guten zu viel in den reichgefüllten Weinkellern, so daß Ritter Otto von Rosheim seine Mitbürger mit mutigem Zuspruch zu den Waffen rufen, die trunkenen Sieger überrumpeln und nach Erschlagung vieler schmählich wieder hinauswerfen konnte.

Der Mönch Richerius, der damals in der vogesischen Abtei Senones sein Chronicon schrieb, hat diesen „Tumultus“ beschrieben, und der wenig gekannte, aber nicht unbegabte unlängst verstorbene elsäßische Schriftsteller Richard hat in seinem heimatlichen Roman „Kaisersburg en Alsace“ den streitbaren deutschen Rittersmann Otto von Rosheim in französischer Sprache verherrlicht.

1215 scheinen Handel und Wandel erfreulich geblüht zu haben, da uns die Urkunde 401 in Schöpflins Alsatia diplomatica belehrt, daß Abt und Konvent von Sankt Leonhard Kelche, Meßgewänder und Meßbücher bei den „Judaei in Rocksheim“ in Versatz hatten. 1248, in der kaiserlosen, der schrecklichen Zeit waren die alten Rechte und Einkünfte des Stiftes Hohenburg auf den Rosheimer Besitzungen gefährdet, da die ritterlichen Dienstleute so viel an sich zogen, daß bei dem Papst Klage geführt werden mußte und der Dekan

Wolfhelm zu Sankt Thomas in Straßburg als päpstlicher Richter einen eindringlichen Erlaß an den Schultheiß richtete.

Wir haben nicht Zeit, den Staub der Pergamente weiter aufzuwirbeln, noch den in einer deutschen Inschrift auf dem Rathause verewigten Schmerz zu erneuen, den am 6. Juli 1622 Mansfelds erzürnte Soldateska mit Feuer und Schwert dem Städtlein zufügte — und wenden uns sofort zu dem einzigen, aber hochmerkwürdigen Denkmal mittelalterlicher Kunst in Rosheim, der Kirche der Heiligen Petrus und Paulus. Es ist still auf ihrem Platze; den Hör- und Sehbedürfnissen des heutigen Tages entspricht mehr die neuere Pfarrkirche zum heiligen Stephan, aber kein Freund romanischer Bauweise, der im Elsaß reist, sollte die Rückreise antreten, ohne hier seinen Besuch abgestattet zu haben.

In Kreuzesform regelmäßig angelegt, technisch wie aus einem Guß ausgeführt, nichts von dem ängstlichen, mönchisch Gedrückten anderer romanischer Bauten kundgebend, in edler Goldbräune gelblichen Vogesensandsteins des Quaderwerkes feinen Fugenschnitt mehr wie gelötet denn gemauert aufzeigend, die Außen-

wände von Lisenen und Bogenfriesen wirksam belebt, den achteckigen, in den obern Teilen spitzbogig ausgeführten Turm auf der Kreuzung des Lang- und Querschiffes tragend, auf den Ecken und der Mitte des Daches statt mit Akroterien mit frei vorspringenden, grotesk ungeheuerlichen, aber von präcisem Meißel gehauenen Steingestalten dekoriert — so ragt dieses Gotteshaus der Heiligen Petrus und Paulus aus dem frischen Grün umgebender Kastanienbäume, fremdartig, rätselhaft, ein Märchen aus alten Zeiten . . . und sein Reichtum an Steinbildwerken wirkt um so sonderbarer, als überall, wo sonst an Kirchen solche angebracht zu werden pflegen, insbesondere in den Halbbogen der Portale, hier keine sichtbar sind, während an Punkten, wo sie sonst nicht für nötig erachtet werden, es hier weder an zähnefletschenden Ungetümen noch an menschlichen Dachsitzern fehlt.

An verschiedenen Stellen der Mauer sind Flachreliefbilder eingefügt; eigentümlich ornamentiert ist die Außenseite der großen Chornische; ein Blattwerk von reicher Formgebung umrahmt das Rundbogenfenster, drei Steinplatten zeigen die Symboltiere der Evangelisten, den Adler, den Ochsen, den Flügellöwen von

Heiligenschein umgeben, während das Symbolbild des Engels auf der vierten Platte sorgsam wieder weggehauen und nur im Umriß noch sichtbar ist.

Das Hauptportal, anderwärts oft ganze Cyklen von Kirchengeschichte, Legende und scholastischer Theologie in Stein gehauen entfaltend, ist sogar ganz ohne Säulen und Kapitäle, nur von einem rings umherlaufenden Bande von abwechselnden Kannelüren und Schuppen umschlossen. Eine einzige biblische Figur, der heilige Petrus mit Schlüssel und Buch, erscheint hoch oben im Giebel der Vorderfassade, alle andern Bildwerke sind Tiersymbolik und Bauhumor.

„Die Fassade hat," wie Schnaase in seiner Geschichte der bildenden Künste mit feinem Kennerblick bemerkt „etwas Antikisierendes und eine an gewisse italienische Bauten erinnernde einfache und klare Anordnung. Der Turm befindet sich nämlich auf der Vierung des Kreuzes und die Vorderseite stellt nur den Durchschnitt des Innern dar, und zwar in der Art, daß der untere, der Höhe der Seitenschiffe entsprechende Teil durch Lisenen und Rundbogenfriese sehr einfach und harmonisch verziert ist und das Dachgesimse nebst seinem Bogenfriese auch über den mittlern,

das Portal enthaltenden Raum als horizontale Bedeckung fortläuft und ihn mit den Seitenschiffen zu einem Ganzen verbindet. Hierdurch erhält der obere, durch einen flachen Giebel bekrönte Teil der Fassade ungefähr die Verhältnisse eines antiken Tempels, an den er um so mehr erinnert, als der Giebel auf der Spitze einen Adler, an den Eckwinkeln ruhende Löwen mit menschlichen Gestalten zwischen ihren Klauen trägt."

In das Innere durch ein mit zwei seltsam gewundenen Säulen und schweren Archivolten geschmücktes Seitenportal eintretend, werden wir von einem, durch die Glasmalereien der verhältnismäßig niedern Rundfenster bewirkten, so mystischen Halbdunkel und trüben Farbenschimmer umfangen, daß es unmöglich wird, in gedrucktem Gebetbuch zu lesen, oder die merkwürdige Anordnung des Langhauses, dessen Schiffarkaden eine Neigung zum Spitzbogen haben, — die bald schachbrett-, bald blattwerk-, bald strickartig in mannigfachstem Wechsel verzierten Gesimse der Pfeiler oder die in ihrer Art einzigen riesigen Würfelkapitäle der vier kurz gedrungenen, mit schweren Pfeilern abwechselnden Säulen genauer zu betrachten. An einer der kurzstämmigen Säulen des Langschiffes wird die schwere

viereckige Plinthe durch ein aus Würfelknäufen zusammengesetztes Kapitäl getragen, um dessen Ablauf sich wie ein Kranz oder eine Perlenschnur vierundzwanzig kleine Menschenköpfe oder Masken aneinandergereiht herumziehen. Zwei Pfeiler und zwei Säulen sollen Spuren alter Bemalung tragen.

Glücklicherweise haben unsere Kunstforscher Lübke und Lasius in Försters „Allgemeiner Bauzeitung“, Jahrgang 1866, das System der Rosheimer Kirche und Einzelheiten wie das Menschenhauptkapitäl, das Lindenlaubkapitäl, die hockenden Gestalten, welche die Konsolen der Gewölbeansätze stützen, unter anderem in so genauen Aufnahmen dargestellt, daß uns das im Innern herrschende Dunkel nichts Ungekanntes verhüllt.

Eine mit Geschmack und Pietät geleitete Wiederherstellung verdankt die Kirche dem Stadtbaumeister von Schlettstadt, Herrn Ringeisen. Haupt- und Seitenaltäre wie die Kanzel sind im alten Stil erneut, die Glasfenster von Petit-Gérard, die im Chor vor dem Erlöser knieenden Schutzheiligen Petrus und Paulus in Fresko gemalt von Richomme.

Rätselhaft wie die Kunstform ist auch die Geschichte des Baues. Italienische Meister sollen ihn

nach dem Vorbild des Domes zu Ancona erbaut, der dem elsäßischen Geschlecht der Grafen von Dachsburg entstammte Papst Leo IX., als er 1049 sein Heimatland besuchte, ihn eingeweiht haben. Eine Bulle dieses deutschen Papstes Leo IX. von 1051 ist in Schöpflins „Alsatia diplomatica“, Nummer 209, nachzulesen. Die neuere Forschung setzt die Ausführung der Kirche in das zwölfte Jahrhundert. Urkundlich bestanden schon 1137 in Rosheim die obere Pfarrei zu Sankt Stephan, die untere zu Peter und Paul, und zwar letztere unter dem Patronat der Abtei Haute Seille.

Der allzeit zu Erdichtungen bereite Volksgeist hat sich mit wenig Bedenken aus einer Kombination der Skulpturen die Bausage der Kirche vollständig zurechtgelegt. Betrachten wir nämlich die Steinplatten des Dachansatzes, da wo der achteckige Turm zwischen Lang- und Querschiff aufsitzt, näher, so sitzen dort in Lebensgröße zwei menschliche Figuren, einmal, nach Nord schauend, den rechten Fuß rechtwinklig gebeugt, unter dem linken Bein durchgeschlagen, barhäuptig ein Alter, der mit der rechten Hand den langen Bart zu streichen oder zu raufen scheint und einigermaßen an den Vers erinnert: „Auf dem Dache sitzt ein Greis,

der sich kaum zu helfen weiß“ — sodann auf der dreieckigen schiefen Ebene nach Süden, ebenfalls in sitzender Stellung der Orientalen, das rechte Bein stumpfwinklig nach Innen gebeugt, ein schöner vollbärtiger, barettragender Mann, der mit der Linken den Unterschenkel hält, mit der Rechten aber eine große Bursa oder Geldtasche.

Diese realistisch und gut gemeißelten Steingestalten in Verbindung mit den vier menschenverschlingenden Tierungeheuern der Eckpfeiler und dem großen Vogel auf dem Giebel der Vorderfassade, sowie den vierundzwanzig Menschenköpfen am Säulenkapitäl des Langhauses deutet nun die Legende also: Der in Verzweiflung auf dem Dach Sitzende ist der Graf von Salen, dem zur Strafe sündhaft heidnischen Treibens die Wölfe sechs Söhne und sechs Töchter gefressen. Er gelobte zur Buße die Kirche zu bauen, ein Vogel schwirrte nieder und wies die Baustelle, eine Waldkapelle unter hohen Linden. Der Bau dauerte zwölf Jahre; während jeden Baujahres schenkte die Frau Gräfin als Ersatz für die von den Wölfen geholten ihrem bußfertigen Ehegemahl wieder ein schönes Kind. Einmal aber ging das Geld aus und mußte ringsum neue

Bausteuer eingetrieben werden, deß zum Zeugnis sitzt auch der Architekt auf dem Dach mit der Geldtasche.

In der Nähe von Rosheim ist ein Hofgut, welches noch heute der Bildhauerhof heißt.

Mag es sich nun mit dem mythischen salischen Grafen, seinen vierundzwanzig Kindern, seinem Adler, seiner Geldklemme und seinem Architekten so oder anders verhalten, jedenfalls deuten diese plastisch energischen Steingestalten an, daß der Mensch, wenn er auf schiefe Ebenen geraten ist, sich nur durch festes Knieeinstemmen vor Hinabrutsch bewahrt und daß es beim Kirchenbau wie überhaupt in jeder Lebenslage ratsam ist, allezeit ein gefülltes Portemonnaie zu haben.

Mit dieser Nutzanwendung, die wir aus dem Bauhumor der Bildhauer und Freimaurer dieser altehrwürdigen Peter- und Pauluskirche schöpfen, scheiden wir von dem im übrigen wenig Anlaß zu längerem Verweilen darbietenden Städtlein; man scheint hier der Vorväter, welche einst die Kirche erbaut und geweiht und die Stadt gegen die von jenseits der Vogesen verteidigt, wenig mehr eingedenk, und was den Komfort der Wirtshäuser betrifft, so lautet er in anderer Rechtschreibung: „Komm fort, bis ein Gasthof da ist.“

II.

Lützelburg — Rathsamhausen — Girbaden.

Rings um den Odilienberg zieht sich nach allen Richtungen eine Kette von Burgen, einige auf Vorsprüngen des Gebirges, weithin sichtbar, andere heimlich versteckt im Waldesdunkel, die meisten nach ihrer ursprünglichen Anlage zu Vorwerken des großen Verteidigungssystems der Heidenmauer bestimmt, welches das Bergplateau der heiligen Odilia in seiner vorklösterlichen Zeit als von Natur und ergänzender Menschenhand befestigtes Lager und Gauheiligtum zum Mittelpunkt hatte.

Zwischen Andlauerthal und Barr ragen das doppeltürmige Schloß Hohandlau und die schlanke Speßburg, — am Fuß des Männelsteins mit der feinen Rundbogen- und Erkerfassade seines Rittersaales Landsperg, der gelehrten Äbtissin Herradis Stammsitz, — schwerfindbar im düstern Forst, durch den der Mörderpfad führt, und ganz von uralten Tannen verdeckt, Birkenfels; — sodann, zu großem Steinhaufen zusammengesunken, eher einem Waldklausner als fröh-

lichen Rittersmännern als Wohnsitz passend, Kagenfels, vom Volke Hanfmatter Schloß genannt, — weiter gen Norden, unweit des noch an die große Heidenmauer anstoßenden Felsens Stollhafen, das gedreifachte Felsennest „zu den drei Steinen“ oder Dreistein; — unweit des von einer römischen Lagermauer umschlossenen Berges Köpfel auf zwei gewaltigen Kuppen, die ein Mauerbogen kühn überspannt, unzugänglich wie der Horst des Adlers im Bergwald, das Hagelschloß, urkundlich Waldsperg geheißen, — endlich, mehr im Nordwest des Odilienberges, über Ottrott das weithinaus lugende stattliche Burgenpaar Rathsamhausen und Lützelburg, und jenseits Klingenthal, zwischen Magel und Breusch, zuletzt hier aufgezählt, aber einst nicht die letzte im Kreise der Starken, Girbaden.

Der Freund geschichtlicher Trümmer hat in diesem klassischen Vogesenrevier die Wahl zwischen „ganz alten, alten und neueren Ruinen“ und kann ihrer viele ersteigen und durchklettern in einem Sommertag. Wählen wir, offene Lage und herrliche Fernsicht dem Düster wildunheimlicher Waldverstecke vorziehend, als Ziele einer Wanderung die drei letztgenannten.

Die Eisenbahn bei Oberehnheim verlassend, sind

wir bald in dem rebenumsäumten Ottrott, ehemals weicher Ottenrode genannt, und von dort, über die sonnigen Halden des Homburgerberges emporsteigend, bei den Ottrotter Schlössern, früher als Lützelburg die Vorder- und die Hinterburg, später, nachdem Kaiser Wenzel die Hinterlützelburg oder das „hinder Schloß" 1393 den drei Brüdern Hartman, Egenolf und Hans vom Zweig der Rathsamhausen von Ehenweiher zu Lehen gegeben, als Lützelburg und Rathsamhausen unterschieden.

Das Dorf Rathsamhausen, von welchem dies im Elsaß bedeutende Geschlecht ausging, liegt an der Ill unweit Schlettstadt, und die Stammburg des andern Zweiges der „Rathsamhausen zum Stein" stand in dem der Welt durch seinen menschenfreundlichen Pfarrer Oberlin bekannten unwirtlichen Steinthal, ban de la roche, auf den Höhen über dem Dorf Bellefosse und wurde 1467 wegen Landfriedensbruches durch ein Heer des Bischofs von Straßburg und der Grafen von Salm zerstört.

Unsere beiden Nachbarburgen sind baulich wenig ungleichen Charakters: beide erheben sich gleich trotzig auf steil abgeschrotetem Untergrund roten Sandstein-

felsens, umzogen von einem in die Felsen gehauenen Graben, der die Steine zum Bau spendete, beide sind von einem gewaltigen zirkelrunden Bossagequaderturm flankiert, beide beschützen waffenbrüderlich denselben Berg. Aber Rathsamhausen ist stattlicher, vornehmer, seigneurialer, mehr Herrenhaus; Lützelburg, die vordere, zusammengedrängter, einfacher, mehr Burgstall und Kaserne ritterlicher Ganerben, von denen der einzelne, weil sie in gemeinschaftlichem Burgfrieden das Ganze bewohnten, nicht viel zu baulichem Schmuck aufwendete.

Durch den gebüschverwachsenen Burggraben in das Innere der Burg „Razenhusen" eingedrungen, kommen wir zuerst zu dem mit einer Mauerdicke von 4 m 1 bei einem Durchschnitt von 12 m 3 aufgeführten festen Rundturm, dessen Eingangspforte hoch über dem Erdboden nur von dem Hauptbau aus durch eine Zugbrücke erreicht werden konnte. Die Phantasie mag sich ausmalen, wie einst die Klagen der Gefangenen hinter diesen dicken „Mauern der Vergessenheit" verhallten; der fleißige Vogesentourist Silbermann, der 1733 die Trümmer durchstöberte, erzählt, daß Bergknappen, von oben hinabgelassen, im engen Verließ Menschengebeine in Ketten und Banden liegend an-

trafen. (S. Beschreibung von Hohenburg oder dem Odilienberg samt umliegender Gegend. Neue Auflage, besorgt von A. W. Strobel, Straßburg 1835.) Von malerischer Wirkung sind auf den Turmzinnen die mächtigen Föhren, deren knorrige Stämme der Regen weiß gebleicht hat. Unmittelbar daneben erhebt sich epheuumwuchert der Hauptbau, ein massives, vielstockwerkiges Doppelviereck, oder Corps de Logis, mit zugemauerten Rundbogen, tief einspringenden Spitzbogenöffnungen, großen Tragsteinen für Gebälke, Bau und bauliche Änderungen des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts beurkundend. Nordfront und Südfront haben regelmäßige, nach römischer Art bossierte Quadern, das Mauerwerk der Mittelfüllung ist sehr roh, daher auch, von eingedrungenen Baumwurzeln veranlaßt, ein unheilbarer Riß vom Scheitel bis zum Grund klafft und Einsturz droht.

Im zweiten Teil des vierstockwerkigen Hauptbaues oder Palas bezeichnet eine Reihe gewölbter Fenster mit Steinsitzen, ehedem „Baien“ genannt, den Rittersaal. In der Höhe des dritten Stockwerkes, wie in der Luft schwebend, ersehen wir auch jene „charmante cheminée à colonnettes romanes“, deren

Eleganz einst den künstlerischen Freund des Odilienberges, Generalvikar Schir, entzückt und die Gesellschaft für Erhaltung der geschichtlichen Denkmale im Elsaß zu einer Wiederherstellungsarbeit veranlaßt hat: ein von romanischen Säulenpfeilern geschmücktes Kamin mit einem Nebenfenster mit reizender, spitz zugehender punktierter Überwölbung. Hieher mag man als Staffage die anspruchsvollen Damen und rauflustigen Herren jenes rauhen vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts denken, wo so ziemlich alle mit allen in Händeln lagen, wo man ungestüme jüdische Gläubiger mit dem Scheiterhaufen zur ewigen Ruhe brachte, wo das Elsaß bald von englischen Prätendenten und Sölderbanden, bald von armen Gecken und innern Raubfehden so verwüstet und geplündert wurde, daß die besten Bewohner dieser Feudalsitze nach heutigem Ordnungsbegriff die besten Kunden unserer Schwurgerichte sein würden. Jetzt weiden braune Lämmer den verschütteten Grund und nur der heisere Schrei des Wanneweih bricht die Einsamkeit . . .

Lützelburg das vordere Schloß, ebenfalls von einem in den Sandstein eingeschroteten Burggraben wehrhaft umsperrt, ist kleiner als die nur auf Pfeil-

schußweite von ihr entfernte Hauptburg, ein viereckiger Steinklotz mit quaderfest aufgeführtem Rundturm; die Mauern sind beinahe ohne Fenster, roh gemauert; aus dem geräumigen Burghof, in dem ein verlassenes Wohnhaus des derzeitigen Besitzers Herrn Fuchs von Illkirch steht, führt der Eingang zur Burg über eine Art Brücke zwischen engen Mauern hin; über dem Thor ist als einziger Schmuck statt eines Wappens eine ausgehauene leere Nische, wie sie auch an elsäßischen Bauernhäusern für die Hausheiligen bestimmt sind. Die Sage vermeldet nichts von dieser Lützelburg, die Geschichte wenig. Vom Geschlecht derer von Lützelburg, die im vierzehnten Jahrhundert ausstarben, kam sie an die Herrn von Andlau, dann ebenfalls an die Rathsamhausen, welche sie im Burgfrieden mit Engelhart von Nidekk, Jakob von Hohenstein u. a. gemeinschaftlich besaßen. Lehensherren waren die Kurfürsten von der Pfalz. 1474 soll sie von Kriegsleuten Karls des Kühnen von Burgund eingenommen worden sein.

Vergessen wir den Trümmerwust entschwundener Zeiten und halten wir fröhliche Bergrast im Burghof unter dem uralten, weißgebleichten, ganz ausgehöhlten

und doch wieder neu treibenden Nußbaum. Da schweift der Blick in die langgedehnten, föhrendunklen Wälder ob dem Klingenthal, nach den Höhen, die das Breuschthal säumen, und hinab in die reiche elsäßische Ebene, über die gotischen Doppeltürme der neuen Kirche von Oberehnheim hinweg zum silbern blitzenden Rhein und hinüber zu den bekannten Schwarzwaldhöhen der Kinzigthalberge und des Kniebis ... Bienen summen über der von Lamium und Plantago, Ranunculus und Ajuga kräftig durchblümten Halde, in vollem Frühlingsgrün prangt das Buschwerk des Burggrabens, Linden, Ahorne, Holunder, blühende wilde Apfelbäume, alles in wildverwachsenem Durcheinander, in Maienlust und Maienbluft, die Luft ist mild und stärkend, und der Friede Gottes ruht über uns und den Bergen.

Das Buch des als Künstler sich selbst mit radierten Landschaftsbildern rauh illustrierenden Elsäßers Emanuel Friedrich Imlin: „Vogesische Ruinen und Naturschönheiten", hat uns in der Reisetasche heraufbegleitet.

Nicht ohne Rührung lesen wir in seinem, pindarische Form nachahmenden, holprigen Schlußhymnus:

„Auf den hohen Zinnen wurzeln Bäume,
In dem Kerker haust nun Kauz und Eule,
Alles mahnt hier an Vergänglichkeit.
Nur du, o Vogesus, zeigest dich immer
Majestätisch in hehrer Pracht.
Mögen auch blitzend die Wetter der Nacht
Dich umhüllen, du stehst, wie vor Jahrtausenden, fest;
Segensfülle spendend dem Lande,
Das zu Füßen dir sich entfaltet,
Reichst du erinnerungsvoll Kunden der Vorzeit.
Sei uns gegrüßet und bleibe noch lange,
Wie du den Vätern und Urvätern warst,
Uns ehrwürdig, Vogesus!" —

Nach einer weiteren Wanderung an den Hammerwerken, Schleifmühlen und Landhäusern des waffenschmiedenden Klingenthals vorüber in das waldfrische Thal der Magel ersteigen wir, einer Forststraße folgend, gegenüber dem 780 m hohen Heidenkopf die trümmergekrönten, waldigen Höhen über Mollkirch, erhalten am Forsthaus des Herrn Coulaux einen Schlüssel und öffnen uns den Zugang in die Ruinen von Girbaden oder Geyerbaden, einer Vogesenfeste ersten Ranges, nach der Hohenkönigsburg der größten im Elsaß. Wer von unten hinaufblickt, erschaut, des Bergwaldes Wipfel überragend, nur ein Stück Fels, das, von verwegenem

Mauerbogen überwölbt, die drei hohen Mauerseiten eines geborstenen Wartturmes trägt. Dies ist aber der kleinere Teil des Ganzen, die Umfassungsmauern und Ruinen der Gebäude sind von einer Weitläufigkeit und Großartigkeit der Anlage, daß es einer tüchtigen Schuttdurchkletterung bedarf, um sich den Plan des Gesamtbaues zu vergegenwärtigen.

Da erscheint zuerst, von starker Ringmauer und einem vorspringenden Turm in der Weise römischer Lagerbefestigung umschlossen, ein weiter, ebener, gras=bewachsener Vorhof, zu einem Exerzierplatz oder einer Renn= und Stechbahn wohlgeeignet. Jetzt steht ein=sam dort eine lange Kirche des heiligen Valentin, zu welchem als Schutzpatron gegen Viehseuche alljährlich am vierzehnten Hornung starke Wallfahrt geht, die dem ganzen Schloß im Volksmund den Namen „Vel=tenschloß" erwirkt hat. Ein alter Forstmann, aus Bayern zugewandert, hat vor einigen Jahrzehnten als Waldbruder hier geklausnert.

Wir überschreiten dann den Graben, um zu dem auf den Sandstein aufgetürmten Teil des Schlosses emporzusteigen. Von Thor zu Thor, deren eines mit neuerdings eingerissenem Mauerwerk im Schlußstein

ein Doppelwappen, rechts den straßburgischen Querbalken, links drei übereinanderstehende fünfblätterige Rosen aufweist, führt der gepflasterte Burgweg bis zu dem von Stoßfalken benisteten geborstenen Wartturm, dessen Fundament der kühn überwölbte Fels ist. Große Verhältnisse und große Landschaft umgeben uns hier; die Abendsonne wirft warme Färbungen auf die Waldrücken des Breuschthales, auf den hohen Donon ob Schirmeck, auf die Nidekker und Haslacher Berge, während dämmernde Schatten sich über das von Sägmühlen belebte Magelthal und den jenseitigen Nachbarberg, den von uralter Ringmauer kunstlos umfaßten, laubgrünen Heidenkopf zu lagern beginnen. Der Kuckuck des Girbadener Bergwaldes aber, dessen Frühlingsruf wir hier oben genau belauscht haben, ruft nicht, wie seine deutschen Brüder jenseits des Rheins, zweisilbig Guckguck! sondern dreisilbig in anapästischem Metrum: Guckguckguck! und wenn wir die naturgeschichtlichen Gründe dieser provinzialen Besonderheit auch nicht kennen — wir ehren sie.

Im Innern der Trümmermassen unterscheiden wir ein ansehnliches Gebäude, dessen Südseite einst von vier großen, säulengeschmückten Rundbogenfenstern durch-

brochen war. Aus den Hügeln von Schutt und Einsturz haben Ausgrabungen, veranlaßt durch den früheren Besitzer Baron Wangen und die archäologische Gesellschaft, eine Anzahl Säulentrommeln, Kapitäle, Würfelgurte in der rührend schwerfälligen Plastik des frühromanischen Stiles zu Tag gefördert, die nun wieder in malerischer Verwirrung den Boden decken. Die Schloßkirche, der heiligen Katharina geweiht, sei hier gestanden, sagt unser Führer, und da einst „rote Ritter", d. h. Tempelherren, als Lehenträger der Bischöfe von Straßburg bis zur Austilgung ihres Ordens hier gehaust haben sollen, mag die Überlieferung recht haben, wenn es nicht ihr Ritter- oder Kapitelsaal war. Die Maurer und Steinhauer am Münsterbau zu Straßburg, — so erzählt unser einheimischer Gewährsmann weiter, seien dort fortgelaufen und hätten hier gebaut und geschafft, weil sie zwei Kreuzer mehr Lohn erhielten.

Bei solcher Bedeutung der in ihrer Verwüstung noch stolzen Feste ist nicht zu wundern, daß Geschichte und Sage manches von ihr zu berichten wissen. Daß vor den jetzt zerstört niederliegenden Bauten hier ein römisches Lagerkastell stand, ist nach der Anlage sehr

wahrscheinlich. Wenn der Straßburger Kriegsbaumeister Daniel Specklin, der 1576 auf Befehl des Erzherzogs Ferdinand eine Landkarte des Elsaßes zu fertigen hatte, nicht leichtsinniger Weise mehr gesehen hat, als vorhanden war, so hatte es zu seiner Zeit „viel heidnische Antiquitäten und viel alte, römische Inschriften da oben, davon viele ausgebrochen und in fremde Länder verführet worden“. Von dem jenseits der Magel sich am Fuß des Heidenkopfes dehnenden Rosheimer Wald erzählt man noch heute, daß darin eine uralte Goldgrube betrieben, und daß beim Ausstocken viel heidnische Münzen ein Meter tief im Boden gefunden worden.

Der Kapelle „Girbaden“ thut 1192 eine Bulle des Papstes Cölestin III. Erwähnung. Nach dem Aussterben des hier gebietenden Grafen von Egisheim-Dagsburg im Mannesstamm entstand um Girbaden Streit. Kaiser Friedrich der Zweite verlieh 1226 dem Bischof Bertold von Straßburg „das neue vor Girbaden neuerlich erbaute Schloß“ zu Lehen, aber der Gemahl der dagsburgischen Erbtochter Gertrude, Graf Friedrich von Leiningen, nahm es mit den Waffen in der Hand für sich in Anspruch. Seit einem 1239

geschlossenen Vergleich verblieb es dem Bistum Straßburg, als dessen Belehnte 1395 Herren von Hohenstein, 1477 von Landsperg und Rathsamhausen zum Stein urkundlich erscheinen. Es mag oft fröhlich gezecht worden sein, wenn der große, mit Federn geschmückte Filzhut, die Eule genannt, im Kreise herumging und der zum erstenmale die Burg betretende Gast den Eulenkrug zu leeren hatte. Wer aber den Eulenfederhut aufsetzte, durfte sein Schimpfsprüchlein sagen, und wären Könige und Kaiser mit zu Tisch gesessen.

Der Burg Niederbrennung und Zerstörung scheint im siebzehnten Jahrhundert durch lothringische Überrumpelung erfolgt. Eine wildschauerliche Sage berichtet, daß noch jetzt, wenn es sich jährt, um Mitternacht die Geister der mordlich erschlagenen Besatzungsleute, unter denen mit blutig ausgestochenen Aughöhlen und ohne Arme der damals also verstümmelte Burgamtmann den Vorsitz führt, grausiges Strafgericht abhalten über den verräterischen Knecht, der die lothringischen, als Bauern verkleideten Soldaten nächtlich einließ.

Da es schon dunkelt und wir nicht wissen, ob

nicht gerade mit dem Tag unseres Besuches der Jahrtag des schauerlichen Spukes sich wiederholt, so überlassen wir, ungerne scheidend, die Ruinen von Girbaden ihren Ortsgeistern und Gespenstern und gehen auf schmalem Fußpfad den Höhensaum entlang erst zum Krappenfels, dann zum „Christkindelstein“, dann hinüber zu dem von gesunder Bergluft umwehten hochgelegenen Flecken Grendelbruch, einst Grindebroch geschrieben, wo aus der zur abendlichen Maiandacht beleuchteten Kirche später Gesang der Jungfrauen stimmungsvoll erschallt und der müde Wanderer in Fridolin Schallers gediegenem Gasthof freundliche Aufnahme und alles findet, was zu seiner Erquickung not thut. —

III.

Der Odilienberg.

Eine Beschreibung des altehrwürdigen und altberühmten Odilienberges versuchen, heißt eigentlich Eulen nach Athen und Quader auf die Heidenmauer tragen. Dieser heilige Berg und seine Bergheilige haben eine Litteratur, die selbst wieder zum Berg zu

werden droht. Seit Hieronymus Gebweiler „Sankt Odilien fürstlichen Herkommens, heiligen Lebens und Wandels Historie samt Stammbaum“ im Jahre 1521 „gestellt“ und zu Straßburg in Druck gegeben hat, — seit Schöpflin, Silbermann, Pfeffinger, Karth, Rey, Levrault, Schir die Vergangenheit und Topographie erforscht und mit Plänen und Aufnahmen verdeutlicht haben, bis zu dem ungenannten weg- und herbergenkundigen Verfasser der „Festfahrt nach St. Odilien am 2. Mai 1872, Straßburg bei Wolff“ ist alles geschehen, um diesen „Bergwürdigsten und Merkwürdigsten des Wasgau“ nach Verdienst zu ehren und geistliche wie weltliche Wallfahrer in seine Geheimnisse und Mirakel einzuweihen.

In verschiedenartigsten Absichten und Stimmungen — den wildmalerischen Spuren der bemoosten Heidenmauer folgend, oder auf gepflasterter Römerstraße oder auf schattigkühlen Waldwegen — mag der Wanderer seine Schritte zu dem siebenhundert Meter über Meeresspiegel sich erhebenden Gotteshaus Hohenburg emporlenken: er wird dem Genius Loci dankbar und mit dem Wunsch auf Wiedersehen von dannen gehen.

Altitona — Hohenburg — Odilienberg; Gallier

— Römer — Germanen: von den Geschichten aller lagert auf dem Berg eine Schichte.

Sein ganzes Plateau dehnt sich von dem südöstlichsten Punkt, der Felsgruppe Männelstein, bis zu dem nordöstlichen Ende, etwa dem Köpfel ob Klingenthal, schmal und langgestreckt, mit etlichen Ausläufern. Die Kuppe, welche das Kloster der heiligen Odilia trägt, ist ein in dessen Zentrum vorspringendes Vorgebirg von roten grobkörnigen Sandsteinfelsen, die senkrecht, steilunzugänglich aus den umgebenden Wäldern sich erheben. Diese Felsen bilden hier, wie an andern Stellen der Hochfläche, einen natürlichen Wall. Da wo die Abhänge sanfter und zugänglicher sind, ist von Menschenhand in grauester Vorzeit der Quaderwall der Heidenmauer aufgetürmt, die, genau der Kontur der Hochfläche folgend und alle natürlichen Vorteile der Felsenwände mit in ihr Verteidigungssystem einbeziehend, innerhalb der Ebene Bloss, des Odilienklosterbezirks und des mit diesem zusammenhängenden nördlichen Berges einen Flächenraum von mehr als einer Million Quadratmeter oder einhundert Hektaren umfaßt und über zehntausendfünfhundert Meter oder nach alter Rechnung zweiunddreißigtausenddreihundert-

vierundzwanzig Fuß im Umfang hat. In gerader Linie berechnet, soll ihre ganze Länge dreitausendund-siebenzig Meter oder neuntausendvierhundertfünfzig Fuß betragen.

Solcher Art waren die Bergbefestigungen der gallischen Oppida, wie sie Cäsar überall angetroffen und geschildert hat.

Innerhalb solcher Umwallung bei den von Druiden oder Druidinnen gehüteten Heiligtümern der Götter und Begräbnisstätten der Menschen versammelte sich in geweihter Jahreszeit die Bevölkerung eines Gaues zu Opfer und Volksgemeinde, wie Lucanus singt:

„zu dem barbarischen Götterdienst und dem schrecklichen Fest-brauch",

hier wurden Orakel erteilt, Gottesgerichte und Märkte abgehalten, über Frieden und Krieg beschlossen. Von hier loderten in heiligen Nächten und Sonnwendzeiten die Feuerzeichen hinaus in das Flachland; hier, wenn der Krieg ausbrach, ward hinter festem Steinwall und der ihn umsperrenden Dornhecke des Feindes letzter Angriff erwartet und als letzte Gegenwehr mit Anzündung des dürren Holzwerks der Berg in Rauch und Flammen gehüllt.

Die Erinnerung an solche uralte Heiligkeit des Berges, der, den Göttern geweiht und des Gesamtvolkes Veste, keinen Waldbesitz oder Feldbau einzelner duldete, war noch lebendig, als längst die Verehrung der heiligen Odilia an Stelle der vogesischen Gottheiten getreten war. Eine merkwürdige Urkunde des bischöflichen Archives zu Straßburg (G. 468) aus dem Jahre 1190, — von den seitherigen Geschichtschreibern wenig gekannt, erst in Hanauers constitutions des campagnes de l'Alsace veröffentlicht, besagt: „Ich Bischof Conradus ... thue kund und zu wissen allen ... daß etliche Satzungen, vom Stifter der Hohenburger Kirche, Adalrich, dem Vater der heiligen Odilia ausgegangen und seither auf Hohenburg treulich bewahrt, in wahrheitsgetreuer Überlieferung uns zu Gehör kamen:

Es ist eine Satzung, daß kein weltlicher Mensch ein Hofgut besitzen oder ein Haus bauen darf auf dem Hohenburger Berge, außer wenn es die Äbtissin auf Grund der Notwendigkeit erlauben wird, denn die ganze Area des Berges bis zur Kapelle des heiligen Johannes Evangelista ist ein Friedhof der Toten, nach uralter Landesverfassung.

Dazu ist es ferner Satzung, daß innerhalb der Umfriedung der Heidenmauer kein Mensch einen Acker bauen oder ein Haus aufrichten oder von irgendwoher sich einnisten soll ohne Erlaubnis der Äbtissin, denn es ist salisches Land (quia salica terra est)."

Unter salischem Land aber ist dasjenige zu verstehen, welches schon in Römerzeit zu öffentlichen Zwecken dem Einzelbesitz entzogen, von den merowingischen Eroberern dem Reich zu Zwecken der Gesamtheit zugeschieden ward.

Sogar in die Litanei der heiligen Odilia hat sich, den geistlichen Verfassern unbewußt, eine Erinnerung an die Zeit eingeschlichen, wo nicht die gute christliche Heilige, sondern die gute heidnische Befestigung des Berges das Elsaß beschützt hat. Die Gläubigen beten noch heute: „Heilige Odilia, sicheres Refugium der bedrängten Bevölkerungen in Zeiten des Krieges und der Verfolgung, bitt für uns!"

Wer nun der Mediomatriker und Tribokker halbmythischer Vorzeit einen Gang widmen will, der wandert, mit Schweighäusers und Thomassins Plan sachdienlich versehen, vom Kloster südöstlich erst zu dem Bekkenfels. Zwei kieselreiche Sandsteinblöcke, etwa

vier Meter hoch, ruhen hart nebeneinander auf einer Unterlage von gleichem Sandstein frei aufsitzend, als ob sie von Menschenhand hingesetzt wären. Ein in den untern Fels eingeschroteter schmaler Durch- und Ausgang ermöglicht durchzukriechen.

Von hier betritt man die früher oft von schädlich wühlenden Wildschweinen heimgesuchte Hochebene Bloss und erfreut sich des wahrhaft malerischen Vordergrundes, den die Heidenmauer zu dem im Mittelgrunde auf seiner braunroten Felswand stattlich emporsteigenden, lindenumschatteten Odilienkloster und der duftigen Rheinferne bildet. Die Heidenmauer, obgleich ihr wohl manches Hunderttausend Steine zum Schlösser-, Kirchen- und Häuserbau der Thalbewohner abgeführt sein mag, ist noch drei, höchstens vier Meter hoch, bei anderthalb bis zwei Meter Breite, nicht cyklopisch irregulär, sondern quadratisch regulär geschichtet. An etlichen Stellen sind sechs Lagen riesiger Quader geradlinig frei übereinander gesetzt, ohne alle Verbindung von Kalk und Mörtel, als ob die Mauer auch für den Fall gerichtet wäre, schließlich dem anstürmenden Feind auf den Kopf geworfen zu werden. An anderen Stellen sind die Steine malerisch eingestürzt und weisen

an den Kanten viereckige Eintiefungen für das Eintreiben von zusammenhaltenden Eichenkeilen, die von ihrer Gestalt den Namen Schwalbenschwänze (queue d'aronde) erhalten haben. Mag, wer Lust hat, weiter untersuchen, ob socher Quaderverband auch der altpelasgischen Technik bekannt und in älterem Mauerwerk des Parthenon ähnlich zur Verwendung gekommen ist.

Als natürlicher, vierzehn Meter hoher Felsvorsprung fortifikatorisch in die Heidenmauer eingepaßt, ragt an der Spitze der Bloss mit flachebenem Gipfel, von allen vordern Vogesenhöhen die weitgedehnteste Vorschau in die große mittelelsäßische Rheinthalebene darbietend, der Männelstein. Man sieht hier, wie des Klosters ehemaliger Prior Hugo Peltre als Gewährsmann angiebt, bei heiterem Himmel neben Schwarzwald und Alpengebirgen dreihundert Flecken und Dörfer, zwanzig Städte, darunter die vornehmsten sind Straßburg, Breisach, Freiburg, Schlettstadt, Offenburg, Hagenau u. a. — Ein Kultus, der die aufgehende Sonne begrüßte, mußte diese Terrasse zu seiner besten Gottesdienststätte erkiesen. Der Altertümler, der sich auf „Schalensteine" versteht, findet in den auf- und nebeneinander geschichteten Blöcken einige jener kreis-

runden Eintiefungen (cuvettes), welche den Stein als einen geheiligten bezeichnen. Noch heute legen die Kinder schüchtern einen Erikastrauß oder eine Handvoll Heidelbeeren als Weihegabe in diese Schalen.

Auf dem Plane, den J. P. Müller im Jahre 1603 von der Bloss verfertigt hat, ist an der senkrechten Felsenwand des Männelsteins ein großer eiserner Ring als eingehängt angezeigt, welchen die Sage als Erinnerung an die Entstehung des elsäßischen Festlandes deutet, da unten noch See und hier oben in der würdig luftigen Höhe von achthundertdreiunddreißig Meter über der gegenwärtigen Meeresfläche Schiffslände war. Wie mag des Keltenvolkes Noah geheißen haben, dem zum Ehrengedächtnis der Anlandung seiner Arche auf diesem vogesischen Ararat die Theologen des Berges den Eisenring schmieden ließen? Aus des Lucanus Pharsalia kennen wir die Namen der gallischen Gottheiten,

„Dich, Teutates, der nur mit grausem Blute versöhnt wird,
Und dich, Hesus, deß Altar trieft von unmenschlichen Opfern,
Dich auch, grausam gesinnt wie der Skythen Diana, Tarannis!“

Ihre Mythen aber sind verschollen. — Vom Männelstein westwärts umbiegend, erreichen wir, nied-

rigem Mauerwerk der Heidenmauer folgend und von herrlicher Fernsicht über die Thäler von Barr und Andlau bis zu den waldigen Rücken des Climont erfreut, den Schaftstein und den Wachstein ... ersterer aus einer Tiefe von etwa siebenzehn Meter als viereckiger Pfeiler senkrecht emporsteigend, in gleicher Höhe mit dem Boden der Hochebene und selbst eine abgeebnete Plattform von fünfzehn Schritt Breite bildend, — letzterer ein unweit davon, außerhalb der Mauer ganz frei und abgesondert stehender, oben ovaler Monolith in Weise eines Menhir, wie sie in keltischen Ländern als Grenzsteine und „Feenspindeln" vorkommen. Da man von hier aus eine ganze Seite des Berges mit allem Gegenüber bis zu den mit Melkereien besetzten Hochebenen des „Champ du Feu" und der „Sutt" wächterlich bespähen kann, paßte er zu einem Wachtposten.

Anderthalb Kilometer von hier gen Nord befinden sich unweit der unmittelbar oben ziehenden Heidenmauer die von Archäologen viel erörterten Druidendenkmäler, ein Abhang mit stehenden und liegenden Blöcken, mehrere als Schutzdach querüber gelegt, so daß separate gedeckte Gevierträume entstehen, in denen

mehr gekrochen als gegangen wurde, — primitive Wald- und Felseinsiedeleien, sehr heimlich und unheimlich, Dachsbauen vergleichbar, wo der Bewohner in Moos eingegraben Sprüche der Weisheit ausdenken oder die rauhe Winterzeit verschlafen konnte. Ob nun in diesen, nach vorn offenen Grotten einer jener Dolmen zu erblicken, die zu Druidenbivouac oder Feerei geheimnisvoller Wildwaldsfrauen diensam waren, lassen wir ohne Kummer unentschieden. Näheres samt Plan teilt C. F. Oppermann mit in dem Bülletin der elsäßischen Gesellschaft für Erhaltung geschichtlicher Denkmale, zweiter Serie erster Band Seite 178.

Die Römer, seit Cäsar Herren im Elsaß, nahmen die „septa gentilis muri“, die ganz den Grundsätzen entsprachen, die ihr Ingenieur Hyginus in seinem Traktat von den Lagern aufgestellt hat, in neue Verwendung, tilgten das Druidenwesen und verstärkten das Zentrum, da wo jetzt das Kloster steht, mit einem Kastell, als dessen Erbauer oder Erneuerer Diokletians Mithelfer im Grenzkrieg gegen die Germanen, Maximianus Herculeus, genannt wird. Neben diesem Prätorium war als Tempel eine Rotunde errichtet, die erst 1734 abgebrochen wurde.

Es hat Wahrscheinlichkeit, daß die von Alemannen und Franken drohenden Gefahren in den Zeiten der Kaiser Julian und Valentinian Anlaß zur Erweiterung der Befestigungen gaben und daß die Ringmauer des nördlichen Berges, des Heidenkopfes, sowie das Kastell Girbaden damals angelegt wurden. Zum letztenmal klirrten römische Waffen in den Vogesen, als im Jahr 407 die einbrechende Völkersturmwoge der Vandalen, Alanen und Sueven am Rhein und der Goten in Italien den Oberfeldherrn Stilicho zwang, die Besatzungen der Grenzvesten zu einem Rückzug über die Alpen zu befehligen, auf den kein Vormarsch mehr erfolgt ist.

Mit verändertem Angesicht schaut Altitona in der Rheinlande fränkisch christliche Zeit.

Adalrich oder Attich, Eticho, des Merowinger-Königs Childerich des Dritten Anverwandter, um das Jahr 666 zum Herzog des Elsaßes ernannt, der Fürstenhäuser Österreich-Habsburg und Baden-Zähringen Ahnherr, zu Oberehnheim Hof haltend, richtet die römische Hohenburg aus den Trümmern auf, übergiebt sie, mit Pfründen reich dotiert, seiner erst von ihm mißhandelten, später bevorzugten Tochter Odilia zu

einem Damenstift, dessen erste Äbtissin sie wird, und bringt mit seiner Gemahlin Bereswinde die letzten Lebenstage in der neugeweihten Stiftung zu.

Odilia, als deren Todestag der dreizehnte Christmonat des Jahres 720 angegeben ist, ward als Heilige verehrt, ihr Grab Ziel häufiger Wallfahrt, ihre Lebensgeschichte mit wundersamen Legenden geschmückt. Sie soll, selbst blindgeboren, erst durch des Regensburger Bischofs Erhard Taufe zu Palma in Burgund das Licht der Augen erhalten — von vornehmen Freiern über den Rhein verfolgt, in plötzlich sich öffnender Bergspalte Zuflucht gefunden — den Pilgern zum Augenheil mit ihrem Stab den Odilienbrunn aus dem Klosterfels geschlagen — ihres Vaters Seele durch anhaltend Gebet in der Thränenkapelle aus flammendem Fegfeuer befreit — vor ihrem Tod von einem Engel die letzte Wegzehrung erhalten haben. Der kaum dankbaren Mühe, die Gespinste, welche der Menschheit leichtgläubiges Wunderbedürfnis um ihre Lieblinge spinnt, kritisch zu entwirren und wieder aufzulösen, hat Roth in Stöbers Alsatia, Jahrgang 1856, sich unterzogen; die allgemeinen Züge, nach welchen auf die weiblichen Gauheiligen christlicher Zeit

Wesen und Zauber heidnischer Gottheiten sich übertrug, hat Rochholz in seinen Untersuchungen: „Drei Gaugöttinnen Walburg, Verena und Gertrud als Kirchenheilige“ nachgewiesen.

Unter wechselnden Schicksalen gedieh das Stift, verfiel auch zeitweise, wurde vom elsäßischen Papste Leo IX. besucht und im Jahre 1051 mit einer Bulle beehrt, aber von Herzog Friedrich von Schwaben, des Kaisers Barbarossa Vater, stark geplündert und „fast völlig zerstört zurückgelassen“. Sein kaiserlicher Sohn, des Vaters Unbill bedauernd, stellte Abtei und Kirche wieder in stand, erteilte den Vorsteherinnen den Titel „des heiligen römischen Reiches Fürstinnen“ und ernannte seine Verwandte Relindis zur Äbtissin. Unter dieser und ihrer Schülerin und Nachfolgerin Herradis von Landsperg ward die Ordensregel des heiligen Augustinus eingeführt, es sammelte sich eine stattliche Zahl edler Jungfräulein zum Unterricht in lateinischer Sprache, Poesie, Musik und Zeichnenkunst. Der kräftige Geistesschwung der Hohenstaufenzeit lebte auch in diesen zarten Kreisen. Relindis starb im Jahre 1167, Herradis am 25. Julius 1195.

Nicht ohne Rührung erneuen wir das Andenken

der geistreichen, kunstsinnigen Herrad von Landsperg, deren Gestalt nicht wie Odilia mythisch, sondern, dank ihren Werken, in geschichtlicher Klarheit uns durch die Kreuzgänge, Kapellen und Lindenschatten ihres geliebten „mons Hohenburc“ geleitet.

Die überlieferten Rechte des Stiftes gegen raublichen Eingriff Späterer zu wahren, ließ sie in den wiederaufgebauten Klostergang als Eckstein ein Bildwerk fügen: da sitzt mit langgeflochtenen, weit über die Schulter herabfallenden Zöpfen Eticho Dux und übergiebt der Tochter Odilia als Zeichen der Investitur das Salbuch; da steht Sankt Leudgarius, Bischof von Autun, Odiliens mütterlicher Oheim, der hier die erste Kirche geweiht hat; da knieen vor der auch mit königlichen Zöpfen geschmückten Himmelskönigin Maria mit dem Kinde demütig Relind Abbatissa und Herrat Abbatissa.

Aus Herradis' Zeit stammt wohl auch die Architektur der an die erst 1692 neugebaute Hauptkirche anstoßenden wohlerhaltenen Kreuzkapelle, deren Alter irrtümlich bis zur heiligen Odilia in das Jahr 690 hinaufdatiert wird. Ihre auf acht mit Halbsäulen reich ausgestattete Mauerpfeiler auflehnenden vierfachen Kreuz-

gewölbe werden von einer einzigen, nur zwei Meter hohen kurzgedrungenen Säule unterstützt. Diese im Zentrum des Ganzen freistehende Säule zeigt ein schweres romanisches Kapitäl, an dessen vier Ecken aus reichem Blattwerk vier „grimassierende“ Menschenköpfe vorragen. An den vier Winkeln der Säulenbasis ist statt Blattschmuckes je ein Paar erhobener Menschenhände ausgehauen. Sollen diese Häupter und Hände die hier oben einst dargebrachten Menschenopfer andeuten? oder aber die dem Stift geschworenen und nicht gehaltenen Eide? oder den Königsfrieden des Berges, dessen Bruch mit Abhauung von Haupt oder Hand zu strafen war?

Zwei kleine Fenster erhellen in gebrochenem Dämmerlicht den niedern Raum. Ein verstümmelter, jetzt leerer Steinsarg, in welchem nach der Sage Odilia die sterblichen Reste des Elternpaares Attich und Bereswinde beigesetzt hat, ist in die Mauer eingefügt. Dem Altar gegenüber zeigt die Mauer einen modernen Glassarg, darin eine mit herzoglichem Sammtmantel geschmückte Holzfigur nebst verschiedentlichem Gebein liegt. Seine Inschrift besagt: Atticus Alsatiae dux obiit 695.

In den Flammen, welche während der Beschießung Straßburgs die neue protestantische Kirche und Bibliothek verzehrten, ist der Fürstabtissin Herradis großes Werk hortus deliciarum, der Wonnegarten, „der mit einer Lese von Blüten aus heiligen Schriften die Schar der Jungfräulein wonnig ergötzen soll,“ untergegangen, — weiland ein stattlicher Kodex von 324 Pergamentblättern in Folio, in lateinischer Sprache und Minuskelschrift, Prosaauszüge aus Kirchenvätern und Kirchenschriftstellern über biblische Geschichte und das gesamte theologische Lehrgebäude, gelegentlich auch über Astronomie, Geographie, Mythologie und was sonst zu Belehrung und Unterhaltung der adeligen Klostergemeinde diensam, — dazu der Verfasserin eigene lateinische Lieder meist mit Musikbegleitung und einer Reihe von Gemälden in sorgsamer Federzeichnung, Farbe und Vergoldung. „Gleich einem Bienlein zu einem honigtriefenden Bienenwaben hab' ich alles zusammengefügt,“ sagt die gelehrte Abtissin in ihrer Vorrede; sie war eine echte Künstlerin, Phantasie, Ernst und heiterer Scherz, freie Gestaltung des Stoffes, kernige Eigenart und freimütige Kritik walten in den naiven Illustrationen. Das Schlußgemälde war dem

Kloster Hohenburg insbesondere gewidmet, den Stiftern, der heiligen Odilia, der Freundin Relindis' und der ganzen „Congregatio religiosa temporibus Relindis et Herradis abbatissarum in Dei servitio in Hohenburc caritative adunata“ mit den Brustbildern und Namen von sechsundvierzig Stiftsfrauen und zwölf Laienschwestern. Züchtig gesenkten Hauptes und wohlumschleiert, aber unverhüllten Angesichtes, wie zu einer Festparade zieht in diesem Gemälde die geistliche Damenschar vor dem spätlebenden Beschauer vorüber: Guta und Adelheit, Mahtild und Edellint, Richinza und Luggart, Hedewic und Heilwic, Gerdrut und Kunigunt, Bereswind und Offemia, Willebirc und Uticha, Clementia und Hazicha, Ita und Juta und wie sie alle benamst waren, die dereinst hier oben in dem Glauben „Nunnen daz sint Sunnen“ fromm lebten und starben.

Zwei Lieder, dem Berg zu Ehren, mit Musik schlossen das Werk. Es war des Elsaßes Kleinod und schönste Handschrift.

Nun sind auch die schönen Pergamentblätter sieben Jahrhunderte nach ihrer in Gott fröhlichen Schreiberin zu Staub und Asche geworden, aber wer seinen Odilien-

berg so geliebt hat wie Herradis von Landsperg, dessen Andenken besteht fort mit dem Berg selber. „Zu gewissen Stunden,“ sagt die Legende der heiligen Odilia, „bleibt der Wanderer am Bergpfad stehen und der Holzhacker am Abhang hält inne: durch die lauschenden Lüfte gehen Stimmen Unsichtbarer, geht der Gesang der Jungfrauen von Hohenburg.“ Auch der Schreiber dieser Zeilen, sonst kein sehr musikbegnadigter Mann, hört ihn wiederklingen, wenn er, was nicht selten geschieht, seine Schritte hinaufgelenkt hat:

„Salve cohors virginum
Hohenburgiensium
Albens quasi lilium
Amans Dei filium.

Herrat devotissima
Tua fidelissima
Mater et ancillula
Cantat tibi cantica.

Te salutat millies
Et exoptat in dies
Ut laeta victoria
Vincas transitoria.“

Oder:

„Hunc ad montem
Vitae fontem
Derivavit gratia
Ubertatis
Castitatis
Irrorans solatia.

Gaude laeta
Canta sueta
Florens cohors virginum
Ordo cujus
Ornat hujus
Secli domicilium.

Sacer cultus
Simplex vultus
Casta mens et humilis
Amatori
Servatori
Christo est amabilis.“

Oder, wenn Schnee die Höhen deckt und Christi Geburt gefeiert wird, jenes seltsame, etwas vom wilden Jubel der heidnischen Wintersonnwendfeier verratende Weihnachtlied:

Leto lata concio
Cinoël resonat tripudio
Cinoël hoc in natalicio.
Cinoël, cinoël,
Noël, noël, cinoël,
Noël, noël, noël noël, noël.

Ein schwermütiger Bild aber kann sich vor dem Auge des in die Hohenstaufenzeit rückblickenden Forschers nicht erheben, als im Klostergarten an einem jener traulichen Mauerplätzlein mit der herrlichen Rundschau, unweit der Thränenkapelle die hohe Gestalt einer in Trauer gehüllten Verbannten, Sibylla, König Tankreds Witwe von Sizilien, umgeben von zwei Töchtern und getröstet von Herradis der Äbtissin, welcher Siziliens Eroberer, der Hohenstaufe Heinrich VI., 1195 die erlauchten Gefangenen zur Obhut gesandt hat, während Sibyllens Sohn, des Augenlichtes geblendet, auf der Veste Hohenems seine Tage vertrauern muß.

Das heutige Kloster der heiligen Odilia, nach den Stürmen der französischen Revolution 1851 durch eine Art elsäßische Landeskollekte vom Bischof zu Straßburg neu aufgerichtet und vom Generalvikar Schir mit Kunstverständnis baulich hergestellt, gehört Schwestern

vom dritten weiblichen Orden des heiligen Franziskus und etlichen mit Wald- und Feldarbeit beschäftigten Laienbrüdern. Es gewährt eine einfache anspruchlose Gastfreundschaft. Einen schwereren Tag aber hat die würdige Superiorin oder „Frau Mutter“ (Druis Antistita wäre zu Cäsars Zeit der ältesten Druidin richtiger Titel gewesen) samt allen Nonnen hier oben wohl nicht erlebt, als den zweiten Mai im Jahre des Heils 1872, als die deutschen Festgäste, die der feierlichen Eröffnung der Universität Straßburg angewohnt hatten, das Kloster mit friedlichem Überfall und — um das Wort des Lucanus nochmals scherzhaft zu gebrauchen — „mit schrecklichem Festbrauch“ heimsuchten; statt vierhundert, wie angemeldet war, wohl fünfzehnhundert an der Zahl. Da hub sich deutschen Studentenlebens fröhlicher Schall unter den Linden des stillen Klosterhofes, da ward in Hallen und Gängen, vor Küchen und Kellerpforten in freundlich wirrem Gedräng der „Kampf ums Dasein“ gestritten, um Schüsseln mit Rettichen, mit Fleisch und grüßenden Salaten, da sah man einen verehrten Festgast fürstlichen Standes nicht verschmähen, den Klosterwein in Ermanglung des Glases aus alter Kaffeeschale zu trinken, da lagerten in bunten